This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

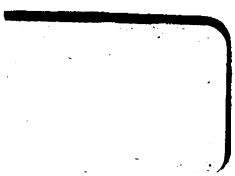
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



Gottschalck.

EAW

George Wilhelm Friedrich Hegel

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX
TILDEN FOUNDATIONS

Heinrich Kiel

Giebichenstein p.

3801

Die Ritterburgen und Bergschlösser Deutschlands,

von

Friedrich Gottschalck.

Kunitzburg.

Erster Band.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.

Halle,

bei Hemmerde und Schwetschke. 1815.

1

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
816287
ASTOR LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1918 L

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Inhalt
des ersten Bandes.

Ueber die Entstehung, den Verfall und die Bauart der Ritterburgen in Deutschland . . . . Seite 1

1. Kynast bei Warmbrunn in Schlesien 51
2. Hohenzollern bei Hechingen im Fürstenthum Hohenzollern-Hechingen 85
3. Scharzfeld bei Osterrode am Harz im Königreich Hannover 109
4. Kunitzburg bei Jena an der Saale im Großherzogthum Sachsen-Weimar 125
5. Giebichenstein bei Halle an der Saale . . 135
6. Anhalt bei Ballenstedt am Harz im Herzogthum Anhalt-Bernburg 157
7. Stolpen bei Dresden im Königreich Sachsen . 169
8. Falkenberg bei Detmold im Fürstenthum Lippe 187
9. Starchemberg bei Wien 193
10. Plesse bei Göttingen im Königreich Hannover . 205

11. Wirtemberg bei Stuttgart im Königreich Wirtemberg . . . . . Seite 251
12. Spatenberg bei Sondershausen im Fürstenthum Schwarzburg-Sondershausen 245
13. Lichtenberg bei Ostheim vor der Rhön, im Groß-Herzogthum Sachsen-Weimar 267
14. Troßky im Königreich Böhmen 277
15. Harzburg zwischen Goslar und Wernigerode am Harz im Königreich Hannover 285
16. Berneck zwischen Baireuth und Hof im Königreich Baiern 303
17. Strausberg bei Sondershausen im Fürstenthum Schwarzburg-Rudolstadt 315
18. Nordeck bei Marburg im Kurfürstenthum Hessen 325
19. Rötteln bei Lörrach im Großherzogthum Baden 331

Ueber

die Entstehung, den Verfall und die Bauart der Ritterburgen und Bergschlösser Deutschlands.

Eine gedrängte Darstellung desjenigen, was zur Erbauung der deutschen Bergschlösser Veranlassung gab, eine Aufzählung der mannigfachen Ursachen zu ihrer Zerstörung und zu ihrem Verfall, und einige allgemeine Bemerkungen über die gewöhnliche äußere und innere Einrichtung und Bauart derselben, dürften wohl keine überflüssige Einleitung in die Geschichte und Beschreibung der Burgen seyn. Sie wird einen Ueberblick vom Ganzen gewähren, welcher bei der speciellen Geschichte der Burgen nicht anzubringen war. Sie wird, indem sie die Ritterzeiten in ihrer wahren Gestalt zeigt, dazu beitragen, den lachenden Gemälden, die wir in Romanen und Gedichten davon finden, und durch welche sie eigentlich so viel Anziehendes für uns erhalten haben, das blendende Farbenspiel zu nehmen. Sie wird die Ueberzeugung herbeiführen, daß wir uns glücklich preisen können, sie nicht erlebt

zu haben, und dagegen von einer höhern Stufe der Kultur auf jene rohen Zeiten zurückblicken können, wo das Recht des Stärkern — vor dessen Rückkehr, wenn auch in abgeänderter Form, uns und unsere Nachkommen der Himmel bewahren wolle — das einzig geltende war. Sie wird endlich manchen Wiederholungen vorbeugen, die außerdem nöthig gewesen wären, um verständlich zu seyn.

In den Zeiten der nächsten Nachkommen Ludwigs des Frommen, eines Sohnes Karls des Großen, wurden die Grenzen des unter Einem Könige vereinigten Deutschlands durch die Anfälle und durch die Einbrüche benachbarter fremder Völker außerordentlich beunruhigt. Vorzüglich versuchten es die Normänner, ein Zusammenfluß dänischer, norwegischer und schwedischer Seeräuber, an den nördlichen Grenzen Deutschlands, die slavischen Völkerschaften aber, und vor allen die Sorben, die Wenden und Böhmen, von der Elbe her, in Thüringen und in das heutige Niedersachsen einzudringen. Gelang ihnen ein solcher Raubzug, so verwüsteten, mordeten und raubten sie nach Art der Barbaren. Alle Kriege, gegen sie geführt, alle Einfälle, die in ihre Länder gethan wurden, waren nicht hinreichend, diese wilden Horden zu zähmen, und sie in ihren Grenzen zurückzuhalten. Um dieß nun zu bewirken, fingen besonders die Grenzbewohner an, feste Oerter zu erbauen, in welchen

sie gegen ihre Feinde gesichert waren, und von wo aus sie sich besser vertheidigen konnten. Die Muster dazu nahmen sie von den in den Gegenden des Rheins und der Donau noch in Menge befindlichen römischen Burgen her. Eine jede solche Burg wurde demnach eine kleine oder größere Festung, die nur mit Gewalt nach einer ordentlichen Belagerung erobert werden konnte.

Anfangs erlaubten die Könige die Anlegung solcher Oerter sehr gern, ja sie ermunterten sogar dazu, indem sie durch die Befestigung ihrer Grenzen ihre eigene Sicherheit und Selbsterhaltung gegründeter glaubten; aber nur zu bald mußten sie einsehen, daß sie durch diese von den Umständen abgedrungene Erlaubniß die äußere und innere Ruhe des Staates auf das gefährlichste untergraben hatten. Denn der Adel oder die Grundbesitzer fingen an, auf den ihnen zugehörigen Hügeln und Bergen befestigte Schlösser zu errichten. In diese legte der Eigenthümer eine Art von Besatzung, die gewöhnlich keinen Sold erhielt, sondern sich von Raub und Beute nährte, die umliegende Gegend ausplünderte und die Vorüberziehenden beraubte. Es schien ihnen zweckmäßig und vortheilhaft, in Streitigkeiten mit ihren Nachbarn das durch das Kampfrecht scheinbar gebilligte Recht der Selbsthülfe auszuüben. Sie verheerten daher die Besitzungen dessen, der sie beleidigt hatte, oder an welchen sie eine rechtliche Forderung zu haben glaubten. Jeder, der im Stande war, sich durch einen Theil seiner Besitzungen, die er Andern zu Lehn gab, einen Anhang von getreuen Vasallen

zu verschaffen, bediente sich eines uneingeschränkten Rechts der Waffen: und so entstand das Faustrecht.

Dieses schreckliche, durch die Gesetze begünstigte Recht, Privatstreitigkeiten durch Privatkriege zu schlichten, machte Deutschland viele Jahrhunderte lang zum unglücklichsten Schauplatze von Krieg, Raub, Mord und Brand. Man übte es nicht nur gegen seine Feinde, oder gegen solche aus, an die man gegründete Ansprüche zu machen hatte, sondern die mächtigen Burgbesitzer mißbrauchten es auch ohne allen rechtlichen Schein, die benachbarten Landleute zu überfallen, zu berauben, oder zu zwingen, sich unter ihren Schutz zu begeben und ihnen Dienste zu leisten. Aber auch damit begnügten sich die Burgherren nicht. Viele von ihnen lebten als öffentliche Räuber, indem sie die Heerstraßen mit ihren Reisigen besetzten und Reisende beraubten und plünderten. Einem vorüberziehenden Kaufmann Alles abnehmen; einen Landeigenthümer auf seinem Guthe überfallen und ausplündern; einem reichen Pfaffen auflauern, ihn auf die Burg schleppen, und so lange gefangen halten, bis er sich durch eine beträchtliche Summe gelöst hatte: das war so wenig Schande, daß mancher Nominal-Edle sich es vielmehr zur Ehre anrechnete, oder es doch für ein erlaubtes Handwerk hielt. Diese Art von Gewaltthätigkeiten der Schnapphähne gegen die Geistlichkeit nannte man in der Sprache des Faustrechts das Niederwerfen, wogegen die Dekretalen der Päpste stets, jedoch immer fruchtlos, eiferten. Selbst Exkom-

munikationen und Interdikte wirkten nicht, da sie zu häufig kamen.

Die deutschen Könige widersetzten sich zwar aus allen Kräften diesen himmelschreienden, für ihre eigene Existenz gefährlichen, Gewaltthätigkeiten, und ließen die Raubburgen so viel möglich zerstören; allein sie waren zu schwach, ihren Anordnungen den gehörigen Nachdruck zu geben: und so fraß das eingerissene Uebel wie ein Krebsschaden immer mehr um sich.

Schon in der Mitte des neunten Jahrhunderts ließen die damaligen deutschen Könige Verordnungen gegen das eingerissene Faustrecht ergehen, worin sie den Uebertretern mit dem göttlichen und königlichen Bann droheten. Karl der Kahle ließ im Jahre 864 alle Burgen, die ohne königliche Erlaubniß erbauet waren, niederreißen; allein die Zwistigkeiten in der regierenden Karolingischen Familie und die immerwährende Furcht vor den Anfällen benachbarter Völker, besonders der Hunnen, welche die Einrichtung kriegerischer Anstalten zur Vertheidigung des Vaterlandes zur Hauptbeschäftigung der Regierung machen mußte, so wie die Eifersucht und das unaufhörliche Entgegenstreben der Könige und mehrerer zu mächtig gewordener Staatsbedienten, endlich noch die schädlichen Folgen des Lehnwesens, waren die Ursachen von dem Sinken des Ansehens der Könige, und wurden eben hierdurch die Stützen des Faustrechts. Die Könige mußten zufrieden seyn, daß ihre Vasallen die Lehndienste gehörig leisteten, wenn sie sie dazu aufforderten, und durften sich nicht viel

darum bekümmern, was jene mit ihren Bauern oder Leibeigenen vornahmen, oder was sie untereinander für Streitigkeiten hatten.

So griff das verderbliche Faustrecht immer weiter um sich, vorzüglich zu Ende des neunten und im Anfange des zehnten Jahrhunderts. Das Uebergewicht, das um diese Zeit der geistliche Stand über den weltlichen erhielt, gab Gelegenheit zu einer heftigen und gefährlichen Eifersucht zwischen beiden Ständen, und erzeugte auch eine Menge grausamer Befehdungen, die oft nur durch die äußerste Strenge der Könige beigelegt werden konnte *).

Den Vortheil, den der Besitz der Burgen in Fehden gewährte, verkannten indessen die Regenten selbst nicht. Ludwig II., Landgraf von Thüringen, erbauete die Wartburg, die Neueburg, und Kaiser Heinrich IV. ließ von 1072 bis 1076 eine überaus bedeutende Anzahl Burgen in Thüringen und Sachsen wider die Bewohner dieses Landes aufführen. Wo nur ein gelegener Hügel war, ließ Letzterer Kastelle anlegen. Wurde eine Stadt, eine Burg belagert und nicht bald erobert: gleich stiegen um sie Burgen in die Höhe, an welchen das Landvolk Tag und Nacht arbeiten und die Kosten des Baues noch obendrein tragen mußten. Alle belegte Heinrich mit starker Besatzung, welche nicht er besoldete, sondern das Land unentgeltlich verpflegen mußte. Dieses wäre nun noch

*) Geschichte des Ritterwesens im Mittelalter, von J. Kaiserer. Wien 1804. 8. S. 329.

zu ertragen gewesen, allein diese Besatzungen verlangten mehr, als ihnen zukam; und da sie dieß nicht gutwillig erhielten, so beraubten und plünderten sie die umliegende Gegend, trieben Heerden weg und begingen überhaupt alle mögliche Ausschweifungen. Um sich dagegen zu schützen und Gewalt mit Gewalt vertreiben zu können, legten die Landbewohner ebenfalls feste Burgen an *): und so war denn immer eine Burg die Veranlassung zur Erbauung einer andern.

Wie sehr Heinrich den Anbau solcher Burgen übertrieb, davon finden wir in vielen Gegenden Sachsens und Thüringens noch jetzt die überzeugendsten Spuren. So sieht man in den Ebenen des Niederharzes, und besonders um Quedlinburg herum, gegen zwanzig Ueberreste alter Schlösser aus jenen unglücklichen Zeiten in einem Bezirk von zwei bis drei Meilen **).

Alle diese Schlösser wurden aber in dem sächsischen Kriege, der von 1070 bis 1089 dauerte, bald von den königlichen Völkern, bald von den Landesbewohnern erobert, zerstört und wieder aufgebauet, wie wir dieß bei Erzählung der Schicksale mehrerer Schlösser dieser Gegenden ausführlicher hören werden.

---

*) Heinrich, deutsche Reichsgeschichte, 2ter Band, S. 367. 511. 512.

**) Mehr über Heinrichs erbauete Burgen wird in diesem Bande bei der Geschichte des Schlosses Spatenberg vorkommen.

Immer mehr breitete sich jedoch das Faustrecht aus, und nach der Erzählung gleichzeitiger Schriftsteller trieb die unlautere Beschäftigung des Straßenraubes der Adel oder der Ritterstand fast ausschließend.

Deutschland hatte indessen außer den Normännern und Wenden noch einen neuen weit gefährlichern Feind an den Ungarn bekommen, welche ihre jährlichen Einfälle oft bis in das Innere, ja bis an die entgegengesetzten Grenzen Deutschlands ausdehnten. Diese Einfälle waren die Ursache, daß die Herzöge, Mark- und Landgrafen, auch andere Große, da die Rettung jeder einzelnen Provinz beinahe allein von ihren Vertheidigungsanstalten abhing, immer mächtiger wurden, das Ansehn der Könige aber desto tiefer sank. Die Vasallen jeder einzelnen Provinz setzten unter dem Schutze der Herzöge und der andern mächtigen Reichsbeamten ihre Befehdungen und Räubereien fort: und so geschah es, daß das Faustrecht, auch unter den Königen aus dem sächsischen Hause, ungehindert fortdauerte, und zuletzt für ein allgemeines, wohlhergebrachtes Recht gehalten wurde.

Heinrich II. erließ noch eine Verordnung dagegen, allein die Könige konnten es nicht mehr unterdrücken, sondern begnügten sich, wie Konrad II., damit, eine sogenannte Treuge, oder einen auf göttlichen Befehl für einige Tage in der Woche verordneten Waffenstillstand, bekannt zu machen.

Aehnliche, auf die Wiederherstellung des öffentlichen Landfriedens abzweckende Verordnungen erließen auch

seine Nachfolger *). Friedrich I. erneuerte die alte Strafe des Hundetragens für die Befehder, und verurtheilte 1155 wirklich zwei der angesehensten Reichsfürsten dazu: den Erzbischof von Mainz und den rheinischen Pfalzgrafen Herrmann von Stahleck, weil sie einander befehdet und die ganze Rheingegend durch Raub, Mord und Brand verwüstet hatten. Der Erzbischof wurde jedoch wegen seines hohen Alters davon dispensirt, aber der Pfalzgraf mußte mit noch zehn mitschuldigen Grafen eine deutsche Meile weit räudige Hunde tragen. Dieß Beispiel machte in ganz Deutschland einen so wohlthätigen Eindruck auf die Befehder, daß sie ihre Waffen lange Zeit ruhen ließen, besonders da Friedrich überall herumreiste, verschiedene Raubschlösser zerstörte, und sogar einige ergriffene Räuber am Leben bestrafte. Friedrich wurde jedoch durch die unglücklichen italienischen Kriege verhindert, die Ordnung ferner so zu erhalten; und am Ende seiner Regierung mußte er die Befehdungen unter der Einschränkung zulassen, daß sie wenigstens drei Tage vorher durch einen sichern Boten angesagt werden sollten, damit Niemand ungewarnt und unvorbereitet überfallen werden konnte.

Friedrich II., der mit Leibes- und Lebensgefahr, ja mit der Gefahr, die Krone zu verlieren, in seinen Erbkönigreichen Ordnung und Gerechtigkeit hergestellt hatte, versuchte dieß auch in Ansehung Deutschlands. Auf dem berühmten Reichstage, den er 1235 zu Mainz hielt, errich-

*) Kaiserer, Gesch. des Ritterwesens, S. 335.

tete er einen Landfrieden für Deutschland. Nur Schade, daß Friedrich zugleich König von Sicilien war, und daß er mehr an Italien, als an Vollstreckung seiner Gesetze in Deutschland dachte.

Wie es nach seiner wiederholten Exkommunikation und ungeachtet des angeordneten Landfriedens doch noch in Deutschland aussah, beschreibt uns ein damaliger Geschichtschreiber *) mit folgenden Worten:

„Pabst Gregorius IX. exkommunicirte den Kaiser. „Nun freuten sich die Räuber, die Leuteschinder frohlock„ten über die erhaschte Beute. Die Pflugscharen wurden „in Schwerter, und die Sensen in Lanzen verwandelt. „Keiner war, der nicht Stahl und Stein bei sich führte, „um sogleich Feuer anlegen zu können."

Auch Wilhelm von Holland sorgte für die öffentliche Ruhe, und brachte 1255 einen neuen Landfrieden zu Stande; allein da nach seinem Tode das Reich kein allgemein anerkanntes Oberhaupt hatte, so war an die genaue Vollstreckung weder seines, noch des Friedrichschen Landfriedens zu denken. Jeder that, was er wollte; jeder mußte sich zu schützen suchen, so gut er konnte.

So gab unter andern der Tod des Landgrafen, zuletzt Königs Heinrich Raspe, Veranlassung zu einem Successionskriege unter seinen Seitenverwandten, welcher von 1248 bis 1265 Thüringen mit Unglück und Elend erfüllte, da jeder Herr seyn wollte und keiner es war. In

*) Conradi episcopi chronicon bei Urstis, S. 574.

diesem Kriege entstanden sechzehn neue Burgen, welche aber größtentheils auch im Laufe desselben wieder zerstört wurden. Eine thüringische Chronik *) schildert den damaligen Zustand Thüringens mit folgenden Worten:

„Als der römische König Heinrich (Raspe) ohne Lei„beserben starb, entstand viel Uebels und Bosheit auf dem „Lande zu Thüringen und Hessen, denn ein jeglicher wollte „des andern Herr seyn. Da waren zween Ritter, Herr „Herwig von Hurselgau, und Herr Johann Otze mit an„dern ihren Helfern, die huben an, und raubten von Ei„senach an zween Enden, und trieben all ihr Vieh weg „bis gen Zeemberg. Da fingen sie den Vogt von Zeem„berg, der ihnen das gerne gewehrt hätte. Darnach die „andern Edlen Mächtigen, die erwählten Berge, und „baueten Schlosse, wo sie wollten. Die erbarn Leute an „der Werre worfen sich zu Hause und bauten Branden„fels. Die von Eschewe bauten die Krachenburg und den „Heldenstein. Die von Stockhusen baueten die Mali„tenburg bei Fischbach, die von Wangenheim baueten die „Kalnburg. Die von Kolstede baueten Stenfurth. Herr „Herrman Schwarz, Ritter, bauete Stroyß naume. „Die von Lehnitze baueten Leuchtenwald. Die von Ko„besten baueten Scharfenberg, die von Frankenstein Wal„denburg. Herr Walter von Farila ward Feynd der „Grafen von Schwarzburg und von Keffernberg, und

*) Fortsetz. der thür. Chronik in Schminke's monument. Halliae, Th. 2. S. 405.

„verbrannte ihnen ihre armen Leute, und die Grafen „wollten ihm das wehren und kamen mit ihm zu Streit „bei Homberg, und es glückte ihm, daß er drei Grafen „mit vielen erbaren Leuten fing, und mit ihm heim„führte."

Dieß war auch der Zustand von ganz Deutschland, nur daß es in einigen großen und geschlossenen Ländern, z. B. in Baiern, Böhmen und Brandenburg, etwas leidlicher ausgesehen haben mag.

Die Burgen oder Schlösser, die schon in den vorigen Zeiten eine Plage von Deutschland waren, wurden es nun viel ärger. Nebst dem, daß mehrere davon in förmliche Raubschlösser ausarteten, waren auch die übrigen, die zur Beschützung einer Gegend angelegt waren, nicht viel besser. Ich will die Sache durch ein Beispiel erläutern, welches dem Leser ein deutliches Bild von den hamaligen Zeiten entwerfen wird.

Ein fränkischer Ritter, Namens Schott, bauete auf den Grund und Boden des Klosters Banz das Schloß Schottenau. Er starb während des Baues, wurde exkommunicirt, und blieb lange Zeit unbegraben liegen. Dennoch suchte sein Sohn den Bau zu vollenden. Da kam der Herzog von Meran als Erb- und Schirmvogt des Klosters, und wollte auf dem nahe dabei gelegenen Berge Steglitz ebenfalls eine Burg bauen, obgleich der Bischof Otto von Bamberg, der den Berg dem Kloster geschenkt, schon im voraus alle die exkommunicirt hatte, die sich unterstehen würden, eine Burg darauf zu errich-

ten. Der Herzog bediente sich jedoch folgender Gründe gegen die Vorstellung des Abts: Als Vogt des Klosters habe er das Recht dazu; zur Verhütung der Beraubung und Verheerung seiner Güter müsse er es thun, und wenn er es nicht thäte, dürfte ihm der Bischof von Würzburg zuvorkommen. „Nun" — sagte der Abt in einer Urkunde des Klosters Banz — „war also unsere Kirche in „Mitte der Wölfe. Denn was die von Schottenau übrig „ließen, raubten die Burgmänner des Herzogs, und was „die Raupe noch übrig ließ, verzehrte die Heuschrecke, „und so weinten die Mönche, das umliegende Land wurd „verheeret, der Ackersmann geplagt, und um die Früchte „seiner Arbeit gebracht," bis endlich auf dringendes Ansuchen des Abts die Bischöfe von Bamberg und Würzburg mit dem Herzoge übereinkamen, daß beide Burgen niedergerissen werden sollten, welches auch geschah *).

Ungeachtet der zu Gunsten der Geistlichen emanirten Konstitution Kaiser Friedrichs II., war in den folgenden Zeiten kein Berg, der nicht seinem Herrn oder dem Nachbar desselben die Versuchung eingeflößt hätte, eine Burg darauf zu erbauen, wie wir dieß theils aus den noch vorhandenen Trümmern, theils aus andern Urkunden und Denkmalen ersehen können. Selbst die Erzbischöfe von Mainz hatten mehrere Fehden mit den Grafen von Reineck, weil diese durchaus in den benachbarten, dem Erzstifte zugehörigen Spessarter Walde Schlösser anlegen wollten.

*) Schmidt, Geschichte der Deutschen, 7ter Bd. S. 156.

Hieraus kann man leicht schließen, wie es erst den minder Mächtigen ergangen seyn mag.

Ja sogar aus ihren gewöhnlichen Wohnhäusern und Residenzen, sie mochten allein auf Bergen oder in Städten liegen, machten die Fürsten und Grafen Burgen und Festungen. Man sieht daraus, daß sie sich nicht allein vor auswärtigen Feinden, sondern sogar vor ihren eigenen Unterthanen fürchteten. Die Bischöfe dachten nicht viel besser, oder waren vielmehr gezwungen, eben so zu denken und sich zu verschanzen, um vor ihren eigenen Schäflein sicher zu seyn. Manche verließen sogar ihre Residenzstädte, ob es ihnen gleich die alten Kirchengesetze geboten, in Städten zu wohnen, und erbauten sich auf Höhen Burgen.

Da nicht jeder Ritter im Stande war, sich eine Burg zu bauen, so vereinigten sich manchmal mehrere, und bauten eine auf gemeinschaftliche Kosten, die sie dann auch mit vereinter Macht vertheidigten. Die Herrschaft darüber blieb gemeinschaftlich, woraus die sogenannten Ganerbschaften entstanden sind.

Diejenigen, welche in freundschaftlichen Verhältnissen lebten, erlaubten es einander, wenn einer vom Feinde verfolgt ward, in der Burg des Andern seine Zuflucht nehmen zu dürfen. Daraus entstand das Oeffnungsrecht.

Auch den Ursprung des Geleitsrechts finden wir in diesen Zeiten. Da nemlich wegen der vielen Fehden und wegen der förmlichen Räubereien, die Straßen sehr unsicher waren, so blieb dem Kaufmanne nichts übrig, als entweder in einem starken Gefolge oder unter einer sichern

Bedeckung zu reisen. Diese von Haus mitzunehmen, war theils zu kostbar, theils würden die Landesherren fremden Bewaffneten den Durchzug nicht verstattet haben. Sie mußten sie sich daher von Letztern gegen eine gewisse Erkenntlichkeit erbitten, wozu sich diese um so williger verstanden, indem sie dadurch ihre Einkünfte vermehren und ihre Söldner zum Theil von fremdem Gelde erhalten konnten. Aber auch diese an sich gute Einrichtung artete zuletzt aus, weil man auch diejenigen geleitete, die kein Geleit verlangten, oder sie weiter geleitete, als sie geleitet seyn wollten, oder als es den Nachbarn, die ebenfalls das Geleitsrecht ausüben konnten, anständig war, worüber Streitigkeiten in Menge entstanden *).

Wenn unsere Zeiten an Einfalt der Sitten und an so mancher Tugend des häuslichen Lebens dem Ritterzeitalter nicht gleichkommen, wenn wir es um seine kolossalische Kraft, um den eisernen Geist und das Ausharren in Gefahren mit Recht beneiden, so übertreffen sie dasselbe doch an Menschlichkeit und an gefühlvoller Theilnahme an dem Glück und Wohl unserer Nebenmenschen. Freilich wich mit ihm Einfalt der Sitten, aber zugleich auch die unbeschreibliche Rohheit und Gefühllosigkeit, die unerbittliche Grausamkeit und Hartherzigkeit, die fest, wie ihre Thürme, waren, und so ausgezeichnete Merkmale der Ritterzeit sind. Wo giebt es wohl unter uns Deutschen einen Regenten, der es wagen darf, ein Symbol, wie

*) Schmidt ebend. S. 154.

das des Grafen Eberhard von Wirtemberg — Gottes Freund und aller Menschen Feind! — zu wählen?

Aber selbst die angestrengtesten und anhaltendsten Bemühungen eines von edlem Rittersinn und von unablässiger Thätigkeit beseelten Rudolphs von Habsburg, waren nicht vermögend, das vielköpfige Ungeheuer, die Raubsucht der Ritter, zu tilgen. Gleich nach dieses Kaisers Zurückkunft aus Oesterreich im Jahre 1281 war es sein erstes Geschäft, auf einem Reichstage zu Regensburg von den fränkischen Bischöfen, Grafen, Herren, Edelleuten und Städten auf fünf Jahre lang einen neuen Landfrieden, welches der dritte in diesem Jahrhundert errichtete war, beschwören zu lassen. Eben so ließ er in diesem Jahre auf einem Reichstage zu Mainz den von Friedrich 1235 gegebenen Landfrieden von den anwesenden Kurfürsten, Fürsten u. s. f. am Rheine, von Kostnitz bis Köln, auf fünf Jahre lang beschwören. Die schwäbischen und baierschen Stände mußten dieß 1286, die elsassischen aber 1288 ebenfalls thun.

Eine in seinem aufgerichteten Landfrieden begriffene Verordnung war, daß niemand eine Burg haben solle, es geschehe denn ohne des Landes Schaden. Allein diese alte Plage Deutschlands dauerte dessen ungeachtet fort. Rudolph war daher sehr darauf bedacht, Raubburgen theils durch seine Landvögte zerstören zu lassen, theils selbst zu belagern und zu zerstören *). So soll er im Jahre 1290

*) Schmidt ebend. 8ter Bd. S. 89.

1290 sechs und sechzig Raubschlösser in Thüringen zerstört haben. Man kann sich hieraus einen Begriff von der zahllosen Menge solcher Adlernester in Deutschland machen, da in Thüringen allein eine so bedeutende Zahl verwüstet werden konnte, und außer diesen doch manches auf seinem Felsgipfel unerobert stehen geblieben seyn mag. Eine eben so beträchtliche Anzahl zerstörte er auch in Franken und Schwaben. Gegen dreißig landfriedensbrüchige Edelleute ließ dieser muthige Herrscher zu gleicher Zeit auf das empfindlichste bestrafen, und den vorhin erwähnten Grafen Eberhard von Wirtemberg züchtigte er auf die ausgezeichnetste Weise; aber dennoch waren solche Beispiele nicht hinreichend, Schrecken zu erregen und andere Grundsätze einzuflößen.

Im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts zerstörte Friedrich mit der gebissenen Wange auch sehr viele Raubschlösser, besonders in Sachsen.

Im Jahr 1317 ließ Kaiser Ludwig der Baier durch die Burggrafen von Nürnberg alle Burgen dasiger Gegend zerstören, welche räuberischen Edelleuten zum Aufenthalt dienten, und gab ihnen gleich alle die zu Lehn, die sie zerstören würden. Diese Vollmacht wurde vom Kaiser Karl IV. im Jahr 1355 erneuert, und die Burggrafen Johann II. und Albrecht beauftragt, alle Raubschlösser einzunehmen und als Reichslehn zu behalten *).

*) Helfrecht, Ruinen, Alterthümer und noch stehende Schlösser auf dem Fichtelberge. Hof, 1795. S. 15.

Auch mehrern sächsischen Städten ertheilte Karl die Erlaubniß, gegen die Wegelagerungen und Befehdungen der Raubritter vom Sattel und Stegreif (Steigbügel), welche hier besonders schaarenweise wie Raubvögel in den unzugänglichsten Felsenfesten horsteten, einen eigenen Bund zu schließen.

Unter diesem Drucke, dem Deutschland unterlag, wurde gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts der Gebrauch des Schießpulvers bekannt. Die Kriegs- und Belagerungskunst erhielt nun eine ganz andere Gestalt. Alle bis dahin zum Vertheidigen, Belagern und Berennen gebrauchten Maschinen, als Bogen, Pfeile, Armbrüste, Wurfmaschinen, Mauerbrecher, wichen dem groben Geschütz, oder wurden wenigstens nur neben diesem gebraucht. Dieß aber war der meisten Schlösser Ruin, selbst derer, welchen man mit den bisher üblichen Belagerungsmaschinen entweder nur mit vieler Mühe oder gar nicht beikommen konnte, und sie daher für unüberwindlich hielt. Das erste Geschütz, wobei man sich des Pulvers bediente, waren sogenannte bombardae oder Donnerbüchsen, welche anfangs mit steinernen und hernach erst mit eisernen Kugeln geladen waren.

Mit dem Faustrecht blieb es jedoch in diesem Zeitraum fast noch eben so, wie in den beiden vorhergegangenen Jahrhunderten. Man suchte nur die Wirkungen desselben durch die Vereinigung mehrerer Fürsten, Herren und Stände zur Aufrechthaltung und Befolgung der Gesetze des Privatkrieges zu vermindern. Ausländer nann-

ten damals den deutschen Adel eine große Räuberbande, unter welcher der Raubsüchtigste der Geehrteste sey.

Nach dem Egerschen Landfrieden von 1389 sollten alle Straßen, Kirchen, Klöster, Pfaffheit, Kirchhöfe, Mühlen, alle Pflüge mit Pferden, nebst den Bebauern der Weingärten, Aecker und Felder sicher seyn und nicht angetastet werden dürfen. Die kriegführenden Parteien durften im höchsten Nothfalle nicht mehr Fourage vom Felde nehmen, als sie mit der Lanze von der Heerstraße erreichen konnten. Niemand durfte an den Stillstands- oder Friedenstagen die Waffen gebrauchen; selbst bei Belagerungen wurde an diesen Tagen geruht. Auch mußten die Parteien einander die Fehde wenigstens drei Tage zuvor durch einen sichern Boten ankündigen und sich unterdessen auf der Heerstraße so ruhig und ordentlich verhalten, wie andere Reisende, wenn sie nicht alle Landfriedensstände und den Kaiser selbst wider sich aufbringen wollten. Allein ein solcher Landfriede war immer nur auf einige Jahre geschlossen. Seine Vorschriften zu befolgen, waren auch nur diejenigen schuldig, welche ihm freiwillig beigetreten waren. Für Nichtbeigetretene hatte er daher keine verbindende Kraft, und so war es immer der Fall, daß, während hier ein Landfriede abgeschlossen war, dort die heftigsten Fehden geführt wurden. Auch sahen die minder mächtigen Reichs- und Landstände den Landfrieden meistens als ein verstecktes Mittel an, sie sicher zu machen und zu entwaffnen, um sie desto leichter unter das Joch zu bringen. Freilich bestätigts die Erfahrung

sehr oft diesen Argwohn, und es entstand zuletzt das Sprichwort: es ist dem Landfrieden nicht zu trauen *).

Der Hussitenkrieg, welcher seit 1420 als Sache des deutschen Reichs betrachtet wurde, und bis 1438 dauerte, war das Grab vieler Burgen. Im Jahr 1430 allein verwüsteten die Hussiten in Meißen, Franken und Niederbaiern über hundert Städte und Schlösser.

Es gehört gewiß mit zu den Unbegreiflichkeiten, die nicht selten in der Geschichte aufstoßen, wie es möglich war, daß die Regenten einer großen und doch auch nicht ganz unkultivirten Nation den Greuel, durch Staatsbürger selbst schändlicher Weise unaufhörlich in die Eingeweide des Staats wüthen zu lassen, viele Jahrhunderte lang entweder nicht abstellen konnten, oder — wie es fast noch wahrscheinlicher ist — von Grund aus nicht abstellen wollten. Alle von dem neunten Jahrhundert her bis zu Ende des funfzehnten dagegen gemachten Vorkehrungen griffen das Uebel nie an der Wurzel an. Sie waren bloß Palliative, die den Schaden nicht nur nicht heilten, sondern zum Theil auch sogar übel ärger machten, indem sie durch Einschränkung des alleräußersten Mißbrauchs, wie z. B. in der Treuge der Fall war, die unvernünftige Idee von der Rechtlichkeit der Privatselbsthülfe an sich gewissermaßen sogar sanktionirten. Der tief eingewurzelte Glaube an diese vermeintliche Rechtlichkeit — wovon die Regenten selbst angesteckt waren — diente dem Unwesen

*) Heinrich, deutsche Reichsgesch. Bd. 2.

einigermaßen zur Beschönigung, wenigstens so lange, als keine ordentlich bestellten Gerichtshöfe vorhanden waren, bei welchen Jedermann im Reiche hätte Recht suchen und finden können. Ordentliche, mit Energie ausgeführte Einrichtung des Gerichtswesens im Reiche wäre das sicherste Mittel gewesen, dem Faustrechte früher ein Ende, und die vielen Raubschlösser unschädlich zu machen. Dieß war aber gerade der Punkt, an welchen man bis gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts gewöhnlich gar nicht dachte; oder, wurden auch einige Male Vorschläge darüber gemacht, so blieben sie doch immer unausgeführt. Es war also wirklich keine Justiz im Lande.

In einem solchen gesetzlosen Zustande, wo Jeder das Richteramt selbst übte und gleich von vorn herein exekutivisch verfuhr, da war es freilich möglich, Thatsachen, wie folgende, ungestraft zu begehen. Der Graf Johann von Hohenstein haßte die Mönche im Kloster Walkenried, weil sie ihm einst ihre Thore geschlossen hatten, als er von einer Fehde, reich mit Beute beladen, zurückkam, und diese hier in den friedlichen Klostermauern mit seinen Gesellen theilen wollte. Er neckte und zwickte sie, wo er konnte, und fand, als ihr Nachbar, häufige Gelegenheit dazu. Einige seiner Vasallen folgten diesem Beispiele, und machten es eben so. Einer von ihnen fand einmal einen Mönch in seinem Jagdgehege, den er schon einige Male gewarnt und sich solche Besuche verbeten hatte. Jetzt ließ er ihn ergreifen, beistecken, und ein eigends dazu verfertigtes Halsband mit Stacheln verfertigen, das, wenn es ge-

schlossen war, nicht wieder geöffnet werden konnte. Dieß wurde dem Mönche um den Hals gelegt und er nun wieder frei gelassen. Unter den heftigsten Schmerzen eilte er nach seinem Kloster zurück. Der Hals schwoll entsetzlich an, er konnte weder essen noch trinken. Seine Brüder versuchten alles Mögliche, ihm zu helfen, aber Alles war vergebens. Sie hielten daher Betstunde, segneten den armen Bruder zum Tode ein, und brachten ihn dann in die Schmiede. Hier wurde das Halsband auf dem Amboß zerschlagen, aber der Unglückliche starb unter dieser Operation *).

Wo es so herging, wo solche eigenmächtige, solche willkührliche Rechts-Unpflege gehandhabt wurde, da konnten freilich auch die vielfältigsten Zerstörungen einzelner Raubburgen solchen Gräueln, den Folgen des Faustrechts, nicht Einhalt thun. Da, wo heute zehn solcher Räuberhöhlen vernichtet waren, wurden morgen unter dem Vorwande der Sicherheit zehn andere und noch mehrere wieder erbauet, und die Räubereien daraus nahmen von Tage zu Tage mehr überhand. Im funfzehnten Jahrhundert war die Zerrüttung aufs Höchste gestiegen. Dazumal war — wie sich ein gleichzeitiger Schriftsteller, der italienische Bischof Johann Anton Kampanus, ausdrückt — ganz Deutschland eine Mördergrube, und bei dem Adel war Raubgierde, je ausschweifender sie war, desto ruhmvoller. Der

*) Hoche, Geschichte Hohensteins, S. 157.

Adel behielt jedoch diesen Ruhm nicht ausschließend. Die Städte nahmen ebenfalls Theil daran, und zuletzt hielt sich jeder Unterthan, bis auf den niedrigsten Pöbel herunter, berechtigt, eigene Fehdebriefe zu schreiben. So finden sich Fehdebriefe der Bäcker und Buben des Markgrafen von Baden an verschiedene Reichsstädte vom Jahre 1450, desgleichen der Bäcker des Pfalzgrafen Ludwigs von Augsburg von 1462, und endlich sogar ein Fehdebrief von einem Koch zu Eppenstein mit seinen Küchenjungen, Viehmägden, Schüsselwäschern ꝛc. an den Grafen Otto von Solms, von 1477. Diese höchst seltsame Urkunde *) ist einer Mittheilung hier werth. Sie lautet folgendergestalt:

„Wyßet Walgeborn Junghor, Junghor Ott, Gra„ve zu Solms, daz ich, Hennz Kochc, mit mynen Ko„chenknaben, Behemeden, und allen mynen Brot-Ge„synne, nemlich Cleßgin und Henchin, Kochenknaben, „und Eißgin und Lükel, Behemeden, mit unsern Helf„fern, es syen Mezeler, Holzdreyer oder Schoßeln-We„scherßen, uwer, des uweren, uwer Lande, Lüte, und „sonderlich uwers Behs, sient sin wollen, um unsers gnä„digen Junghor, Gottfrieds von Eppenstein, Herrn zu „Münzenberg, willen, und sonderlich der Ursach halben, „als ich Hennz Kochc uwer Hemel einstechen wollte, sin

*) Sie findet sich in Müllers Reichstagstheatrum Friedrichs des 5ten, erste Vorstellung S. 97., und auch in Pütters teutscher Reichsgeschichte, 2te Ausg. von 1783. S. 373.

„ich mich darüber in ein Bein gestochen, und auch, daß „ich mit mynen Anhang für dieser Zyt, als wir uns zu „dieser Vehede geschickt, viel Arbeit gehabt han, und „obe Gott will noch zu vielmaln thund werden, Und ob „ir, oder uwer Vehe des einicher Schaden, es were mit „Sülden oder Braten nemene wurdt, wollen wir unsere „Ere an uch hiermit gnugsam verwart hain, und schei„den doch in dieser Vehde uß Hermand Kochen und sin „Mitgesellen in der Kochen. Datum unter myn Lükeln, „der Vehemede, koßelichen Innsiegel, des wir anderen „uns in der Kochen zu gemeiner Nottarf gepruchen. „Am Mittwochend nach Andreä, anno millesimo qua„dringentesimo septuagesimo septimo."

Dem Schlusse des funfzehnten Jahrhunderts war es endlich vorbehalten, den Grund zur völligen Aufhebung des Faustrechts und aller damit verbundenen Gräuel zu legen. Der Kaiser Max I. war zwar selbst gar nicht willens, auf dem im Jahre 1495 zu Worms gehaltenen Reichstage diese höchst wichtige Angelegenheit zur Sprache zu bringen, die Stände nöthigten ihn aber, auf diesem Reichstage, mit gänzlicher Abschaffung des Faustrechts, den ewigen allgemeinen Landfrieden zu vollziehen, und zu gleicher Zeit, um dieser Anordnung den gehörigen Nachdruck zu geben, unter dem Namen des Kammergerichts ein beständiges Reichsjustiztribunal zu errichten.

Hierdurch hatte man nun zwar den öffentlichen Räubereien vorgebeugt, aber im Geheimen und desto gefährlicher trieb sie der Adel noch immer fort, so, daß noch

1512 auf einem Reichstage über einreißende Mißhandlungen, über heimliches Wegfangen, Blenden, Wegführen, Mordbrennen u. s. w. Klage geführt wurde. Wie ließ sich auch erwarten, daß jene Menschen eine, Jahrhunderte alte, Lebensweise mit Einem Male sollten verlassen können, eine Lebensweise, welche sie für die einem Ritter einzig würdige hielten, die ihre Väter ernährt, bereichert hatte, in deren Ausübung sie aufgewachsen, die ihnen zur andern Natur geworden war! Nur allmählig ließ sich eine Aenderung, eine Milderung dieser Rohheit erwarten, welche durch die im sechzehnten Jahrhundert nach und nach verschwindenden Turniere, mit denen der Rittergeist und der Geschmack an ritterlichen Uebungen sich verlor, besonders bewirkt wurde.

Wie schwer es aber hielt, die selbst an den Höfen der ersten Reichsstände durch das Faustrecht eingerissenen unglaublich rohen Sitten zu verdrängen, davon ist ein redender Beweis, daß noch im Jahre 1524 die damaligen Kurfürsten von Trier und Pfalz, ingleichen die Bischöfe von Strasburg, Würzburg, Freisingen, Speier, Utrecht und Regensburg, nebst fünf rheinischen Pfalzgrafen, auch der Markgraf Kasimir von Brandenburg und der Landgraf Philipp von Hessen, zur gänzlichen, oder wenigstens halben Abstellung des Saufens und Fluchens eine eigene Vereinigung unter sich zu treffen für nöthig fanden. Sie ist zu charakteristisch, als daß ich sie nicht hier ebenfalls mittheilen sollte *).

*) Pütter a. a. O. S. 390.

„Nachdem wir alle jetzunder eigner Person uff der „Frölichkeit eines Gesellen Schießens der Armbrust bey „einander allhier zu Heydelberg gewesen, bey uns bedacht „und erfunden, daß aus Gotteslästerungen und „bishero gebrauchtem Zutrinken, vielerley „Bosheit, Unrath und verderblicher Unwillen in ganzer „Teutscher Nation entstanden und erwachsen, darum uns „Gott dem allmächtigen zu Lob und zuvorkommen fer„nern Unrath, mit einander einhelliglich entschlossen, und „bey unsern fürstl. Worten einander zugesagt und verspro„chen, und thun das in Krafft dieses Briefs, daß unser „jeglicher Churfürst und Fürst obgemeldt, wir seyn Geist„lich oder Weltlich, nun fürohin für unsere eigene „Person der Gotteslästerung und Zutrin„kens ganz oder halb uns enthalten und mä„ßigen, auch allen und jeglichen unsern Ober- und Unter„amtleuten, Hoffgesind und Dienern, Unterthanen und „Verwandten bey einer nahmlichen Straffe ernstlich gebie„ten, dergleichen bey der Ritterschaft in eines jeden „Fürstenthum und Landen gesessen fleisiglich bitten „und daran seyn sollen und wollen, sich gleichermassen, „wie Wir, des Gotteslästern und Zutrinckens ganz oder „halb zu enthalten, und müssig zu stehen, und welche „unsre Amtleuthe, Hoffgesind, Diener oder Knecht sol„ches zu halten Beschwerung tragen, das überfahren und „nicht halten wollen oder würden, den oder dieselben soll „unser jeglicher zu stunden mit Ausrichtung seines Lohns „beurlauben, an seinem Amt oder am Hoff zu bleiben

„nicht mehr gestatten, desgleichen unser Churfürsten und „Fürsten, bey dem er gewesen, eine Schrifft, wie „er abgeschieden, sich dieser Ordnung nach wiße fer„ner zu halten; Gleichermaßen sollen wir bey unsern Amt„leuten, Hoffgesinde und Dienern mit ihren Knechten, „wie vorstehet, die Dingen auch zu vollstrecken verschaffen, „und die Unterthanen, welche dieses Gebott übertretten, „und nicht halten würden, mit einer Poen, die darauf „von einem jeden Churfürsten oder Fürsten gesetzt werden „soll, so oft sich das begibt, ohnabläßig straffen, auch „die von Adel in eines jeden Fürstenthum und Landschaft „gesessen, durch gebürliche Mittel und Weeg, so viel müg„lich, davon zu weisen unterstehen. Wäre es aber, daß „unser vorgemeldte Churfürsten und Fürsten einer oder „mehr in die Niederlande, in Sachsen, die „Marck, Mecklenburg, Pommern oder dergle„chen, da Zutrincken die Gewohnheit, käme, und über „fleissig Weigerung Zutrinckens nicht geübriget seyn mögte, „sollen dieselbigen solche Zeit mit ihrem Hoffgesind und „Dienern ungefährt und mit dieser Ordnung nicht ge„bunden seyn."

Aber auch hundert und dreißig Jahre später finden wir noch unter den höhern Ständen dieselbe Rohheit der Sitten, und vorzüglich jenen gehässigen, den Menschen zum Thiere hinabziehenden Hang des Saufens. Eine höchst merkwürdige Urkunde darüber verwahrt noch jetzt die Herzogliche Bibliothek zu Gotha in der Ur-

schrift *). Es ist dieß folgender Revers, den ein sächsischer Edelmann, Wolf Dietrich von Brandenstein, am Tage nach einem großen Saufgelage, über das Versprechen, sich während sechs Wochen nicht betrinken zu wollen, ausstellte, und lautet wörtlich so:

„Demnach ich Endes Verzeichneter wegen gestrigen „übertriebenen Trunks, wodurch ich leicht um Leib und „Leben, meiner armen Weib und Kind zum höchsten Scha„den hätte kommen sollen, mich nunmehro resolvirt habe, „zwischen hier und Jacobi **) mich mit dergleichen Laster „niemals zu überladen, auch zu deßen steifer und fester „Haltung derselben, da ich mich etwa binnen dieser Zeit „darzu veranlaßen dürfte, verpflichte ich mich zu allen„malen ein paar gute Maulschellen, von meinem „gnädigen Herrn, oder weme es ihre F. G. (Fürstliche „Gnaden) jemandes von den ihrigen anbefehlen wollte, „zu erhalten oder mich sonsten mit einer ungewöhnlichen „Adelichen Strafe belegen zu laßen. Zu mehrerer Be„kräftigung habe ich solches eigenhändig unterschrieben. „Altenburg den 9ten Juni 1652.

(L. S.) Wolf Dietrich von Brandenstein."

Dann folgt noch die Nachschrift:

„Darbey ist zu gedenken, daß, wenn es auch ander„weit (anderwärts, an einem andern Orte) geschehen

*) Ich nehme sie aus dem 2ten Stücke der Beiträge zur sächsischen Geschichte, besonders des sächsischen Adels. Altenburg, 1791. 8. S. 40.

**) Jacobi fällt den 25sten Julius.

„sollte, ich mich gleichwohl zu ebenmäßiger Strafe er„kenne."

Kann es wohl einen stärkern Beleg von der Sittenrohheit jener Tage geben, als diesen! Welcher hoher Grad von Verworfenheit, von Ehrlosigkeit, von gänzlichem Mangel an Zartgefühl gehörte dazu, eine solche Urkunde mit Namen und Wappen, und zwar nur für sechs Wochen gültig, zu unterzeichnen!

In dem tumultvollen Bauernkriege, der 1524 in Schwaben ausbrach, und sich mit unglaublicher Schnelle durch die Länder am Rhein, an der Donau, am Bodensee, in Franken und bis nach Thüringen und Sachsen verbreitete, fanden viele Schlösser ihren Untergang. In Franken hatten die Bauern über zweihundert Schlösser, adelige Häuser und Klöster ausgeplündert und verwüstet, und im ganzen Laufe dieses zügellosen Aufruhrs, der sich erst 1525, durch die Niederlage der thüringischen Bauern bei Frankenhausen im Schwarzburgschen, endigte, fielen gewiß mehrere Hunderte von den Schlössern in Schutt zusammen.

Auch der schwäbische Bund, der 1380 durch die Vereinigung der meisten Reichsstädte in Schwaben, Franken und Baiern entstand, hundert Jahre später von neuem aufgerichtet, vom Kaiser Friedrich III. zu Augsburg bestätigt, erst 1532 aufgelöst wurde, und sich durch seine Macht ein gewaltiges Ansehn verschaffte, hatte die Zerstörung der Burgen zur Hauptabsicht. Im Jahre 1523 vernichtete er gegen dreißig.

In der Nähe mancher Schlösser waren unterdessen kleine Städte, Flecken und Dörfer erbauet worden, und die dahin gesetzten Haupt- und Amtleute sorgten nun für genauere Gerechtigkeitspflege und Sicherheit. Viele der Schlösser dienten, nachdem die dazu gehörigen Güter und sie selbst den Landesregenten heimgefallen, oder von ihnen erkauft worden waren, noch einige Zeit zu Wohnungen der Beamten, bis man auch sie in Ebenen bequemer wohnen ließ, da meistens glücklichere Sicherheit keine so festen Wohnungen mehr nöthig machte. Die Burgen verfielen daher *).

Eine der gefährlichsten Epochen für die Existenz der bis dahin noch erhaltenen Burgen war der dreißigjährige Krieg. Er stürzte viele nieder, er vermischte viele aus der Reihe der Dinge. Nach ihm hörte man auf, im Kriege solche kleine Festungen der Aufmerksamkeit zu würdigen, und ließ sie gewöhnlich als unbedeutende Punkte unbeachtet und unbelagert liegen. Auch in dem letzten Jahrzehend des siebzehnten Jahrhunderts, wo der Vandalismus der Franzosen alle Städte und Dörfer am Rhein, im Wirtembergischen, Mainzischen, Badenschen, und in der Pfalz zerstörte, wurde dieß Schicksal vielen Burgen zu Theil.

Im siebenjährigen Kriege kommen einige Beispiele vor, wo man verschiedene alte Burgen nicht ganz außer Acht ließ. Reinstein, Stolpen, Scharzfeld und andere

*) Helfrecht a. a. O. S. 19.

wurden belagert, erobert und zerstört, mehr aber wohl nebenbei, denn von ihrem Besitze hing weder großer Vortheil noch Nachtheil ab.

Der französische Krieg hat, so viel mir bekannt ist, nur drei Bergschlösser, die zu wirklichen Festungen geworden waren, zerstört: Ehrenbreitstein und Rheinfels, beide am Rhein, und Königstein bei Frankfurt.

Gegenwärtig kann man annehmen, daß zwei Drittheile der Burgen, die Deutschland nach und nach auf seinen Hügeln und Bergen emporsteigen sah, in Ruinen liegen. Von vielen ist jede Spur gänzlich verwischt, und der Ort, der sie trug, nicht einmal mit Gewißheit anzugeben. Von vielen sieht man nur noch Erhöhungen und Vertiefungen, von Bäumen und Gesträuch bedeckt, mit einer dichten Erdenlage und Rasen überzogen. Am häufigsten trifft man noch Fragmente von Thürmen an, welche bei der größern Steinmasse und Dauerhaftigkeit ihrer Bauart dem Verwittern auch am längsten widerstehen konnten. Wo daher alle Gebäude zerfallen sind, da kann man gewöhnlich noch das Fundament der Thürme erkennen. Von einer großen Zahl Schlösser sieht man noch viele Bruchstücke stehen: Thürme, Thore, Wände, Treppen u. s. f.

Wir würden von weit mehrern noch dergleichen sehen, wenn sie nicht in neuern Zeiten so oft auf die unverzeihlichste Art gewaltsam zerstört worden wären. Das, was die Naturschönheiten einer Gegend erhöht, sollte billig immer unter dem Schutze der Obrigkeit stehen. Ist diese

außer Stande, neue anzulegen, oder der Natur nachzuhelfen, so wäre es desto mehr Pflicht für sie, für die Erhaltung der vorhandenen Sorge zu tragen, und daran verübte Frevel auf das strengste zu ahnden. Leider aber geht sie nur zu oft mit dem schlechtesten Beispiele voran. Hierunter rechne ich besonders das Abbrechen und Einreißen von Burgruinen, welche doch wohl einer Landschaft zur höchsten Zierde gereichen. Ein Dutzend Beispiele hier anzuführen, wo die Regierungen selbst, besonders Finanzkollegien, das Abtragen von Burgen anbefohlen, um die Steine zu andern Bauen zu nutzen, sollte mir sehr leicht seyn. Ich verspare aber die Anzeigen solcher Sünden bis zur Geschichtserzählung der Burgen selbst, wo ich ohne Schonung sagen werde, und, der Vollständigkeit der Geschichte halber, schon sagen muß, welche Behörde so wenig historischen und ästhetischen, aber desto mehr Zahlen-Sinn hatte, den Befehl zum Untergang, zur Zerstörung, zum gänzlichen Verschwinden, solcher, mit Nichts wieder hervor zu rufender Denkmale und Urkunden der Vorzeit, zu ertheilen, oder doch durch Stillschweigen und Zulassung darein zu willigen.

Man kann es der deutschen Wißbegierde mit ziemlichem Rechte zum Vorwurf machen, daß sie mehr nach dem Aeußern strebt, als nach dem, was ihr im Innern zunächst liegt, und daß sie oft das Einheimisch-Denkwürdige sorglos übersieht, um jenseit der Grenze Alles anzustaunen. Dieß ist leider ein alter Fehler, dessen uns das gänzliche Verschwinden so vieler kostbarer Denkmäler

der

der deutschen Vorzeit laut genug anklagt. Wir scheuen keinen Kostenaufwand, um Antiken aus fernen Zonen zu uns herüber zu verpflanzen, und durch Nachhelfen und Ausflicken ihre oft ganz verstümmelte Form einiger Maaßen herzustellen. Wir stellen sie sorgfältig auf, bewundern diese Fragmente alter Kunst und Bildnerei, und ahnden es streng, wenn ein Frevler es wagt, sich daran zu vergreifen und sie zu beschädigen. Aber unsere deutschen Denkwürdigkeiten der Geschichte, die Monumente aus dem Leben unserer Urväter kennen wir kaum, achten wir nicht, reißen wir nieder, um — bei Erbauung eines Brauhauses, eines Schaafstalles auf dem nahgelegenen Pachthofe eine kleine Ersparniß zu machen. Wir graben versunkene Mauern auf, nennen es Reste römischer Baukunst, sparen kein Geld dabei, stechen unsere Vermuthungen in Kupfer, wie das Gebäude geformt gewesen seyn könne, geben uns Mühe, an der Hand der Alten zu beweisen, daß die hervorgewühlten Steine die Grundmauern eines römischen Baues waren: und unsere Denkmähler aus einer Zeit, in welcher die Deutschen den Namen einer Nation mehr noch als jetzt verdienten und behaupten konnten, untergraben, zerstören wir. Als ob es eine so große Ehre sey, sagen zu können: hier hat ein von Römern erbautes Haus gestanden! — als ob es keine sey, sagen zu können: diese Burg war einst der Wohnsitz deutscher Kaiser, hier lebte Heinrich IV., Friedrich II., dort ward Wittekind getauft. Diese Mauern umgaben die Tapfern, welche zur Gründung der Freiheit Deutschlands kühne Pläne ent-

warfen; in jenen entsprang das mächtige Geschlecht, aus welchem sieben Kaiser die deutsche Krone trugen, u. s. w.

Bei aller dieser Lauheit gegen solche einheimische Wahrzeichen aus der Vorwelt, welche sie niederreißen oder doch verfallen läßt, treiben wir dennoch eine kleinliche Spielerei mit Nachbildung derselben. Seit dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts fing das Ritterwesen an, zum herrschenden Geschmack zu gehören. Ritterromane wurden von allen Lesebibliotheken verlangt; Ritterfehden tobten auf unsern Theatern; Kinder liefen mit Helm und Schild auf den Straßen; die Ueberbleibsel der alten Burgen wurden mit heiligem Schauer besucht, und wo keine Ruinen vorhanden waren, bauete man sich welche; alle nach einem großen Plane angelegte Gärten wurden mit solchen neuen Ruinen geziert, die oft noch mehr Zeit- und Kostenaufwand verursachten, als ein neues bequemes Wohnhaus erfordert haben würde, und von denen Delille in seinen Gärten sehr treffend sagt:

Loin ces monumens, dont la ruine feinte
imite mal du temps l'inimitable empreinte;
tous ces temples anciens, recemment contrefaits,
ces restes d'un château, qui n'exista jamais,
ces vieux ponts nés d'hier, et cette tour gothique
ayant l'air délabré, sans avoir l'air antique,
artifice à la fois impuissant et grossier:
je crois voir cet enfant tristement grimacier,
qui jouant la viellesse, et ridant son visage,
perd, sans paroître vieux, les graces du jeune âge.

Größtentheils war diese Liebhaberei nur ein kleinliches Spiel. Ein gothischer Thurm, ein halb verfallener Bogen, ein Paar Gewölbe, welche unter der antiken verfallenen Außenseite einige moderne und luxuriös möblirte Zimmer verbargen, machten das Ganze aus. Am ernsthaftesten wurde noch auf der Wilhelmshöhe bei Kassel die Sache genommen und behandelt. Man bauete ein völliges Ritterschloß, geräumig genug, von einer großen Familie und Dienerschaft bewohnt zu werden. Sey aber auch eine künstliche Ruine noch so schön, noch so groß, so wird sie doch nie den Werth oder das Anziehende wirklicher Ruinen erhalten; denn sie war nie Zeitgenosse unserer Voreltern, sie lehrte uns nichts von ihrer Geschichte, und beschäftigt allenfalls den Verstand, nie aber das Herz. Der kleinste Rest einer wirklichen Burg ist und bleibt daher ein weit ideenreicherer Gegenstand, als alles Machwerk der noch so künstlich aufgeführten und noch so täuschend durch einander geworfenen Trümmern.

Doch der Eifer für die gute Sache entführt mich meinem Zwecke. Ich kehre nach dieser Einschaltung zur Hauptsache zurück.

Von einer großen Anzahl Burgen sieht man also noch jetzt sehr bedeutende Bruchstücke. Eben so giebt es viele, denen bloß die Bedachung fehlt, wie Hardenberg bei Göttingen, wo man sich noch die deutlichste Vorstellung von der ehemaligen Einrichtung machen kann. Auch noch ganz vollständig erhaltene sind da, als Hohenzollern, Falkenstein am Harz, Rabeneck im Bamberg-

schen, Wachsenburg bei Erfurt, Hohenstein in Franken, und viele andere noch. Meistens dienen diese zu Wohnungen für Invaliden, für Forstbediente, zu Getreidemagazinen, oder Staatsgefängnissen; selten sind sie noch die Wohnung der Familie, die daraus entsprosste. Die am sorgfältigsten erhaltene Burg, welche uns ganz in das Mittelalter zurückzaubert, indem sie bis auf die geringste Kleinigkeit das lebendigste Bild einer Ritterburg darstellt, ist, meines Wissens, Hohlenfels im Herzogthum Nassau.

Man würde sich übrigens sehr irren, wenn man glauben wollte, dass alle Burgen und Rittersitze jener Zeit Raubschlösser gewesen wären. Diesen dürfen wir zurufen: Friede sey mit der Asche eurer Bewohner! — Es gab Burgherren, die edel im eigentlichen Sinne des Worts waren, und sich nicht zu den Gräuelthaten ihres Zeitalters herabwürdigten. Da aber ein Jeder den Befehdungen unruhiger Nachbarn ausgesetzt war, so mußte auch der Ruhigste seinen Wohnsitz so fest als möglich machen, um sich gegen Ueberfälle zu sichern. Viele waren die Wiege erlauchter, noch blühender Fürstenhäuser, oder adeliger Familien, die noch ihre Namen führen; der größte Theil verdiente freilich den Namen der Räuberhöhlen ungeschlachtey Menschen, für deren Handwerk jetzt der Galgen, oder eine tiefe, allgemeine Verachtung der Lohn seyn würde.

Ich breche hier meine Mittheilungen über das Aufkommen und Verlöschen der Burgen ab. Für den Liebhaber möchte ich sonst zu weitläufig werden, und für

den eigentlichen Historiker doch nicht Alles erschöpfen. Was noch hierher gehört hätte, wird sich in der Folge gelegentlich anbringen lassen. Jetzt nur noch Einiges über die Lage, Bauart und gewöhnliche innere Einrichtung der meisten Burgen.

Die Lage der alten Burgen ist sehr verschieden. Viele liegen auf sehr hohen Bergen und Felsen, von andern Bergen umgeben, als das Bolzenschloß auf dem Riesengebirge, Questenberg am Harz, Rudolphstein auf dem Fichtelgebirge; viele auf minder hohen, in großen Ebenen allein stehenden Bergen oder Hügeln, als die Gleichen, Taucha, Landsberg in Sachsen; oder auf der Ecke einer hohen, oben ebenen Thalwand, wo eine, auch mehrere Seiten, steil abhangen, wie Lohmen in Sachsen; oder auf dem hervorspringenden Rücken einer Bergwand, wie Hohnstein bei Dresden, Plesse bei Göttingen, Schönbrunn auf dem Fichtelgebirge. Andere liegen am Abhange und tiefer, als der Gipfel eines Berges oder einer Bergwand, da, wo die Natur einen kegelförmigen Vorsprung bildete, wie Rothenburg in der goldenen Aue, Scharzfeld, Harzburg am Harz, Wehlen an der Elbe; oder auf einem niedrigen Berge am Fuße einer Bergwand, wie Schönburg; oder auf einem Hügel in der Mitte eines Thales, wie die Gersdorfsburg bei Quedlinburg; oder ganz auf der Ebene, aber am Fuße eines Gebirges, wie die Bremserburg am Rhein. Auf den höchsten Bergen lagen aber nie welche. Hier war doch den alten Herren das Klima

zu rauh, ungeachtet sie noch nicht so verweichlicht waren, wie ihre Enkel es sind.

Die meisten Burgen verrathen in ihrer Anlage die Absicht, eine gewisse Gegend zu beherrschen und beobachten zu können, oder, ganz im Verborgenen zu liegen. Im ersten Falle ist der Grund wohl nicht in einer Neigung für den Genuß, den der Ueberblick einer schönen Landschaft gewährt, zu suchen, was höchstens untergeordneter Zweck gewesen wäre, sondern darin, daß der Adler gern in der Höhe schwebt, wenn er auf Beute Jagd macht. Auf ihren Felsen konnten sie tief ins Land schauen, die Straßen beobachten, sich bereit halten, wenn der Feind anrückte, und ausfallen, wenn ein Reisender gezogen kam. Im letztern Falle ahmte man der Spinne nach: diese lagert sich verborgen in den Hintergrund, um von da aus unbemerkt und plötzlich auf ihren Raub hervorschießen zu können. So die Ritter solcher Burgen. In Gebirgsgegenden trifft man häufig dergleichen versteckte Burgen an. Tief zwischen Bergen, ganz ohne Aussicht in die Ferne, liegen sie; aber eine Heerstraße oder ein Fluß gingen gewiß dicht, oder doch in einer solchen Entfernung dabei weg, daß sie von der Burg aus genau beobachtet werden konnten. Aber auch Ritter, welche diesem Bilde nicht gleichen, Gefühl für Recht und Unrecht hatten, waren doch zu ihrer eigenen Sicherheit genöthigt, eine ähnliche Lage zu ihren Wohnungen zu wählen.

Um ihre Beobachtungssphäre so weit als möglich ausdehnen zu können, baueten sie, in naher und weiter Ent-

fernung von der Burg, Warthürme auf Hügel und Anhöhen, von welchen man viele Straßen übersehen konnte. Diese wurden mit Mannschaft besetzt, um zu beobachten, und von da aus Signale zur Versammlung und zum Angriffe geben zu können, oder um den Bewohnern einer Gegend zu melden, wenn es Zeit sey, zur Vertheidigung oder zur Flucht sich anzuschicken. Am Tage geschah dieß von einer Warte zur andern durch verabredete Zeichen, des Nachts durch angemachtes Feuer, und so waren sie die Telegraphen damaliger Zeit. In vielen Gegenden Deutschlands findet man dergleichen Warten noch in großer Menge, und zum Theil noch sehr gut erhalten. Sie waren rund, viereckig, achteckig, auch wohl halb rund und halb eckig und sehr hoch, standen entweder ganz frei, oder waren von einem Wall und einer Mauer umgeben. Der Eingang war nicht unten, sondern immer in einer Höhe von dreißig bis vierzig Fuß angebracht. Zu diesem gelangten die ausgestellten Vorposten auf Leitern, welche sie hinter sich hinaufzogen, und dadurch Jedem den Zugang versperrten. Inwendig waren sie oben gewölbt. Durch diese gewölbte Decke führte eine Oeffnung auf die Höhe des Thurms, wo man hinter einer ringsherum laufenden Brustwehr umherlugen konnte.

Alle auf Bergen und Anhöhen erbaueten Schlösser hießen Bergvesten, Bergschlösser. Es gab aber auch Wasservesten, Wasserburgen. Diese lagen in Ebenen, und waren, außer den Thürmen, Basteien und Brustwehren, zur Beschützung mit Wassergräben und Moräſten umge-

ben, über welche eine Zugbrücke ging. Von dieser Gattung sind die meisten bis jetzt noch erhalten, da sie der flachen Lage wegen mit Vortheil länger bewohnt wurden und noch bewohnt werden könnten. Man findet ihrer noch oft in Städten und Dörfern, z. B. in Leipzig die Pleißenburg, in Furra bei Nordhausen das von Wurmbsche Schloß. Oft waren sie Veranlassung zur Erbauung des Orts, der sie jetzt umgiebt, indem sich da leichter Menschen ansiedelten, wo sie geschützt zu seyn glaubten, oder es waren Unterthanen, Leibeigene, die ihr Herr um sich her versammelte.

In den frühesten Zeiten und bis zum Anfange des eilften Jahrhunderts bauete man von Holz und Erde. Die Schlösser waren daher anfänglich nichts anders, als Schanzen oder Blockhäuser, die vielleicht ein Damm oder Wall, mit Weiden oder andern Bäumen durchflochten, umgab. Mit den Fortschritten in der Kunst zu bauen, gewannen auch die Burgen eine bessere Gestalt und festere Einrichtung, und seit man anfing, von Kalk und Steinen zu bauen, wurden diese auch bei der Errichtung der Burgen angewendet.

Einige lassen es noch in ihren Ruinen verrathen, daß sie lange vor den Kreuzzügen entstanden seyn müssen. Um jene Zeit erhielt zuerst die Bauart der Deutschen, besonders in den nördlichen Ländern, eine bessere Form. Die Deutschen lernten in Italien, Griechenland und Asien die bessere Baukunst kennen. Sie ahmten aber freilich nicht sowohl die geschmackvolle antike, als die schnörkelhafte

gothische nach. Doch erhielten die Gebäude mehr Schönheit und Ebenmaaß, als ehedem, und wurden in der Folge immer zweckmäßiger eingerichtet. Je älter aber eine Burg ist, desto weniger zeigt sich Ebenmaaß, desto weniger hatte sie Fenster und äußere Zugänge, desto dicker waren die Mauern. Vielleicht hätte man manche Burg wohl eher für ein Spiel der grotesken Natur in Anhäufung der Steine halten können, als einige Neuere die Pyramiden in Aegypten dafür annehmen *).

Betrachtet man die alten Bergschlösser in der Nähe, so leitet das Sonderbare ihrer Form, die Regellosigkeit ihrer Figur unser Auge bald auf den Boden, der sie trägt, und man findet bei einiger Aufmerksamkeit, daß die Erbauer den zu einer Burg ausersehenen Platz nicht etwa zuvor ebneten, ihn zur Ausführung ihres Plans einrichteten, sondern daß sie ihm gar nichts von seiner natürlichen Gestalt nahmen, sich mit Erbauung ihrer Gebäude nach seiner ursprünglichen Form richteten, und diese, so gut es gehen wollte, benutzten. Darum konnte ihnen auch nicht jeder Platz gleich lieb seyn, und sie suchten immer nur solche auf, wo ihnen die Natur die wenigsten Hindernisse in den Weg gelegt, ihnen vielleicht schon vorgearbeitet hatte. Dieser Umstand veranlaßte Ludwig den Springer und noch Andere, — wie wir in der Folge sehen werden — sogar auf fremdem Boden Burgen zu erbauen, bloß weil sie da Plätze gefunden zu haben glaubten, die

*) Helfrecht, S. 23.

ihnen dazu tauglich schienen *). Von diesem Einrichten des Gebäudes nach der Form des Bodens war eine natürliche Folge die Unregelmäßigkeit, wozu indessen auch der Umstand beigetragen haben mag, daß viele Burgen nur nach und nach entstanden.

Die mehresten Reste, und besonders, bis jetzt noch erhaltene Burgen, geben uns einen lebhaften Begriff von dem Geiste und den Bedürfnissen der Zeit ihrer Entstehung, und des damals in stetem Kriege mit sich selbst verwickelten Volks. Nirgends eine Spur von Ebenmaaß und Wohlgefallen an schönen Verhältnissen; nirgends regelmäßige Formen, noch Feinheit des Geschmacks in der Baukunst. Dagegen eine hohe, erstaunenswürdige, kühne Lage auf steilen, überhängenden Felsen; eine alle Begriffe übersteigende Festigkeit; eine ängstliche Sorgfalt, jeden Zugang möglichst zu erschweren; ein geringer Umfang; ungeheuer dicke, feste Mauern; enge, oft in Felsen gehauene, gewölbte Gemächer; wenige und von außen sehr kleine, schmale, enge Oeffnungen und Fenster, die sich nur nach innen zu erweitern, so, daß man darin sitzen, liegen, oft sogar stehen konnte; tiefe Gewölbe, unterirdische Gänge u. s. w.: alles dieß waren Produkte der gräuelvollen Zeiten des Mittelalters, Abdrücke des Geschmacks jener Tage, wo an Festigkeit und Sicherheit bei weitem mehr gelegen war, als an Pracht, architektonischer Schön-

*) Verzeichn. der Berg- und Raubschlösser des Mittelalters, S. 106.

heit und Zierde, hellen Zimmern und häuslicher Bequemlichkeit.

Meistens richtete man sich in der Anlage ganz nach dem Theile des Berges, auf welchem das Schloß stehen sollte, ohne eben ein regelmäßiges Viereck abzustecken. Diesen Platz befestigte man rings umher mit starken Mauern. Auf der Seite, wo sich der Berg noch weiter fortsetzte, legte man mehrere starke Wälle, und zuweilen einen doppelten und dreifachen Graben an. Wenn es der Raum verstattete, so zog man rings um die Burg einen Wall mit Mauern, kleinen Thürmen an den Ecken und einem oder mehrern Gräben, welche meistens mit Mauern gefüttert wurden. Wo aber bei steilen Abhängen auf einer oder mehrern Seiten ein Graben rings herum unmöglich oder unnöthig war, da grub man wenigstens, so weit man konnte, den Boden ab, legte bei der Einfahrt eine Zugbrücke über den Graben, und umgab den Schloßhof durch eine dicke Mauer mit Schießscharten, welche oben eine Brustwehr hatte. Vor dem Graben war meistens ein Thurm, welcher die Zugbrücke und die Einfahrt deckte. Oft war auch vor dem Hauptthore eine Burghuth oder feste Wohnung derer, welche das Schloß beschützen sollten.

Der innere Eingang, zu welchem die Zugbrücke führte, bestand entweder aus einem Thorhause, auf welchem der Thorwärter die Aufsicht hatte, oder aus einer bloßen starken Mauer mit einem Thore, über welchem gewöhnlich das Wappen des Eigenthümers in Stein

gehauen war. An diesem Portale zog man die Zugbrücke auf. Der Pforte zur Seite finden sich zuweilen hervorstehende gemauerte Basteien, oder kleine runde Thürme mit Schießscharten; zuweilen deckten das Thor bloß die höher liegenden und mit einer Brustwehr versehenen Mauern des Zwingers. Die Mauern des innern Hofraums richteten sich nach der Figur des Berges oder nach den herum liegenden Felsen, und bildeten gerade Linien oder krümmten sich zu einem Bogen, wie es der Lage angemessen war. Die Ecken wurden jedes Mal durch hervorstehende Basteien oder Defensionsthürmchen gesichert, aus welchen man eine Linie bestreichen konnte. Das Thor am Hofraum findet man nie der Pforte am Hauptgebäude gegenüber. Auch wenn es der Raum gestattet hätte, geschah dieß nicht, sondern immer in schiefer oder umgekehrter Richtung. Im innern Hofraume lagen die Neben- und Wirthschaftsgebäude, zuweilen auch eine Kapelle. Doch findet man diese bei manchen Schlössern auch außerhalb der Ringmauern in einiger Entfernung vor der Burg, z. B. bei der Lauenburg am Harz, bei Berneck u. s. w., weil man sie durch ihre Heiligkeit hinreichend gedeckt glaubte. Ferner lagen noch im Innern die Wohnungen für den Kapellan, Stallmeister, Haus- oder Burgvogt, die Knappen und andere Diener, unter welchen sich die Ställe für die Pferde befanden. Auch waren entweder am Thorhause oder an andern Orten des Hofraums Gefängnisse angebracht.

Wenige Schlösser waren geräumig. Gewöhnlich leitete ein sehr enger Eingang — durch welchen nicht zwei Menschen neben einander kommen konnten, und der nicht an der Erde, sondern in einer Höhe angebracht war, zu welcher eine herabgelassene Treppe führte — dem traurigen Dunkel zu, das in den meisten Schlössern herrschte. Denn oft umzog sie, wenigstens von der Seite, welcher die Natur die wenigste Festigkeit gegeben hatte, noch eine innere Mauer, die zuweilen mit dem Hauptgebäude einerlei Höhe hatte.

Die ältesten Burgen hatten sehr wenige und enge Fenster, wenig weiter als Schießscharten. Erst an denen aus dem vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert erblickt man einige Regelmäßigkeit. Unten hatten die Gebäude sechs bis acht Fuß dicke Mauern, welche sich nach oben zu etwas abschrägten und von innen erweiterten. Bei einigen waren mehrere Stockwerke, bei andern nur das Erdgeschloß gewölbt. Dieses war nie zu Wohnungen, sondern zu Kellern, Vorrathskammern, auch zu Kasematten eingerichtet. In dem obern Stock waren erst die Wohnzimmer, die Säle u. s. f. Einen Balkon hatte fast jedes Schloß, um sich von ihm herab zu zeigen, oder Befehle zu ertheilen, oder durch den Herold etwas bekannt machen zu lassen. Am Thorhause war meistens über dem Thore eine große Oeffnung, von welcher herab man fragte, welcher Ritter, Herold oder Knappe eingelassen zu werden verlange. Dann waren hin und wieder Schlupfwinkel und verborgene Gänge angelegt, durch die man unbemerkt

aus dem Schlosse kommen konnte. Sie führten oft halbe Stunden weit unter der Erde fort, entweder in ein anderes Schloß, oder in einen Wald, oder sonst an einen verborgenen Ort. Häufig waren sie sogar unter Flüssen weggeführt. Die vielen Burgen an beiden Ufern des Neckars standen meistens durch solche Gänge, welche unter dem Neckar hin liefen, in Verbindung. So auch die Schlösser Elsenberg und Stein im Schönburgschen, deren geheimer Gang unter der Mulde weg lief.

Einige Schlösser lagen innerhalb sehr hoher Felsen, welche zum Einschluß des Schloßraumes mit benutzt wurden. Die Zwischenräume, wo die Felsen nicht ganz zusammenschlossen, füllte man alsdann mit Mauer oder kleinen Thürmen aus, wie z. B. beim Schlosse Rudolphstein auf dem Fichtelgebirge.

Ueber alle Gebäude und kleine Thürme, wodurch die Linien der Außenwerke gedeckt waren, ragte ein hoher Thurm hervor, von dessen Spitze man über die umliegende Gegend eine freie Aussicht hatte, und Signale geben konnte. Gewöhnlich war seine Form rund; man findet aber auch viereckige, halb runde und halb eckige, wie bei Falkenstein am Harz, sechseckige, wie bei Liebenstein im Meiningschen, oder achteckige, wie bei Gersdorfsburg. Dieser Thurm hatte unten keinen Eingang, sondern erst in einer Höhe von 30 bis 40 Fuß nach innen zu. Vom Hauptgebäude ließ man eine Fallbrücke hinüber an den Thurm fallen, wenn man ihn besteigen wollte. Ge-

wöhnlich hatte er Gewölbe auf Gewölben, ohne Treppen in die Tiefe. Jedes Gewölbe hatte in der Mitte ein viereckiges Loch, durch welches man sich hinabließ oder hinaufzog. Der unterste Raum des Thurms war das grauenvolle Burgverließ, worin unglückliche Gefangene, der gemeinsten Wohlthaten der Natur beraubt, in der unreinsten Luft, oft unter modernden Gebeinen und Ungeziefer lebendig begraben, mit Sehnsucht nach Freiheit, oder nach dem letzten Ende ihrer Qualen schmachteten. Dieß schreckliche Behältniß ging meistens weit in die Erde hinab *). Die Thürme waren übrigens immer massiv bis unter das Dach. Bei runden findet man hin und wieder, daß selbst das Dach von Steinen spitzig oder rund gemauert und gewölbt war.

Im Innern des Hofraums fehlte es endlich nie an einem Brunnen, der mit unglaublicher Mühe und Geduld in Felsen hinab gegraben wurde, oft bis zur Sohle des Berges, auf dem das Schloß stand.

Die Mauern der mehresten Schlösser sind aus Steinen von unbedeutender Größe errichtet, deren Zwischenräume mit Kalk und Gyps ausgegossen wurden. Hieran ist entweder die Härte der Steine oder der Mangel an mechanischen Hebewerkzeugen Schuld. Der erste Grund kann wenigstens kein allgemeiner seyn, da man dieselbe Bemerkung an Schlössern machen kann, welche aus Sand-

*) Helfrecht, S. 27 u. f.

steinen erbauet sind. Ueberhaupt aber pflegt dieser kleinliche Styl den uralten Gebäuden, deren Ueberreste wir noch sehen, eigen zu seyn, so wie er auch in anderer Rücksicht ein charakteristisches Merkzeichen von der Kindheit der Kunst in allen Werken ist, die eine große und mannigfaltige Zusammensetzung leiden. Die Kunstprodukte noch unkultivirter Völker sind immer getreue Kopien der Natur ihres Landes und der dadurch modificirten Denkungsart. In dem wollüstigen Klima Hindostans verrieth sich die Kindheit der Kunst durch überladene Zierathen. In den kalten Nordländern that sie eben das durch die Menge der gebrauchten Materialien und durch ihre kleinliche Behandlung. Der Indier gab seinen Pagoden die Gestalt von ausgehöhlten Felsen, und bedeckte sie ganz mit geschmacklosen Zierathen; der minder üppige, minder in Bildern denkende und handelnde Deutsche thürmte die harten Massen seines Landes auf einander und bauete Burgen, die seinen tausendjährigen Eichstämmen nicht unähnlich waren.

Die ganze Bauart jener erfahrungslosen Epoche ist eine sonderbare Vermischung des Ungeheuern mit dem Kleinlichen. Die erstaunliche Festigkeit alter Gebäude würde daher bei der unverhältnißmäßigen Größe der Steine, aus denen sie mehrentheils errichtet waren, unbegreiflich seyn, wenn nicht erfahrene Baumeister längst dargethan hätten, daß sie dieselbe bloß ihrer Solidität und dem ungeheuern Umfange ihrer Mauern zu danken

hat-

hatten. Eine Mauer nach moderner Angabe — sie sey aus den größten und härtesten Quadersteinen errichtet — wird nie die Festigkeit der alt-römischen oder gothischen Gebäude erhalten, die durch ihre eigene Masse unterstützt, und eben dadurch gegen die langsamen, aber unwiderstehlichen Verheerungen der Luftsäure und Witterung gesichert waren. Die Natur ist nie unthätig; sie wirkt entweder zur Dauer oder zur Zerstörung. Jene Steinmassen, durch ihre eigene Last gedrückt, und gegen das Eindringen scharfer Feuchtigkeit gesichert, erhielten nach und nach die Dichtigkeit und Dauer eines natürlichen Felsens *). Aber auch ein besseres Bindungsmittel wußten die Alten zu verfertigen, zu dessen Besitz wir, bei allen schon gemachten Versuchen, wohl nicht wieder gelangen werden. Bei mancher Ruine finden wir hiervon auffallende Belege. Der eine der Thürme am Heidelberger Schlosse ist halb umgestürzt, aber nicht zerbröckelt, sondern liegt noch jetzt als eine Masse da. Von den Außenwerken des Mansfelder Schlosses sind ganze Wände, und zwar mit Gewalt, gesprengt, ohne zu bersten. Was möchte wohl mehr die Güte des Mörtels anzeigen, als dieß. Versuchen wir ein Gleiches mit unsern Mauern, ob sie diese Probe bestehen werden: — schwerlich! Man hat verschiedene Ursachen dieser Festigkeit angegeben, ohne doch vielleicht die wahren zu finden. Einige suchen sie darin, daß der Kalk ehedem besser gebrannt worden sey

*) Journ. von u. für Deutschl. 1790. 1. St.

als jetzt, Andere im langsamen Bauen. Die mehreste Wahrscheinlichkeit hat aber wohl die Meinung, daß man sonst den Kalk viele Jahre lang in tiefen Gruben gähren ließ. Hierdurch erhielt er eine ungemeine Bindungskraft. Dann umgab man die aufzuführenden Mauern mit Brettern, löschte den Kalk auf den Steinen und ließ ihn da kochen, wodurch eine Art Verschmelzung der Steine mit einander vorging.

1.

Kynast
bei Warmbrunn.

Trauernd denk' ich, was vor grauen Jahren
dieſe morſchen Ueberreſte waren:
Ein bethürmtes Schloß voll Majeſtät,
auf des Berges Felſenſtirn erhöht!

Matthiſſon.

1.

Kynast.

Verdient je ein Theil Deutschlands, daß man ihn bereise, so ist es Schlesien. Man könnte es eine vollständige Encyklopädie des Sehenswerthen auf dem Erdboden nennen, wenn es im Besitze eines glänzenden Hofes wäre, der durch die Werke der Kunst, die nur in seinem Gefolge aufblühen, die Lücken füllte, welche hier noch zu finden sind. Wer Schlesiens schöne Natur noch nicht erblickte, seines Riesengebirges wilde Massen — über welche Rübezahl einst waltete — noch nicht durchstrich, von den hohen Felsenzinnen dieser gigantischen Bergkette noch nicht herabsah auf Landschaften, welche unbeschreiblich schöne Gemälde bilden, der kann auch nicht sagen, daß er die schönsten Theile unsers Vaterlandes gesehen habe. Wer es aber bereiste, der bestieg auch gewiß die Ruinen der Burg Kynast, mit deren Beschreibung und Geschichte ich diese Gallerie deutscher Burgen eröffnen will.

Drei Viertelstunden von dem bekannten Badeorte Warmbrunn liegt das dem Grafen Schafgotsch gehörige Dorf Hermsdorf. Es liegt dicht unter dem Berge, auf

welchem die Ruinen des Kynasts stehen; und wer diese besteigen will, den führt der Weg erst durch dieses Dorf. Ueber der Thür eines Hauses findet man hier eine große Tafel befestigt, mit den Worten:

Wer den Kynast will beschauen,
Kann sich hier mir anvertrauen.

Der Bewohner davon, ein Bauer, ist der Geleitsmann der Fremden auf die alte Burg, und man muß sich schon an ihn wenden, da er den Schlüssel zu der Stube im ehemaligen Wachtthurme hat, wo er für die Reisenden den Wirth macht. Dieß Aemtchen, das ihm in Hermsdorf den glänzenden Titel eines Kommandanten des Kynasts giebt, nährt ihn zwar nicht ganz, bringt ihm aber doch, besonders während der Badezeit, ein Erhebliches ein. Im Erledigungsfalle bestimmt der Graf selbst den Nachfolger. Mit ihm steigt man einen bequemen, eine halbe Stunde langen Weg — der im Jahre 1800, wo die Königin von Preußen den Kynast besuchte, gemacht wurde — hinan. Wem er aber noch nicht bequem genug wäre, der kann sich auch in Sesseln, die zu dem Ende in Hermsdorf bereit stehen, hinauftragen lassen. Auf diesem Wege kommt man zum „hohlen Stein", einer durch über einander gestürzte Granitblöcke gebildeten Kluft. Mit etwas Mühe drängt man sich durch ihren Eingang, geht so einen natürlichen Stollen ungefähr dreißig Schritte lang fort, und kommt dann wieder an einer andern Stelle des Berges heraus. Das allmählige Entschwinden des Tageslichts beim Hineingehen, wo man zuletzt ganz im Finstern tappt,

und das eben so allmählige Wiedererscheinen desselben, je mehr man sich dem Ausgange nähert, macht einen eben so seltenen als schönen Eindruck, den jedoch eine unbezwingliche Besorgniß begleitet, daß eben jetzt diese Felsenmassen rücken und die Ausgänge sich schließen möchten. Schon oft hat diese Höhle denen, die durch Uebermacht oder Unbilligkeit verfolgt wurden, in ältern und neuern Zeiten, zum sichern Schlupfwinkel gedient; und noch im Jahre 1807 verbargen sich Soldaten vom Freikorps des Prinzen von Anhalt-Pleß darin.

Von hier führt der Cicerone noch auf den „Wachtstein" (auch Käse und Brodt genant), von welchem er erzählt, daß sonst eine Wache da gestanden habe, um die benachbarte Gegend zu übersehen, und Angriffe auf die Burg zu verrathen, — und dann ist man vor dem Thore der alten Veste. Der Kommandant wohnt, wie gesagt, nicht hier, hat aber auf dem schon erwähnten ehemaligen Thurme, der viereckig und jetzt mit Schindeln bedeckt ist, eine Stube, wo man allerlei Erfrischungen haben kann. Hat man ihm nun den Wunsch zu erkennen gegeben, das Innere der Burg — die er verschlossen hält — zu sehen, so entfernt er sich einen Augenblick, und statt des Mannes, der in ganz ländlicher Kleidung mit dem Reisenden aus Hermsdorf heraufstieg, tritt bald darauf, ganz verwandelt, eine halb militärische Gestalt auf, die in einen hellbläulichen Rock gekleidet, den dreieckigen Hut tief in die Stirn gedrückt, an einem braunen Haselstock gravitätisch daher schreitet, und nun die nachgesuchte Besichti-

gung der Burg mit einem gnädigen Fiat bewilligt. So und nie anders empfängt und führt er Fremde ein, und um den militärischen Spaß vollkommen zu machen, schlagen seine Kinder beim Eintreten die Trommel.

Geräumig und durchaus fest war die Burg, wozu schon die natürliche Form des Berges, seine Steinklüfte und Felsen viel mitwirkten. Sie bestand aus zwei, durch hohe und starke Mauern von einander abgesonderten Basteien mit mehreren Rundeln, Streichwehren und einem sehr hohen, das Ganze beherrschenden Thurme an der Mittagsseite. Jene umgab eine weitläufige, noch jetzt sichtbare Ringmauer. Dieser steht außerhalb derselben, und hat ganz oben ein Fenster, mit eisernem Gitter versehen, durch das sich einst — so erzählt der Führer — ein auf den Tod Gefangener, der die Stäbe durchbrach, flüchtete. Wahrlich, ein Sprung, der den von Ludwig dem Springer noch übertrifft.

Durch drei Thore hindurch gelangt man in das Innere der Ruine, welche drei Höfe oder freie Plätze umschließen. In den Gebäuden befanden sich vordem eine Kapelle, ein großes Wohnzimmer, vier kleinere Zimmer, neun Kammern, zwei Schüttböden, zwei Keller in Felsen gehauen, eine Küche, ein Backhaus, ein Stall für zwölf Pferde, ein Pulvermagazin, drei tiefe Brunnen und eine Waffen- oder Rüstkammer, ein Garten, und ein Gefängniß über und eins unter der Erde. Von allem diesem sieht man jetzt nur die Ueberreste, zum Theil mit Rasen bezogen, und mit dazwischen aufgesproßten Bäumen und Gesträuch

umgrünt. Habichte horsten in den Spalten der Trümmern, ob es gleich im Sommer hier nie ruhig ist und von Fremden selten leer wird.

Von den drei Brunnen giebt der eine noch Wasser; der zweite ist verschüttet, und der dritte ist ungefähr noch zwanzig Fuß tief. Ein Franzose, der im Jahr 1808 um Ostern herum, wo hier noch Schnee lag, den Kynast allein besuchte, fiel in diesen, arbeitete sich aber doch mit unsäglicher Mühe wieder heraus, ungeachtet der Brunnen oben trichterförmig zuläuft. Auf einem der innern Hofräume ist zur Belustigung der Bauern aus den nahen Dörfern eine Kegelbahn angelegt, und jährlich wird noch am Sonntage nach Pfingsten ein Pfefferkuchenmarkt, als Schatten eines ehemaligen Jahrmarkts, unter diesen Mauern gehalten, welcher eine große Menge Landleute aus den umliegenden Dörfern zusammenlockt. Der alte schlesische Chronist Naso, der den Kynast noch in völlig gutem Zustande sah, erzählt uns vom Innern Folgendes:

„Wiewohl nicht ein weitläufiger Raum darin zu finden ist, so ist das Schloß dennoch in drei unterschiedene Theile auf dem harten Felsen dergestalt abgesondert, daß ein jeder Ort von den Brustwehren absonderlich beschirmet, und der höchste Theil von dem darüber hoch erhobenen Thurme mit Steinwürfen erhalten werden könnte. In dem untern Stocke des Schlosses pflegt der Hauptmann seine Wohnung zu haben, in dem andern Theile haben die ankommenden Gäste, dafern sie über Nacht auf der Festung bleiben sollen, ihre bequemen Zimmer."

„In dem obern Stock sind zwei kleine Zeughäuser, welche beiderseits mit allerlei Kriegswerkzeugen und dazu dienlichen Nothdurften reichlich versehen sind; dann in dem untern Zeughause findet man verschiedene Schußgewehre, an langen Röhren, Flinten, Musketen, Doppelhaken und dazu gehöriger Musterung; ingleichen viel altes Seitengewehr, als lange und breite Schwerdter, so die alten Fürsten und Herzoge in den Kriegeszeiten führen lassen. In besagtem wohlverwahrtem Zimmer ist auch vorhanden, des weiland streitbaren Helden und Kaiserlichen Kriegs-Obristen Tobiä von Werne und Giesenburg, dessen mannliche und heroische Thaten fast dem ganzen römischen Reiche bekannt sind, in Feldzügen geführeter Harnisch, welchen zwar eine vierpfündige Kugel getroffen, dennoch aber weder der Harnisch durchbrochen, noch weniger des Tapfern darunter verborgenen Gemüths heldenmüthiges Beginnen gemindert hat."

„In dem andern und obern Zeughause werden verwahrt mancherlei Harnische, Panzerhemden und Sturmhauben, deren theils von der Liegnitzer Wahlstadt, als die Tartaren im Jahre 1241 die Christen bei der Stadt Liegnitz erlegt und obgesieget, dahin zum ewigen Gedächtniß versetzet worden *). In beiden Zimmern ist an Blei, Kugeln, Pulver und Lunten, auch andern Kriegswaaren,

*) Sie müssen doch wohl erst an andern Orten gewesen seyn, da der Kynast erst 1292 zu bauen angefangen worden, wie Naso selbst sagt.

kein Mangel, also, daß die Festung mit einer geringen Besatzung, sintemalen des Schlosses Umkreis nicht groß, sich einer ziemlichen Heeresmacht widersetzen könnte. Es haben zwar im Jahre 1426 die Hussiten sich gelüsten lassen, den Ort zu gewinnen, indem sie aber die Unmöglichkeit, wegen Kürze der Zeit, zu Sinne gezogen, sind selbige, ohne einigen Angriff und Sturm, vorbei gegangen, also, daß die Festung Kynast, bis auf unsere Zeiten, eine unversehrte Jungfrau geblieben ist, u. s. f."

Die Aussicht, welche man vom Kynast auf die umliegende Gegend hat, ist schön und reich. Vorzüglich wird man dieß auf drei Standpunkten finden. Zuerst auf der Fläche zwischen dem äußersten Wachtthurme, der jetzt das Stübchen des Kommandanten ausmacht, und der ersten großen Ringmauer. Hier, und zwar bei einigen bretternen offenen Häusern oder Buden, mit Tischen und Bänken versehen, überschaut man das ganze Hirschberger und Warmbrunner Thal, ja man sieht rechts bis Schmiedeberg, und so einen Theil des Schmiedeberger Thales. Hirschberg, Kunersdorf, Herisdorf und Warmbrunn, die in einer fast ununterbrochenen Häuserreihe stehen, erscheinen beinahe wie eine große Stadt, begrenzt durch die Hirschberger und Warmbrunner Thürme. Sie liegen geradezu gegen Mitternacht, und sind umgrenzt von Saatfeldern, Wiesen und einer Menge kleiner Seen und Teiche. Rechts liegen der Prudelberg, die Fischbacher Berge, Buchwald, und ganz rechts sieht man den Thurm von Schmiedeberg mit einigen Häusern der Stadt; dahinter

neue Berge, welche die Aussicht verdecken und den Hirschberger vom Schweidnitzer Kreis trennen. Die Berge über Warmbrunn und Hirschberg hinaus überschaut man, und aus der fernen Ebene treten hervor der Spitzberg, der Goldberg; benachbart ist und mehr links der Grödizberg im Fürstenthum Liegnitz, auf welchem auch ein wichtiges Bergschloß stand, dessen Besatzung der des Kynasts und umgekehrt, bei herannahendem Feinde, Feuersignale gab. — Ganz links, dicht unter dem Berge, liegt Hermsdorf mit seinem schönen Schlosse, weiter hinten Petersdorf, und noch weiter hinten das weit und zerstreut liegende Schreiberau.

Die Aussicht auf die fernen Gegenden links hat man schöner aus den Fenstern der Burg, die gegen Abend hinaus liegen, und wohin man gelangt, wenn man durch die alte Kapelle rechts ab geht. Von hier aus erblickt man links die Gebirgskette mit dem darunter liegenden Agnetendorf, die Schneegruben, die verschiedenen Felsengruben der Sudeten bis zum Kämnitzberge, der bei Flinsberg liegt und die Aussicht beschließt, ausgezeichnet durch einen kleinen Wald, der, ganz abgeschnitten vom übrigen Gehölze, auf ihm steht. Schreiberau dehnt sich dicht hinter Petersdorf die Berge hinauf; noch mehr rechts liegt der Bieberstein, eine wunderbare Felsformation, die wie eine alte Burg von fern aussieht, und dicht dabei erblickt man, durch eine Bergschlucht, die Ruinen der Burg Greifenstein. Hieran schließt sich rechts die Aussicht, die ich eben vorher zu beschreiben suchte.

Steigt man innerhalb der ersten und zweiten Mauer an dem Abhange herum, dicht unter dem Thurme, so hat man die dritte Aussicht gegen Mittag; denn man übersieht dann die ganze Kette des Gebirges, obgleich, da man zu dicht darunter steht, verkürzt. Deutlich sieht man die Kapelle auf der Koppe, schauerlich ist von hier der Blick in die jähe Tiefe, die gleich an dieser Stelle hinabgeht. Nur Felsenmassen und einzelnes Gesträuch, unten aber Bäume, decken den Abgrund.

Eine leichte Mühe und geringer Aufwand von Kosten könnte die herrlichste und höchste allgemeine Aussicht bewirken, wenn der Zugang zu dem noch unversehrten Hauptthurme eröffnet und dieser mit einer Gallerie umgeben würde. Dieser Platz würde alle Standpunkte, die man jetzt nehmen muß, vereinigen. Der Besitzer der Burg, Graf Schafgotsch, würde sich ein großes Verdienst und den wärmsten Dank jedes Reisenden erwerben, wenn er diese Einrichtung treffen ließe.

Von herrlicher und großer Wirkung, besonders bei stillem Wetter, ist das Abfeuern eines kleinen Böllers nach dem Gebirge zu, was der Kommandant gewöhnlich veranstaltet. Kaum ist der Schuß gefallen, so geben links die Berge, wie einen lang rollenden Donner und gleich einem Pelotonfeuer, ein lang gedehntes Echo wieder. Dann rollt rechter Hand, aber schwächer, ein langer Donner über die Berge, stärker tönt er hierauf wieder von der Mitte der Gebirge, und endlich hört man ganz aus der Ferne noch einzelne Töne, einzelne Schläge.

Eine kleine Hütte, am Eingange in die Burg erbaut, bewahrt einen großen Folianten, in den die Hiergewesenen ihren Namen schreiben. Seltsam ist es, als Titelblatt darin eine Handzeichnung zu sehen, die den Kynast und seine Umgebungen vor der Sündfluth darstellt.

Wahrscheinlich hat der Berg Kynast von Kienbäumen oder Kiefern den Namen, vielleicht auch von einem solchen Baume, der wegen seiner vorzüglichen Höhe merkwürdig gewesen, und in den ältesten Zeiten da gestanden haben soll, wo jetzt die Ruinen des Schlosses stehen.

Ueber den Kynast gehen mehrere Legenden, welche durch Urkunden zu widerlegen oder zu bestätigen die Mühe lohnte. Zu diesen gehören vorzüglich die merkwürdigen Prophezeihungen des Joh. Andr. Thieme, Predigers in dem benachbarten Obergiersdorf. Dieser Mann wollte die Gabe besitzen, aus der Konstellation der Planeten die Schicksale der Menschen vorherzusagen, wenn er die Stunde ihrer Geburt wüßte. Auf diese Kraft gestützt, deutete er auch dem unglücklichen, hernach in Regensburg enthaupteten Joh. Ulrich Grafen von Schafgotsch, Besitzer von Kynast, einen unnatürlichen Tod vorher an. Er that dieß freilich zu einer sehr unpassenden Zeit, am Geburtstage des Grafen, den 2ten März 1635, wo eine große Gesellschaft zur Feier des Tages auf Kynast versammelt war. Der Graf selbst war nicht zugegen. Seiner Gewohnheit nach verbrachte er diesen Tag in seinem Zimmer betend und fastend, und Gott mit inbrünstiger Andacht

für verliehene Jahre dankend; aber er sah es gern, wenn die Gesellschaft, die er dessen ungeachtet zusammen bat, fröhlich war. Und das war sie auch dießmal. Man sprach und scherzte und trank und plauderte. Unter andern fing der Pastor Thieme, ein Astrolog und Chiromant, an, von dem Laufe der Himmelskörper und der Konstellation der Gestirne ein Weitläufiges zu reden, und seine gründlichen Kenntnisse in diesen Wissenschaften an den Tag zu legen. Man hörte ihm lange und mit Aufmerksamkeit zu. Als er aber unvorsichtig genug und so ganz ohne alles Zartgefühl war, seine Vorhersagungskunst am Herrn des Hauses, der doch auch sein Patronatherr war, zu üben, und zu erklären: „daß der Saturn und der Mars bei der Geburt des Grafen in dem vierten Hause der Sonne eine gefährliche Opposition gehabt hätten, welches auf den gewaltsamen Tod des Grafen, und zwar durch ein kaltes Eisen, deute", und dabei selbst in ein ernstes Staunen gerieth und zu Gott betete, es zum Besten des Grafen zu kehren, da stürmte die ganze Gesellschaft heftig auf den fatalen Propheten ein, daß er ihre, aus dem Becher erschlürfte Fröhlichkeit auf eine so höchst unangenehme, widrige Weise störe. Besonders erbittert war der Stallmeister und Kammerdiener des Grafen, der zum Pastor sprach: „Ich hätte nimmermehr gedacht, daß in einem ehrwürdigen Geistlichen, ja bereits grauen Haupte, dergleichen fantastische Dinge stecken sollten, den Anfang und das Ende des menschlichen Lebens zu entdecken, da doch noch kein Fernglas geschliffen, womit man ins Kabinet der

göttlichen Geheimnisse sehen könnte." Zugleich drohte er, dem Grafen Alles wieder sagen zu wollen. Die Uebrigen baten ihn zwar, das Uebel nicht noch ärger zu machen, und er versprach auch zu schweigen; als aber die Gäste fort waren, er den Grafen auskleidete, und dieser von ihm zu wissen verlangte, wie und womit sich seine Gäste unterhalten hätten, war er doch schwach und unvorsichtig genug, ihm auch das Prognostikon des Pastors Thieme zu erzählen. Der Graf lachte, besann sich einen Augenblick, wie er wohl den Pastor auf eine recht ausgezeichnete Weise mit seiner Sterndeuterei aufs Bloße stellen könne, und gab alsdann Befehl, sämmtlichen Gästen sogleich reitende Boten nachzusenden, und sie zu ersuchen, sich des andern Tags wieder auf Kynast bei ihm einzufinden, um mit ihm eine Jagdpartie zu machen und dann ein fröhliches Mittagsmahl einzunehmen. Was geschah? Als des andern Tages die Eingeladenen da waren, ließ er ein säugendes Lamm holen und sagte zum Prediger Thieme: er habe von seiner Weissagungsgabe gehört, und wünschte davon einen Beweis zu erhalten. Hier wäre ein Lamm, er möchte so gut seyn, und diesem die Nativität stellen. — Thieme weigerte sich lange. Er meynte, daß ein großer Unterschied zwischen einem Thiere und einem Menschen sey; allein der Graf ließ nicht nach, in ihn zu dringen. Noch hätte der Prophet seine Tags zuvor gethane unüberlegte Aeußerung wieder gut machen, und Unfähigkeit in diesem Falle vorschützen können, er wäre dann vielleicht ausgelacht, und das Ganze für einen Scherz gehalten worden; allein nicht

also: er glaubte seinen Ruf begründen zu müssen, und bat daher, man möchte den Schäfer der Heerde, von welcher dieß Lamm sey, kommen lassen. Diesen fragte er, in welcher Woche, an welchem Tage und in welcher Stunde das Lamm geboren sey. Nach erhaltener Antwort machte er einige astronomische Berechnungen, und sprach dann: „dieß Lamm wird der Wolf fressen!" — Alle lachten laut auf. Der Graf aber gab ins Geheim Befehl, das Lamm gleich zu schlachten, und es ganz zu braten, ohne jedoch dem Koche die Ursache davon zu sagen; und nun begab sich, bis zum Mittagsmahl, die ganze Gesellschaft auf die Jagd.

Auf dem Schlosse lief nun schon seit zehn Jahren ein zahmer Wolf herum, der wie ein Haushund überall hin, selbst in die Küche durfte, wo er jedoch nie etwas angerührt hatte, was ihm nicht vorgeworfen war, und wo er sogar oft zum Drehen der Bratmaschine gebraucht wurde. Zufällig kam dieser in die Küche, als das Lamm am Spieße stak und schon halb gebraten war; und da den Koch eben ein Geschäft aus der Küche entfernt hatte, so machte sich der Wolf, ganz gegen seine Gewohnheit, über den Lammsbraten her und fraß ihn rein auf. Dem Koch war es zwar ärgerlich, als er bei seiner Rückkehr kaum noch die Reste fand, er prügelte auch den Wolf tüchtig durch; da er aber die Wichtigkeit des Umstandes nicht kannte, so glaubte er, daß bei der Menge der übrigen Gerichte der

Braten nicht vermißt werden würde, und war getröstet *).

Die Jagdgesellschaft kam zurück. Man setzte sich fröhlich zur Tafel, scherzte mit dem Pastor Thieme, und der Graf freuete sich schon auf den Augenblick, wo er ihm das Lamm gebraten werde vorzeigen können. Aber das Lamm blieb aus. Der Graf ließ sich nach der Ursache erkundigen. Da trat der Mundkoch herein, warf sich zu seines Herrn Füßen, und erzählte das Geschehene zum Erstaunen aller Anwesenden. Der Graf legte ruhig und mit den Worten sein Messer auf den Tisch: „Der „Wille des Herrn geschehe! Ich weiß, daß ich jederzeit „meinem Kaiser treu gedient und des Landes Beste redlich gesucht habe! Herr, du wirst meine Unschuld gewiß an den Tag bringen!" Er mußte sich zu Bett begeben, da er sich nicht wohl fühlte, und die Gäste schlichen traurig nach Hause.

Thieme's traurige Prophezeihung ging leider vier Monate darauf wirklich in Erfüllung. Der Graf wurde am 25sten Junius 1635 nach Regensburg gefordert, um sich vor den Reichsständen wegen einiger Punkte zu verantworten oder zu entschuldigen, und wegen der Verwaltung seines Amts (er war General der kaiserlichen Truppen in Schlesien) Rechenschaft zu geben. Seine Freunde baten ihn mit Thränen, sich zu schonen, und wollten

*) Man zeigt noch jetzt in den Ruinen diese Küche, ein kleines enges Behältniß.

ihn von der Reise zurückhalten; er reiste aber doch, denn er lebte im Gefühle seiner Schuldlosigkeit. Kaum war er in Regensburg angelangt, so besetzte ein Dragonerhauptmann mit zwanzig Mann seine Wohnung, kündigte ihm Arrest an, und forderte im Namen Kaisers Ferdinand II. ihm den Degen ab. Der Graf verweigerte dieß mit den Worten: „Ich habe ihn immer rühmlich geführt, habe „ihn aus des Kaisers Händen empfangen, und werde ihn „keinem Kapitain übergeben!" Als aber gleich darauf ein Oberster mit demselben Begehren zu ihm eintrat, gab er den Degen ohne Widerrede ab. Am folgenden Tage führte man den Grafen aufs Rathhaus, und legte ihm folgende drei Fragen vor: Ob er nicht mit dem Feinde Seiner Majestät nach Schweden geheime Korrespondenz gehalten? Ob er nicht die an das in Ungarn zu versorgen habende Detaschement zu zahlenden Gelder untergeschlagen, um dadurch die Soldaten zu einer Revolte zu bringen? Ob er nicht seine lutherischen Unterthanen in Schlesien aufgewiegelt habe, sich zusammen zu rotten und die Katholiken zu vertilgen? — „Das Erste," erwiederte er, „habe ich nie im Sinne gehabt, an das Zweite nie gedacht, „und das Dritte darf ich nicht erst widerlegen, weil meine „katholischen Bedienten wissen, daß dieß nicht so ist." Man legte ihm hierauf falsche, untergeschobene Briefe vor, die er geschrieben haben solle, und woraus man ihm den Hochverrath beweisen wollte. „Wer diese geschrieben," sagte er ganz gelassen, „mag den Inhalt vor Gott verantwor„ten." Obige drei Fragen wurden ihm mehrere Male vor-

göttlichen Geheimnisse sehen könnte." Zugleich drohte er, dem Grafen Alles wieder sagen zu wollen. Die Uebrigen baten ihn zwar, das Uebel nicht noch ärger zu machen, und er versprach auch zu schweigen; als aber die Gäste fort waren, er den Grafen auskleidete, und dieser von ihm zu wissen verlangte, wie und womit sich seine Gäste unterhalten hätten, war er doch schwach und unvorsichtig genug, ihm auch das Prognostikon des Pastors Thieme zu erzählen. Der Graf lachte, besann sich einen Augenblick, wie er wohl den Pastor auf eine recht ausgezeichnete Weise mit seiner Sterndeuterei aufs Bloße stellen könne, und gab alsdann Befehl, sämmtlichen Gästen sogleich reitende Boten nachzusenden, und sie zu ersuchen, sich des andern Tags wieder auf Kynast bei ihm einzufinden, um mit ihm eine Jagdpartie zu machen und dann ein fröhliches Mittagsmahl einzunehmen. Was geschah? Als des andern Tages die Eingeladenen da waren, ließ er ein säugendes Lamm holen und sagte zum Prediger Thieme: er habe von seiner Weissagungsgabe gehört, und wünschte davon einen Beweis zu erhalten. Hier wäre ein Lamm, er möchte so gut seyn, und diesem die Nativität stellen. — Thieme weigerte sich lange. Er meynte, daß ein großer Unterschied zwischen einem Thiere und einem Menschen sey; allein der Graf ließ nicht nach, in ihn zu dringen. Noch hätte der Prophet seine Tags zuvor gethane unüberlegte Aeußerung wieder gut machen, und Unfähigkeit in diesem Falle vorschützen können, er wäre dann vielleicht ausgelacht, und das Ganze für einen Scherz gehalten worden; allein nicht

also: er glaubte seinen Ruf begründen zu müssen, und bat daher, man möchte den Schäfer der Heerde, von welcher dieß Lamm sey, kommen lassen. Diesen fragte er, in welcher Woche, an welchem Tage und in welcher Stunde das Lamm geboren sey. Nach erhaltener Antwort machte er einige astronomische Berechnungen, und sprach dann: „dieß Lamm wird der Wolf fressen!" — Alle lachten laut auf. Der Graf aber gab ins Geheim Befehl, das Lamm gleich zu schlachten, und es ganz zu braten, ohne jedoch dem Koche die Ursache davon zu sagen; und nun begab sich, bis zum Mittagsmahl, die ganze Gesellschaft auf die Jagd.

Auf dem Schlosse lief nun schon seit zehn Jahren ein zahmer Wolf herum, der wie ein Haushund überall hin, selbst in die Küche durfte, wo er jedoch nie etwas angerührt hatte, was ihm nicht vorgeworfen war, und wo er sogar oft zum Drehen der Bratmaschine gebraucht wurde. Zufällig kam dieser in die Küche, als das Lamm am Spieße stak und schon halb gebraten war; und da den Koch eben ein Geschäft aus der Küche entfernt hatte, so machte sich der Wolf, ganz gegen seine Gewohnheit, über den Lammsbraten her und fraß ihn rein auf. Dem Koch war es zwar ärgerlich, als er bei seiner Rückkehr kaum noch die Reste fand, er prügelte auch den Wolf tüchtig durch; da er aber die Wichtigkeit des Umstandes nicht kannte, so glaubte er, daß bei der Menge der übrigen Gerichte der

Braten nicht vermißt werden würde, und war getröstet *).

Die Jagdgesellschaft kam zurück. Man setzte sich fröhlich zur Tafel, scherzte mit dem Pastor Thieme, und der Graf freuete sich schon auf den Augenblick, wo er ihm das Lamm gebraten werde vorzeigen können. Aber das Lamm blieb aus. Der Graf ließ sich nach der Ursache erkundigen. Da trat der Mundkoch herein, warf sich zu seines Herrn Füßen, und erzählte das Geschehene zum Erstaunen aller Anwesenden. Der Graf legte ruhig und mit den Worten sein Messer auf den Tisch: „Der „Wille des Herrn geschehe! Ich weiß, daß ich jederzeit „meinem Kaiser treu gedient und des Landes Beste redlich gesucht habe! Herr, du wirst meine Unschuld gewiß an den Tag bringen!" Er mußte sich zu Bett begeben, da er sich nicht wohl fühlte, und die Gäste schlichen traurig nach Hause.

Thieme's traurige Prophezeihung ging leider vier Monate darauf wirklich in Erfüllung. Der Graf wurde am 25sten Junius 1635 nach Regensburg gefordert, um sich vor den Reichsständen wegen einiger Punkte zu verantworten oder zu entschuldigen, und wegen der Verwaltung seines Amts (er war General der kaiserlichen Truppen in Schlesien) Rechenschaft zu geben. Seine Freunde baten ihn mit Thränen, sich zu schonen, und wollten

*) Man zeigt noch jetzt in den Ruinen diese Küche, ein kleines enges Behältniß.

ihn von der Reise zurückhalten; er reiste aber doch, denn er lebte im Gefühle seiner Schuldlosigkeit. Kaum war er in Regensburg angelangt, so besetzte ein Dragonerhauptmann mit zwanzig Mann seine Wohnung, kündigte ihm Arrest an, und forderte im Namen Kaisers Ferdinand II. ihm den Degen ab. Der Graf verweigerte dieß mit den Worten: „Ich habe ihn immer rühmlich geführt, habe „ihn aus des Kaisers Händen empfangen, und werde ihn „keinem Kapitain übergeben!" Als aber gleich darauf ein Oberster mit demselben Begehren zu ihm eintrat, gab er den Degen ohne Widerrede ab. Am folgenden Tage führte man den Grafen aufs Rathhaus, und legte ihm folgende drei Fragen vor: Ob er nicht mit dem Feinde Seiner Majestät nach Schweden geheime Korrespondenz gehalten? Ob er nicht die an das in Ungarn zu versorgen habende Detaschement zu zahlenden Gelder untergeschlagen, um dadurch die Soldaten zu einer Revolte zu bringen? Ob er nicht seine lutherischen Unterthanen in Schlesien aufgewiegelt habe, sich zusammen zu rotten und die Katholiken zu vertilgen? — „Das Erste," erwiederte er, „habe ich nie im Sinne gehabt, an das Zweite nie gedacht, „und das Dritte darf ich nicht erst widerlegen, weil meine „katholischen Bedienten wissen, daß dieß nicht so ist." Man legte ihm hierauf falsche, untergeschobene Briefe vor, die er geschrieben haben solle, und woraus man ihm den Hochverrath beweisen wollte. „Wer diese geschrieben," sagte er ganz gelassen, „mag den Inhalt vor Gott verantwor„ten." Obige drei Fragen wurden ihm mehrere Male vor-

gelegt, da er aber immer bei seiner ersten Antwort blieb, so schickte man ihm endlich den Scharfrichter zu, welcher ihn mit der Tortur bedrohen mußte. Es blieb auch nicht bei der bloßen Drohung, sie wurde wirklich angewendet, doch ohne Erfolg. Auch nicht ein Wort konnte man dem guten Grafen abpressen, das ihn verdächtig gemacht hätte. Nachdem nun der Oberste von Teufel und der Oberauditeur Götze von Wien zurückgekommen waren, wohin sie geschickt worden, um dem Kaiser vom Verlauf der Sache zu referiren und die Akten vorzulegen, traten am 21sten Julius einige Offiziere in das Zimmer des Grafen, entschuldigten sich mit bebender Stimme, daß sie befehligt wären, ihm eine traurige Nachricht mitzutheilen, und eröffneten ihm, daß er, auf Befehl Sr. Majestät des Kaisers, vom Leben zum Tode gebracht werden solle. Der Graf erwiederte hierauf mit vieler Ruhe und Ergebenheit: „Ich weiß, daß mein Blut schon lange eingeschenkt ist; „es darf nur getrunken werden! So gern ich sterbe, und „lieber Unrecht leiden als Unrecht thun will, so jammern „mich doch meine Kinder. Ich bitte nun um einen Prediger, mit dem ich mich unterreden kann." Nach einer rührenden Unterhaltung fragten ihn die Abgeordneten: ob er in diesem Zimmer sterben wolle? man würde ihm dieß nicht abschlagen. Er sagte: „ich habe so gelebt, daß „dieser Schimpf und Spott zwar groß, mein Gewissen „aber doch rein ist; und wenn ich das für Gnade halten „soll, so bleibe es lieber bei der Ungnade! Ich will lieber unter meines Gottes freiem Himmel sterben, als im

„Dunkeln hingerichtet werden!“ Die Abgeordneten und alle anwesenden Offiziere entfernten sich, nachdem sie mit vielen Thränen von ihm Abschied genommen. Er wurde nur traurig, wenn er an seine Kinder dachte. Nun kam der Superintendent M. Lenz, der sich lange mit ihm unterhielt. Gleich darauf kamen mehrere Jesuiten, und hießen Herrn Lenz gehen. Sie blieben drei Stunden beim Grafen, redeten hart, und disputirten viel mit ihm. Es ließ während dieses Gesprächs eine Bibel holen, worauf sie ihn sogleich verließen. An diesem Tage durfte Lenz nicht wieder zum Grafen. Aber am 22sten Julius kam er und noch ein Prediger zu ihm. Mit der größten Andacht belehrete der Graf bei offenen Thüren und empfing das heilige Abendmahl, wobei er vor den lauten Klagen und Schluchzen der Anwesenden kaum sprechen konnte. Nachdem die Geistlichen ihn verlassen hatten, schrieb er noch mehrere Abschiedsbriefe an die Seinigen, vertheilte seine Sachen unter die Bedienten, ließ sich den Sarg machen und bereitete sich zum Tode. Die letzte Nacht brachte er mit Gebet zu. Früh am 23sten Julius besuchten ihn noch einmal die Geistlichen, die er nach Versicherung des herzlichsten Danks mit den Worten entließ: „ich habe „nun durch Gott einen solchen Trost gefaßt, daß ich weiter keines Trostes mehr bedarf!“ Ein Offizier forderte ihn zur Richtstätte. Mit gelassenem Muthe und bewundernswürdiger Standhaftigkeit ging er mit ihm vom Rathhause und wurde auf den Platz zur Heide gebracht, wo in dem Gasthofe, zum Kreuz genannt, Standrecht über ihn

gehalten und er dann zur Bühne auf einem Wagen geführt wurde. Es traten einige Jesuiten zu ihm, die ihn mit ihrer Fürsprache aber so beunruhigten, daß er sie gehen hieß. Er stieg mit heiterer Miene ab und die Bühne hinauf, wo er auf das Tuch knieete, welches er sich selbst hatte aufbreiten lassen, und betete. Dann stand er auf, segnete seine Kinder, seine Freunde, seine Bedienten, und zuletzt alle seine Unterthanen mit der herzlichsten Rührung. Hierauf wandte er sich zum Obersten, zum Auditeur und den Beisitzern, und fragte zum ersten Mal: „Weil ich „sterben soll, so mag man mir doch vor Gott und aller „Welt sagen, welches die Ursache meines Todes sey, damit nicht jemand meynen dürfe, ich stürbe als ein Dieb „oder Uebelthäter!" Der Richter gab ihm zur Antwort: Wir thun, was uns der Römische Kaiser befiehlt! Er fragte zum zweiten Mal nach der Ursache seines Todes, und erhielt die vorige Antwort. Da er die Frage zum dritten Mal wiederholte, ließ man die Trommeln rühren, um nicht mehr zu hören, was er sprach.

Nachdem ihm sein Kammerdiener den Oberrock ausgezogen und die Haare mit einem weißen Tuche hinaufgebunden hatte, sagte er: „nun so will ich mich hierher „setzen, um meines Gottes Willen, dem ich mich mit Leib „und Seele übergeben habe, und in Geduld seiner erwarten!" Er setzte sich auf den für ihn bereiteten Stuhl nieder, wo ihn durch den Scharfrichter der Kopf abgeschlagen wurde. Einige seiner Bedienten nahmen den Körper von dem Stuhle herunter, fielen nieder und bete-

ten, legten ihn und den Kopf in den Sarg, und trugen ihn in Gegenwart vieler tausend Zuschauer in sein Zimmer. Noch an diesem Tage wurde er ohne alle Ceremonie auf dem Kirchhofe zur heiligen Dreifaltigkeit in ein gewölbtes Grab gesetzt, welches er sich selbst hatte machen lassen. Eine Menge Volks begleitete ihn, fiel vor dem Sarge nieder und beweinte seinen Tod. Sein Leichnam wurde nicht abgewaschen, weil er dieß selbst nicht haben wollte, sondern gesagt hatte: „ich will so, wie ich nach „meinem Tode seyn werde, vor dem Richterstuhl Christi „erscheinen."

Dieß ist die wahre Darstellung einer Begebenheit, welche ein immerwährendes Denkmal und merkwürdiges Beispiel des Religionshasses und Verfolgungsgeistes der Jesuiten bleiben wird. Denn nicht wegen einer geheimen Verschwörung gegen den Kaiser und einer Korrespondenz mit dem Könige von Schweden wurde der unschuldige Graf hingerichtet, sondern aus Religionshaß der Jesuiten. In Hermsdorf unterm Kynast wird das Schwerdt, mit welchem er hingerichtet worden ist, noch aufbewahrt, aber nicht gezeigt.

Doch, wenden wir den Blick von diesem scheuslichen Gemälde religiöser Barbarei, von diesem Schmutzflecken in Ferdinands Regierungsjahren, von diesem empörenden Justizmorde, gleich denen, womit sich Buonaparte in unsern Tagen so oft besudelt hat. Die romantische Sage von der spröden Kunigunde trete auf, und erzähle uns von dem seltnen Männerhaß eines Weibes in der Jugendblüthe.

Kunigunde, das einzige Kind eines der früheſten Beſitzer des Kynaſts, hatte von ihrem Vater — der mit dem Himmel haderte, daß er ihm keinen Sohn gegeben — eine männliche Erziehung genoſſen. Wenn ſie recht wild umhertobte, mit den Waffen ſpielte, Pferde bändigte, mit ſeinen Reiſigen ſich unterhielt, liebkoſte er ſie am zärtlichſten. Sie liebte aber auch ihn höchſt innig, und war daher ganz untröſtlich, als er in der Trunkenheit mit dem Pferde in einen Abgrund ſtürzte, und an den Felſen den Kopf zerſchellte. Sie ließ den Entſeelten an dem faſt unzugänglichen Orte, wo er gefallen war, beerdigen, und machte es ſich nun zur Pflicht, täglich das Grab zu beſuchen. Ihre vorige Lebensart ſetzte ſie fort, nur daß ihre Wildheit noch rauher und düſterer war. Ihre Beſuche beim Grabe des Vaters nährten ihren Haß gegen die Felſen, welche ihr, wie ſie ſagte, ihren Vater geraubt hatten; und doch wollte ſie die Bergwohnung nicht verlaſſen, ob ſie gleich mehrere Burgen in fruchtbaren Thälern hatte. Sie ſchien ihren Aufenthalt zu lieben, weil ſie mit ihm zürnen konnte.

Nach des Vaters Tode fanden ſich eine Menge ſtattlicher Ritter ein, die um die Hand des reichen Fräuleins buhlten. Keiner erhielt aber eine entſcheidende Antwort, keiner wußte, woran er war, bis ſie endlich erklärt, daß ſie ſich alle auf den nächſten Gertruditag einfinden möchten, um das Ultimatum aus ihrem Munde zu hören. Der Tag erſchien, und auf Kynaſt wimmelte es von Freiern und Nicht-Freiern; denn die ſonderbare Beſtellung

Aller auf Einen Tag hatte auch Manchen aus bloßer Neugier herbeigeführt. An einer köstlich besetzten Tafel wurde wacker gezecht, und durch das Oel der Traube die Flamme der Hoffnung bei Allen lichterloh erhalten. Schon nahete der Abend, und noch hatte Kunigunde ihrer Erklärung nicht erwähnt. Mancher, durch den edeln Wein begeistert, stürmte auf sie ein, aber vergebens. Endlich fuhr sie, wie aus dem Traum erwachend, von der Tafel auf, und rief: „Nun ist's Zeit, die so trotzig geforderten Bedingungen meiner Liebe und meiner Hand zu offenbaren. Wer sie hören will, folge mir."

Sie lief hinab in den Burghof, und das Freierheer folgte tobend nach. Sie trat aus dem Schloßthor, und eilte nun, auf einem neu gebahnten Wege, bei Fackelschein, zum Grabe ihres Vaters, wohin ihr die Menge nachsaumelte. Als sie angelangt war, riß sie dem Pater das Kruzifix aus der Hand, hob es in die Höhe, und rief nun begeistert aus: „Hier ruht der Einzige, den ich liebte! Hier schwör' ich's, keinen zu lieben, keinen zu ehelichen, der nicht im ritterlichen Harnisch, zu Rosse sitzend, den obern Rand der Burgmauer umreitet, und so den Felsen trotzt, die mit meines Vaters Blute gefärbt sind!"

So sprach sie, wünschte den Gästen eine gute Nacht, und ließ sie fluchend, lachend, murmelnd und schweigend stehen.

Das Gerücht von der sonderbaren Heirathsbedingung verbreitete sich bald weit umher. So gefahrvoll es aber auch war, sie einzugehen, so gab es doch Wagehälse, die

ihr Glück versuchen wollten. Um aber bloße Neugierige von sich abzuhalten, hatte Kunigunde am Wege auf den Berg eine Woche postirt, welche jeden Ritter von der Bedingung, und der damit verknüpften Gefahr unterrichten mußte. Wenn dieser nun versprach, sich ihr zu fügen, so wurde er hinauf bis zur Burg geleitet, dem Fräulein vorgestellt, durfte in ihrer Gesellschaft einen Tag ausruhen, und mußte dann, unter folgenden Ceremonien, das Abentheuer bestehen. Im Hofe bestieg er, unter dem Schalle der Trommete und dem Brüllen einiger Donnerbüchsen, das Roß; Kunigunde sah aus dem Erker auf ihn nieder, wiederholte ihre Versicherung, und wünschte ihm Glück. Er versprach ihr die Erfüllung der Bedingung, und nun ritt er, von seinem weinenden Gefolge begleitet, über die Zugbrücke und auf die Mauer. Die Trommeten blieben auf ihren Posten, die Büchsen wurden wieder geladen, um den Ritter, welcher die Aufgabe glücklich lösen werde, glorreich zu empfangen; aber nie ertönten sie zum zweiten Male, denn in den Abgrund hinab stürzten alle die Unglücklichen, die sich durch Eitelkeit oder Habsucht zu dem Wagestück entschlossen hatten.

Groß war die Zahl derer, die auf solche Art ihren Tod fanden, und ein trauriges Opfer einer unmenschlichen Bedingung wurden. Weit umher verbreitete sich die Kunde davon, und nach und nach wurde es auf Kynast still und leer, denn jeden schreckte das Beispiel seiner Vorgänger zurück. Kunigundens Wuth darüber stieg von Woche zu Woche, aber die Landleute umher freueten sich,

daß die Ritter endlich einmal klug geworden wären, und sich nicht mehr sichtlich in ihr Verderben stürzten.

So verging eine lange, lange Zeit, als plötzlich ein stattlicher Ritter, von einem einzigen Knappen begleitet, den Berg herangesprengt kam. Die fahrlässig gewordenen Knechte am Wege fuhren ob der ungewohnten Erscheinung erschrocken durch einander, wollten sich in Eil ordnen und den Ankommenden prüfen, aber ein trotziges: „Fort ihr Knechte!" entwaffnete ihren Muth. Sie ließen ihn durch, sahen ihm verwundernd nach, sahen sich erstaunt an, und meynten, daß das nicht gut für sie ablaufen werde.

Kunigunde lachte laut auf, als man ihr meldete, daß sich wieder ein Ritter eingefunden habe, und sprang, voll stolzer Freude ans Fenster. Aber eine nie gefühlte Empfindung bemächtigte sich ihrer. Mit steigender Aufmerksamkeit, mit einer ihr sonst gar nicht eigenen Verwirrung betrachtete sie des schönen Fremdlings majestätsvollen Anstand und sein schönes klares Auge, das fest und sicher zu ihr hinaufblickte. Ehe sie es glaubte, trat er schon in ihr Zimmer, grüßte sie höflich, und sie verneigte sich unwillkührlich tiefer, als je vor einem seines Gleichen.

„Fräulein," so redete er sie an, „ich kenne die Aufgabe, die Ihr der ganzen Ritterschaft gemacht habt. Wenn mir das Glück wohl will, so bin ich der Letzte, der das Abentheuer besteht!"

Er betrug sich von diesem Augenblicke an mit einer edeln Unbefangenheit, sprach über vielerlei Gegenstände

so eindringend, so räthselhaft, so entschieden und zuversichtlich, daß Kunigunde es gar nicht wagte, ihn, so wie andere seiner Vorgänger, auf die gewohnte Art zu behandeln. Alles, was er sagte, klang ihr neu und reizend. Sein stolzer Trotz beleidigte sie nicht, seine gefühlvollen Schilderungen weckten fremde Empfindungen in ihr, aber seine ganze Art, sich zu benehmen und sie zu behandeln, machte sie verlegen, und ließ sie fühlen, daß sie eine alberne Rolle spiele.

Indem sie dieß entdeckte, fiel ihr zugleich ein, daß sie noch gar nicht wisse, wer der Fremde sey. Gewohnt, hiervon immer schon vor der Ankunft jedes Ritters unterrichtet zu seyn, ergrimmte sie heftig über diese Nachlässigkeit ihrer Diener. Sie verließ das Zimmer plötzlich, jenes zu erfragen und diese auszuschelten. Aber kein Mensch wußte ihr befriedigende Antwort zu ertheilen, und der Knappe des fremden Ritters war in seinen Antworten so lakonisch und räthselhaft, daß sie ihm voll Aerger eine Ohrfeige gab und nach dem Zimmer zurücklief, um von dem Unbekannten selbst den Namen zu erfragen. Sie wollte dieß mit Ernst und Strenge thun; aber des Ritters neues Benehmen entwaffnete sie. Er hatte in ihrer Abwesenheit eine Laute ergriffen, auf welcher er eben phantasirte, als sie hastig eintrat. Diese sanften Töne, durch welche fremde wohlthuende Empfindungen auf sie einströmten, erweichten ihr ganzes Wesen. Der Zorn wich von ihrer Stirn. Sie setzte sich mit niedergesenktem Blick dem Ritter gegenüber, der ihr mit männlich schöner Stimme

ein Lied vorsang, dessen Inhalt so mächtig auf sie wirkte, daß sie die Thränen nicht verbergen konnte.

So verging der Tag; und als die Nacht einbrach, verließ der Ritter das Zimmer mit der Erklärung, daß er morgen in aller Früh die Burg auf der Mauer umreiten werde. Mit ängstlichem Herzklopfen hörte es Kunigunde, suchte Aufschub zu bewirken, und wünschte, daß der Ritter davon abstehen möchte; aber er blieb bei seinem Vorsatze.

Mit dem Gefühl einer erwachenden Liebe und der Quaal eines gebändigten Stolzes blieb Kunigunde allein. Sie warf sich auf ihr Lager; aber kein Schlaf erquickte sie, und erst nach längst gewichener Mitternacht versank sie in einen von wilden Träumen begleiteten Schlummer.

Beim ersten Schimmer des Tages ließ sich der fremde Knappe das Thor öffnen und lief auf die Mauer. Und als der Himmel in Osten sich röthete, alle Gegenstände deutlich zu erkennen waren, ging er in den Burghof zurück, und zog das Roß seines Herrn aus dem Stalle. Da kam der fremde Ritter in leichter Kleidung die Treppe herab, umarmte den Knappen, schwang sich auf sein Pferd, und ritt stolz zum Thore hinaus.

„Nun mache Alles im Schlosse wach," rief der Knappe dem zitternden Thorwächter zu, „aber laß niemanden der Mauer sich nähern."

Bis an den Aufgang auf die Mauer begleitete der Knappe seinen Herrn. Mit einem freundlichen Blick auf ihn, ritt dieser hinauf, hob die Füße aus den Bügeln, und

ließ nachlässig auf den Hals des Pferdes die Zügel hängen. Sichern Trittes ging es auf dem schmalen Pfade. Ruhig blickte der Ritter in das gräßliche Thal, wo noch finstere Nacht war. In Osten sprang die Sonne herauf, die Lerche erhob sich; aber er sah weder Sonne noch Lerche: nur auf den neben der Mauer her gehenden Knappen blickte er bisweilen freundlich hin.

Unterdessen war Alles in der Burg wach geworden, und lief ängstlich durch einander. Kunigunde war auch erwacht. Kaum hörte sie, daß der Ritter auf der Mauer sey, als sie ein fieberhafter Schauder ergriff. „Er ist todt!" schrie sie, und flog hinab in den Burghof. „Wo ist sein Leichnam?" Niemand antwortete, Alle standen mit gefalteten Händen.

Als nun das ängstigende Gefühl Aller den höchsten Grad erreicht hatte, siehe, da schwebte der Ritter auf seinem mit Schweiß bedeckten Rosse um die Ecke des an das andere Ende der Mauer stoßenden Gebäudes und näherte sich dem erwünschten Ziele. Kunigunde war einer Ohnmacht nahe, als er wohlbehalten von der Mauer herabritt und vom Pferde stieg. Die Knechte ergriff die lauteste Freude; sie jubelten, schrieen und tanzten. Auf dem Hofe schmetterten Trompeten, und das Geschütz donnerte es über die ganze Gegend hin, daß der Sieg errungen sey.

„Huldigt Eurem Herrn!" schrie Kunigunde, und wankte auf den Ritter los. „Ihr habt die Bedingung erfüllt, edler Ritter," sprach sie; „Ihr habt den Geist meines Vaters versöhnt. Ich übergebe Euch diese Burg

und ihr Gebiet, und bin bereit, Euch Gemahl zu nennen.“ Aufs neue schmetterten Trompeten.

Mit Hoheit und Adel erwiederte der Ritter in ernstem Tone: „Fräulein, der schreckliche Zauber ist gelöst, der so viele Edele das Leben kostete. Ich freue mich, Eurem Stolze und Eurer Grausamkeit Grenzen gesetzt zu haben, und danke Gott für seinen mir geleisteten Schutz dabei. Fluch und ewige Schande dem, der nach mir das Wagestück nochmals beginnen wollte. Dieß laut zu erklären, daß es durch alle Länder schalle, war der einzige Zweck meiner Erscheinung auf dieser Burg. Seit einem Jahre ist dieses Roß geübt worden, auf schmalen Pfaden zu gehen, und es war nicht das erste Mal, daß das edle Thier auf einem solchen Pfade ging; aber es war das letzte Mal. Und du, die du mit unmenschlichem Herzen das Loos des Verderbens über so viele unglückliche Jünglinge warfst, kehre zurück, laß das Gefühl der Natur und der Menschlichkeit in deinem Herzen erwachen. Verabscheuung und Fluch der stolzen Kunigunde, Ehre und Freundschaft der fühlenden, der freundlichen. Zerschlage die Rinde, die dein Herz umgab, wecke Gefühle; die dem Weibe ziemen. Werde Weib und Gattin, und ersetze der Welt die Leben, die dein Stolz opferte. Ich kann dein Gatte nicht werden. Ich bin — Adelbert, Landgraf von Thüringen, den schon das edelste Weib liebt; aber ich beschwöre Euch, schenkt Euch der Welt und der Menschheit wieder. Und wollt Ihr einen Gehülfen in Eurem schönen Beginnen, so wählt meinen Freund, diesen Knappen, den biedern

Riesengebirge in Schlesien, von Nathe. Weimar, 1806. (10 Rthlr.) Zwei Blätter in Querfolio stellen den Eingang des Schlosses und die Ansicht der Ruinen von der Südseite dar. Sie sind in Aquatinta von Nathe, Ebner und Häßel brav gearbeitet, und auch einzeln ohne den Text zu haben. 2) Im Taschenbuche für Freunde des Riesengebirges sind zwei kleine Abbildungen in 8., jedoch von wenigem Werthe. 3) Im Magazin der neuesten Reisebeschreibungen in Auszügen, Bd. 2. S. 214. Berlin, 1808. 4) Im ersten Hefte der malerischen Reise durch Schlesien. Berlin, bei Salfeld. 9½ Zoll hoch, 1 Fuß 3 Zoll breit, und kolorirt, stellt aber den Kynast zu sehr in der Ferne dar.

Bei Bearbeitung des Vorstehenden habe ich benutzt: Bemerkungen auf einer Reise durch einen Theil des schlesischen Gebirgs und der Grafschaft Glatz. Breslau, 1793. 8. — Reise durch Schlesien im Jahr 1801. 1ster Bd. Berlin, 1802. 8. — Das Riesengebirge, von Hoser, 2ter Bd. Wien, 1804. 8. — Morgenblatt, 208tes St. 1809. — Der Wintergarten, von Arnim. Berlin, 1809. 8. — Bruchstücke einer Geschäftsreise durch Schlesien, von Büsching, 1ster Bd. Breslau, 1813. 8.

2.

Hohenzollern
bei Hechingen.

So ödet, dunkel trauernd,
Die alte Burg herab,
Und predigt: nichts ist dauernd,
Und ruhig nur das Grab! —

Tiedge.

2.

Hohenzollern.

Es ist einer der interessantesten Blicke in die deutsche Geschichte des mittlern Zeitalters, wenn man halbe Jahrtausende hindurch dem Auf- und Abkommen der kleinen und großen Fürstenfamilien zuschaut, Namen hervortreten und schwinden, manche Familie mit einem gewissen Ungestüm zu einer glänzenden Laufbahn emporsteigen und eben so schnell wieder verlöschen, so wie andere mit einer Dauer versprechenden Langsamkeit sich heben sieht. Wem muß es nicht merkwürdig seyn, daß die Stammväter von Joseph, Georg und Friedrich vor tausend Jahren in einem Bezirk Schwabens, ungefähr dreißig bis vierzig Meilen von einander entfernt, als rüstige deutsche Grafen und Ritter von Habsburg, von Altdorf und von Zollern zusammen gelebt haben. Man möchte den Historikern recht böse werden, die uns oft durch ersonnene vornehme Genealogieen ein solches schönes Providenzspiel zernichten wollen, oder es mit der albernsten aller Schmeicheleien gar zur Ehre eines Hauses rechnen, daß die Geschichte den Ursprung derselben nicht kenne.

In einer Entfernung von 5 bis 6 Meilen sieht man schon die alte Burg Hohenzollern auf ihrem gewaltig hohen Felsenkegel über alle sie umgebende Berge hinausragen. Man staunt über die Höhe, auf der sie schwebt, und je mehr man sich nähert, desto mächtiger wirkt ihr Bild auf den Wanderer. Ringsum freistehend, mit keinem Berge in Verbindung, erhebt sich der, bisweilen senkrecht abgeschnittene, Kalkfelsen aus einer gehügelten Fläche zu einer unglaublichen Höhe, und auf seinem Gipfel ruht die Burg mit ihren Thürmen, ihren Zinnen, ihren Warten und öden Gemächern, von Wolken oft umflossen. Wenige Felsenkegel von solcher Form möchte es noch geben, wenige, die, wie dieser, von der Natur geformt zu seyn scheinen, zur Grundfeste einer Stammburg fürstlicher Geschlechter. Und das war er; denn er trägt die Wiege zweier Fürstenhäuser Deutschlands, die des Preußischen und die des Hohenzollernschen Hauses.

Gefühle von Ehrfurcht und Wehmuth ergriffen mich, als ich im Sommer 1810 den Berg erstieg. War es der Eindruck, den das öde Bild der vor mir in die Wolken strebenden Burg erzeugte, oder war es der Gedanke an den traurigen Wechsel der Dinge, dem alles Irdische unterliegt, und der eben damals, wo das preußische Haus unter dem Drucke einer eisernen Zeit seufzte, um so mehr erregt ward! Hier sproßte das Geschlecht der Preußen auf, das sich mit Riesenkraft in einem Jahrhunderte zu einer kühnen Höhe emporhob, im Laufe eines Jahres so tief zurücksank, und, wie es damals schien, ohne Hoff-

nung. So dachte ich, als ich den Thoren mich näherte; so dachte ich, und tief aus der Brust entstieg mir der glühende Wunsch nach bessern Zeiten, die nun — Gott allein die Ehre! — gekommen sind.

Die Burg Hohenzollern, die man in der umliegenden Gegend nur „den alten Zoller" nennt, hat ihren Namen von dem Zolle, der am Fuße des Berges angelegt war. Zum Unterschiede von dem sogenannten Unterzollern, wo auch ein Zoll erhoben wurde, nannte man sie Hohenzollern. Sie liegt eine halbe Stunde von der Stadt Hechingen, dem Wohnorte seiner jetzigen Besitzer, der Fürsten von Hohenzollern-Hechingen, entfernt. Der Berg, auf dem sie ruht, ist wohl 7- bis 800 Fuß hoch, so daß man eine kleine Stunde nöthig hat, ihn zu ersteigen. Ehe man an die eigentliche Burg kommt, muß man ein kleines Außenwerk passiren, das von großer Wichtigkeit gewesen seyn mag. Es ist der einzige Aufgang zur Burg, eng, und absatzweise durch neun, stark mit Eisen beschlagene Thore verwahrt, so daß, wenn einige auch erbrochen waren, der Feind noch immer an den letzten mit Steinen und Geschütz von oben herab zurückgehalten werden konnte. Für Pferde und Fuhrwerk muß dieser Weg höchst beschwerlich gewesen seyn. Selbst bei der jetzigen Art Krieg zu führen, würde dieser Burg wenig Schaden zugefügt werden können. Die benachbarten Berge sind entweder zu niedrig, oder zu weit durch, sich herumziehende Thäler, davon entfernt, als daß aufgerichtete Batterieen mit einiger Wirkung darauf spielen könnten. Indessen möchte sie

wohl, nach der heutigen Verfahrungsart in Kriegen, von keiner Wichtigkeit und höchstens zur Aufbewahrung von Kostbarkeiten zu gebrauchen seyn.

Die eigentlichen Burggebäude haben die Form eines langen Vierecks, an welchem die vordere Seite offen ist. Einen Theil der rechten Seite nimmt das Zeughaus ein, welches mit altem Geschütz und Waffen aus dem mittlern Zeitalter angefüllt ist. Da trifft man Morgensterne, Schlachtschwerdter, Speere, Streitsicheln, Streitäxte, Pickelhauben, ganze und halbe Harnische, eiserne Handschuhe und Fußrüstungen von allerlei Form und Arbeit an. Vorzüglich schön sind einige vollständige Rüstungen alter Grafen von Zollern, die ganz von Stahl und trefflich gearbeitet, auch zum Theil mit gothischen Zierathen ausgelegt sind. Nach der Höhe und dem Umfange dieser Rüstungen zu urtheilen, müssen die Herren von riesenmäßiger Größe gewesen seyn. Wenn man sich hierzu noch denkt, daß sie sich in diesen eisernen Oberröcken und Helmen, mit Schwerdtern, die wir jetzt kaum mit beiden Händen zu regieren vermögen, Tage lang in der größten Sonnenhitze herumschlugen, und unsere Kräfte damit vergleicht: dann treten uns freilich die Folgen unserer Verweichlichung deutlich genug vor die Augen. Ich glaube indessen, daß man sich bei einer solchen Folgerung auf Kosten der gegenwärtigen Generation irren würde. Jene alten Rüstungen scheinen zwar für einen weit größern Menschenschlag gemacht zu seyn, als der jetzige ist; sie sind es aber in der That nicht. Man bediente sich nemlich auch noch nach

der Erfindung des Schießpulvers der ritterlichen Rüstungen, jedoch nach einem vergrößerten Maaßstabe. Alle Vertheidigungswaffen, Harnisch, Helm und Schild, ursprünglich nur für Hieb, Stich und Kolbenschlag geeignet, wurden nun massiver und gewichtiger als vorher verfertigt, um auch kugelfest zu seyn. Ein völlig geharnischter Ritter hatte daher eine ungeheure Waffenlast zu tragen. Diese unverhältnißmäßig schwere Rüstung war selbst für die Stärkern so drückend, daß sie sie nicht lange zu tragen im Stande waren, und schon in ihren besten Jahren, besonders an Brust und Schultern, unvermögend wurden. Wenn man nun erwägt, daß die meisten von den Ritterrüstungen, die noch gegenwärtig in den Rüstkammern zu sehen sind, aus der Zeit herstammen, wo das Ritterwesen seinem Untergange nahe war, so darf uns die kolossale Schwere und Gediegenheit der alten Waffen nicht so sehr befremden, als gewöhnlich geschiehet. Den Vorzug einer größern und gewandtern Leibeskraft muß und kann man zwar den alten Rittern zugestehen: er folgt ganz natürlich aus ihrer, ausschließlich dem Kampfe und Streite gewidmeten Lebensweise; daß man in ihnen aber sich lauter Giganten mit fast übermenschlichen Kräften denkt, heißt die Liebe zum Außerordentlichen zu weit treiben. Die ungeheure Größe und Schwere der Waffen aus dem sechzehnten Jahrhundert haben unstreitig zu solchen übertriebenen Vorstellungen Anlaß gegeben; und es scheint fast, als ob man den Ursprung von dieser Kolossalität entweder absichtlich übersehen will, oder nicht hinlänglich kennt. Wie früh

man aber damals den Körper zu dieser schweren Tracht abzuhärten suchte, beweisen uns kleine Harnische für Knaben von 12 bis 13 Jahren, wovon auch einer auf Hohenzollern zu finden ist.

Vor einigen und zwanzig Jahren holten zuweilen die Schüler der Jesuiten in Rotenburg am Neckar diese Rüstungen hervor, um sich ihrer bei Aufführung elender jesuitischer Possen zu bedienen, wo der Teufel, der Tod, das Fleisch, die Welt und die Religion, personificirt, Hauptrollen spielten. Jetzt aber liegen sie hier im Staube und rosten der Verwesung entgegen, wie die Leiber, die sie einst umschlossen. Ein Mäuseheer spielt Versteckens darin und schaukelt den vergoldeten Helm hin und her, aus dem einst feurige Augen hervorblitzten, oder nistet im gewölbten Brustharnisch, dessen kalte Rinde vielleicht ein warmes fühlendes Herz umschloß, von dem manch liebevoller Blick vergebens abglitt. Die Franzosen, welche auf ihren verwüstenden Heereszügen durch Deutschland keinen Winkel undurchsucht ließen, und Alles durchschnüffelten, um etwas Nehmbares zu erwittern, waren auch hier, begnügten sich aber dasmal mit dem bloßen Durchstören der Rüstkammer, und nahmen nichts.

Neben dem Zeughause findet man zwei Mühlen über einander, wovon die untere durch Pferde, die obere durch Menschen in Umtrieb gesetzt wird. Ein schönes, einfaches, mechanisches Werk! Vor funfzig Jahren, wo in der Gegend großer Wassermangel war, bediente man sich ihrer mit großem Nutzen.

Ueber dem Zeughause sind eine Menge großer geräumiger Zimmer und Säle nach der Art, wie die Alten bauten. In einem derselben verwahrte man in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts einen Grafen Oswald von Hohenzollersberg, der hernach zu Haigersloch als Gefangener starb. Er hatte die Ueberzeugung, daß ein Landesherr nach Willkühr seine Unterthanen todt stechen und schießen könne, und da er diese Ansicht nicht gutwillig aufgeben wollte, so sperrte man ihn hier ein, um ihn dazu zu nöthigen. Jetzt durchgeht man alle diese weitläufigen leeren Gemächer mit Aengstlichkeit und Besorgniß, daß ihr mürber Boden niederbrechen oder die geborstenen Decken herabstürzen möchten. Ein heftiger Zugwind saust durch sie hindurch, und nicht lange kann man an den Fenstern weilen, um den Blick auf die überaus weitläufige Landschaft zu werfen.

In einem andern Flügel der Burg ist eine kleine Kapelle. Ihr Alter ist das merkwürdigste, was sich davon sagen läßt. Sie zählt achthundert Jahre. Altar und Stühle sind noch da, und in der Höhe hingen die Reste eines Fähnleins, ein Spiel des Windes, der durch die zerbrochenen Fenster blies. Unter diesem Kapellchen ist die alte Gruft der Hohenzollernschen Familie. Die Hauptgebäude der Burg stehen noch unter Dach und Fach, aber bald werden die Elemente sie in eine schöne Ruine umgestalten, denn an ihre Erhaltung wird nichts mehr gewendet.

Die Oberfläche des Berges ist durch unterirdische Gänge und Kasematten, die mit unglaublicher Mühe und

Arbeit in den Felsen eingehauen sind, ganz unterminirt. Man glaubt in den Styx zu steigen, wenn man die finstern Treppen, die hinabführen, verfolgt, und erhält hier in den weiten großen Gewölben den deutlichsten Begriff von den schrecklichen Gefängnissen der Alten und ihren unterirdischen Sicherheitsanstalten. Ein Theil dieser Kasematten ist durch einige Personen bewohnt, deren Amt es ist, eine Lärmkanone loszubrennen, wenn sie in der umliegenden Gegend Feuer entdecken. Von diesen Bewohnern führte mich ein altes Mütterchen umher, das, ganz nach Art einer Kastellanin, mit geläufiger Zunge mir allerlei Unwichtiges aus ihrem Leben vorplauderte, und besonders gern und lange bei der Liste der hohen und höchsten Herrschaften verweilte, die sie schon hier herum zu führen „die hohe Gnade" gehabt habe. Wir gingen eben über den mit Gras dicht bewachsenen Schloßhof, als sie von einem Prinzen, ich glaube es war ein österreichischer, erzählte, der vor 30 Jahren hier oben ein Frühstück eingenommen, wobei sie ihn bedient, und wofür er ihr einen Cremnitzer Dukaten geschenkt, dabei die Backen geklopft, und sie „mein liebes Kind" genannt habe. „Ach! das „war gar ein lieber schmucker Herr," sprach sie in ihrem schwäbischen Dialekt, „und ich, i nun, ich war denn freilich auch ein dreißig Jahre jünger, war eine rasche Dirne, sprang fein lustig um den Durchlauchten Prinzen „herum, und war flink auf den Beinen. Jetzt freilich" .... da lag die Kastellanin in einer Vertiefung, die sie im Eifer des Gesprächs nicht gesehen, der Länge nach

vor mir ausgestreckt. Doch schnell raffte sie sich unter stillen Verwünschungen wieder auf. Der Strom ihrer Worte nahm hierdurch aber eine andere Wendung. Der österreichische Prinz war vergessen, und sie erzählte, um meinem Lächeln über den Unfall zu begegnen, was es mit dieser Vertiefung für eine Bewandtniß habe. Ein Becken oder Gefäß von einem Zoll dicken Kupfer, dreißig Fuß Tiefe und zehn Fuß im Durchmesser, hatte darin gestanden und zum Wasserbehälter gedient. Aus dem nicht weit entfernten Brunnen war es mittelst dreier unter der Erde weg laufender Kanäle mit Wasser gefüllt worden, wodurch immer eine bedeutende Masse Wasser zu jedem Gebrauch vorräthig gewesen war. Oben auf dem Rande hatten die Worte gestanden: „Marie Sidonie, Markgraefin von Baden", welche es in ihrem Wittwenstande hatte anfertigen lassen. Zu welcher Zeit man dieß schöne Kupferstück in Goldstücke verwandelt hat, habe ich nicht erfahren können.

Wenn man aus den Fenstern der Burg hinausschaut, so erstaunt man über die fast unbegrenzte Fläche, die sich um den hohen Bergkegel herumzieht und bis ins Duftige hinaus verliert. Wohl auf 20 Stunden in die Länge und gegen funfzig im Umkreise mag sie betragen, und der Oerter, die man bei ganz heiterm Wetter zählen kann, mögen leicht 200 seyn. Doch ist darunter kein Ort von Bedeutung, und unter den nahen tritt nur das Städtchen Hechingen besonders hervor. Ueberhaupt fehlt es bei all' ihrer Ausbreitung dieser großen Landschaft an Abwechselung

und Mannigfaltigkeit. Sie ist eintönig, und das Auge schweift über die weiten Flächen hin, ohne von anziehenden Punkten lange festgehalten zu werden. Nach der Schweiz und dem östlichen Theile von Schwaben hin ist die Aussicht durch die Gebirgskette der sogenannten schwäbischen Alp beschränkt, aber auch an diesen finstern schwarzen Kolossen weilt der Blick nicht lange. Dennoch wirst du mir unvergeßlich bleiben, altes Zollernsches Luftschloß. Es waren mir freundliche Tage, in denen ich dich sah, dich erstieg, und von dir hin nach dem Lande der Hochalpen schaute, in das der Wanderstab mich führte, als deine neun festen Thore wieder hinter mir lagen. Nicht mehr so leicht dreht ihr jetzt eure knarrenden Flügel in den verrosteten Angeln; denn hier wohnt nun Ruhe und Frieden. Für Jeden steht ihr offen, und eins nur schließt sich mit dem Sinken des Tags, genug, die jetzigen Schätze der Burg zu wahren. Gewechselt hat die Scene, geändert ist der Schauplatz. Die Ahnen des Hauses, die kühnen Erbauer der Burg, die rüstigen Streiter, die mit Helm und Panzer auszogen in den Kampf und sich furchtbar machten, denen Trompetenschall und Paukenklang entgegen wirbelte, wenn sie hier als Sieger heimkehrten — sie sind dahin! Die Zeit hat sie alle verschlungen. Ihre Gemälde verbleichen, ihre Schlösser verwittern, ihre Namen verlöschen. — So endet Alles auf Erden!

Den ersten Ursprung des Schlosses Hohenzollern birgt das Dunkel des mittlern Zeitalters, und wird schwerlich jezu bestimmen seyn. So viel ist gewiß, daß sein Name

schon

schon in Urkunden aus dem 11ten Jahrhunderte vorkommt. Damals war es, wie die meisten Bergschlösser in Deutschland, ein Raubnest. Die jetzigen Gebäude sind nach einer gänzlichen Zerstörung im Jahre 1430 erbauet worden. Die Veranlassung dazu gab Graf Friedrich von Hohenzollern, der Oetringer genannt, ein rüstiger, streitbarer Ritter, der, wie es die Sitte der damaligen Zeit mit sich brachte, täglich, nach verrichtetem Morgengebet, mit seinen Reisigen und Vasallen auszog, die nahen und fernen Reichsstädte zu befehden. Diese aber, der steten Plackereien müde, errichteten endlich einen Bund unter einander, besonders Reutlingen, Rothweil, Eßlingen und Ulm, und zogen im Jahre 1420 mit ihrer Mannschaft vor das Schloß, es zu belagern. Die Burg war aber zu fest; sie lagen zwei volle Jahre davor, ohne etwas auszurichten, und würden auch nichts haben ausrichten können, wenn sie nicht Hülfe erhielten. Der Graf hatte nemlich um diese Zeit die Gräfin Henrike von Wirtemberg durch einige gegen sie ausgestoßene Schimpfwörter beleidigt. Erbittert darüber, benutzte diese die Gelegenheit, sich zu rächen, und schickte den Belagerern 2000 Mann zu Hülfe. Graf Friedrich wurde nun auf seinem Berge immer enger eingeschlossen, und da endlich seine Lebensmittel aufgezehrt waren, suchte er mit einigen Reisigen zu entfliehen, ward aber ertappt, und von den Wirtembergern in einen Thurm zu Mümpelgard eingesperrt. Auf Vorbitten seiner Verwandtin, der Markgräfin von Brandenburg, ward er jedoch wieder frei gelassen, zog darauf ins gelobte Land,

fand aber unterwegs seinen Tod. Nach der Einnahme des Schlosses plünderten es die Sieger, zündeten es an, und rissen, was die Flammen nicht verzehren konnten, bis auf den Grund nieder, um den Ort auch ganz zu vertilgen, von wo aus sie so lange gedrückt und gedrängt worden waren. Diese Zerstörung ist wahrscheinlich auch die Ursache der Dunkelheit, in welcher die ältere Geschichte des hohenzollernschen, und mit ihr die des preußischen, Hauses eingehüllt ist, da die Urkunden und Dokumente, welche sie aufhellen könnten, damals vom Feuer verzehrt seyn mögen. Durch sie würde man sonst wohl genauer beweisen können, wie viel Graf Konrad von Hohenzollern dazu beigetragen hat, seinen Schwager, den Grafen Rudolph von Habsburg, der seine Schwester Klementia zum Weibe hatte, zur Kaiserwürde zu verhelfen. Rudolph, der ein so strenger Verfolger derer war, die den Befehdungen und dem Faustrechte nicht entsagen wollten, würde sonst gewiß nicht seinen Vetter, den Grafen Friedrich von Zollern, der nebst dem Grafen Ulrich von Wirtemberg sich mit den Waffen in der Hand gegen ihn wehrte, so gelinde behandelt haben, wie es bei dem in Stuttgart im J. 1286 errichteten Frieden — den Sattler in der Geschichte Wirtembergs im 1sten Theile mittheilt — geschah.

Als Graf Friedrich von seinem heiligen Zuge nicht wiederkehrte, übernahm sein Sohn, Graf Jos Niklas, die Regierung. Sein erstes Geschäft war, Anstalt zur Wiederaufbauung des Schlosses Hohenzollern zu machen. In dieser Absicht ließ er viel Holz fällen, und um den

Berg Zollern herum zubereiten und zuzimmern; allein die Reichsstädter, die nichts weniger wünschten, als daß diese Burg je wieder ihr furchtbares Haupt erheben sollte, fielen plötzlich über die Baumaterialien her, und ruinirten Alles.

Der Graf, zu schwach gegen so viele Feinde, suchte Hülfe bei seinen Verwandten und Nachbarn, den Erzherzögen von Oesterreich, den Markgrafen von Baden, den Grafen von Fürstenberg und Andern. Diese kamen auch, als man den Grundstein zum neuen Schlosse legen wollte, selbst dahin, legten in eigner Person Hand an das Werk, mauerten mit einem silbernen Hammer und dergleichen Kelle *), wobei ein Graf von Fürstenberg den Mörtel zutrug und ein Herr von Brandis ihn rührte, und gaben dadurch den Reichsstädtern zu verstehen, daß sie mit Wehr und Waffen diejenigen vertreiben würden, die sich unterfangen möchten, dem Bau des Schlosses Hindernisse in den Weg zu legen. Die Reichsstädte verhielten sich auch wirklich ruhig, und so erhob sich das Schloß mit allen seinen Gebäuden und Thürmen, so wie es jetzt noch steht, und ward im Jahre 1430 vollendet. Zur völligen Aussöhnung mit dem Hause Wirtemberg gab der Graf noch im J. 1456 dem Grafen Ulrich von Wirtemberg die schriftliche Versicherung: aus der Burg Hohenzollern, so wie aus der Stadt Hechingen, niemals etwas Böses gegen ihn oder die Seinigen zu unternehmen.

*) In der Mitte des 17ten Jahrhunderts befanden sich diese Geräthschaften, mit den Wappen derer, die damit gearbeitet hatten, bezeichnet, noch auf Hohenzollern.

816287

Gegen die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts traf das Haus Hohenzollern über diese Burg mit dem Erzhause Oesterreich einen Oeffnungstraktat, vermöge dessen Oesterreich die Befugniß erhielt, eine Besatzung nebst dem Kommandanten hineinzulegen, welcher jedoch in allen wichtigen Angelegenheiten von dem zeitigen Fürsten abhängen, und von ihm seine Verhaltungsbefehle annehmen mußte. Oesterreich zahlte dagegen an das Haus Hohenzollern jährlich 5000 Fl. Oeffnungsgelder nebst einer Quantität Tyroler Wein.

Bei der damaligen Art zu kriegen, und bei den öftern Einfällen der Franzosen, die gewöhnlich in den schwäbischen Kreis und in die damaligen österreichschen Vorlande geschahen, mag Hohenzollern auch für Oesterreich von Wichtigkeit gewesen seyn. Dessen ungeachtet wurde es noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, im baierschen Kriege, von den Franzosen blockirt, und nach wenigen Tagen von dem österreichschen Kommandanten, der mit so weniger Mannschaft versehen war, daß er nicht einmal die Festungswerke hatte besetzen können, übergeben. Die Franzosen verließen es jedoch bald wieder freiwillig, nachdem sie allen Mundvorrath und auch Verschiedenes aus dem Zeughause mitgenommen hatten.

Das Oeffnungsrecht für das Haus Oesterreich dauerte bis auf den 1798 verstorbenen Fürsten Joseph Wilhelm von Hohenzollern fort. Dieser, welcher von seinem 16ten Jahre an, gleich seinen Vorfahren, ein treuer Anhänger des deutschen Kaiserhauses war, gab die Oeffnungstrakta-

ten aus Achtung gegen daſſelbe auf. Der Schade war offenbar auf ſeiner Seite; denn da die Uebereinkunft von der Beſchaffenheit war, daß ſie nicht einſeitig, ſondern nur von beiden Theilen zugleich aufgehoben werden konnte, ſo hätte man Oeſterreich immerhin die 5000 Fl. für das Oeffnungsrecht fortzahlen laſſen ſollen, das ihm, bei der veränderten Geſtalt Krieg zu führen, doch von keinem Nutzen ſeyn konnte.

In einem Zeitalter, wo die Grenzen der wahren Geſchichte und der fabelhaften Sage in einander laufen, wo der Despotismus der Stütze einer Ableitung von Heroen und Göttern der Vorzeit bedurfte, kann es uns nicht auffallen, von den Geſchichtſchreibern jener Tage die ſeltenſten Behauptungen über den Urſprung der Regentenhäuſer aufgeſtellt zu finden. Je tiefer zurück ſie ihn führen konnten, je mehr es ihnen gelang, auf Namensähnlichkeiten mit römiſchen oder griechiſchen Helden, das dunkle Alter des Geſchlechts zu gründen, deſto größer und achtbarer erſchien es ihnen, deſto mehr erſchmeichelten ſie ſich die Gunſt der Familien, die es nicht minder für ehrenvoll und ihrem hohen Range angemeſſen fanden, wenn ihre Ahnen nicht erforſcht werden konnten, oder doch nur auf dem Stamme uralter hochberühmter Namen die erſten Sproſſen deſſelben zu entdecken waren. Wo aber auch nicht Schmeichelei bei ſolchen genealogiſchen Grübeleien die Feder führte, da that es Pedantismus. Es gehörte in jenen Tagen nun einmal zum gelehrten Hiſtoriker, ſolche Forſchungen anzuſtellen und mit einer Menge von Hypo-

theſen zu prunken, damit ja das ohnehin ſchon Dunkle in ein noch immer dichteres Dunkel gehüllt ward, und ſolche Mißgeburten von Stammtafeln entſtehen mußten, nach denen z. B. Griechenlands Herrſcher von Zeus und Herakles, und Roms Könige von Aeneas in gerader Linie abſtammen. Auch über den Urſprung des Geſchlechts der Hohenzollern herrſcht große Verwirrung in den Meinungen. Ein Theil leitet es vom fränkiſchen Könige Pharamund ab, ein anderer von dem italieniſchen Hauſe Colonna. Sie ſagen: der Name des Schloſſes Zagarolo, das dieſes beſeſſen, habe zu viele Aehnlichkeit mit dem „Zollern", als daß dieſer nicht von jenem abſtammen ſolle. Zur Zeit der Chriſtenverfolgung unter Hadrian wären zwei Brüder Colonna nach Deutſchland gekommen, hätten im Jahre 144 das Schloß Saldern erbaut, und wären die Stammväter des Hohenzollernſchen Geſchlechts geworden. Andere waren nun gerade der umgekehrten Meinung, und leiteten die Familie Colonna von den Hohenzollern ab. Noch andere erzählen ein Mährchen, um dem erſten bekannten Stammvater einen recht romantiſchen Urſprung zu geben, das ich hier, ſeiner Eigenthümlichkeit halber, mittheilen will.

Am Ende des 8ten Jahrhunderts habe nemlich ein Graf Iſenbard von Altdorf gelebt, der mit Irmengard, einer Schweſter der Kaiſerin Hildegard, vermählt geweſen. Dieſe habe einſt erfahren, daß eine Frau drei Kinder auf ein Mal geboren, und nicht begreifen können, wie dieß, ohne Ehebruch getrieben zu haben, möglich ſey. Da ihr Mann derſelben Meinung geweſen, ſo wäre das un-

schuldige Weib als Ehebrecherin verurtheilt und ersäuft worden. Kurz darauf habe Isenbard, der im Felddienste Karls des Großen gestanden, mit diesem zu Felde ziehen müssen, und seine Gattin schwanger zurückgelassen. Noch ehe er zurückgekehrt, sey sie ins Kindbett gekommen und habe zwölf Knaben zur Welt gebracht, die alle freilich klein, aber gesund gewesen wären. Zwölf Knaben? man sollte es kaum glauben. Indessen, wer mag daran zweifeln! Zeigt man doch in Losdun in Holland ein Becken, worin die dreihundert und fünf und sechzig Kinder getauft sind, welche eine Gräfin von Henneberg in einem Kindbette gebar; auch ist's ja bekannt, daß eine Gräfin Jutta von Querfurt neun Knaben auf ein Mal gebar: Kurz, Irmengard habe zwölf Knaben geboren. Die Geburt selbst habe ihr jedoch weniger Schmerzen verursacht, als der Gedanke, was ihr Mann, nach den von ihnen beiden bereits an den Tag gelegten Grundsätzen in obigem Falle, von ihr denken müsse. Da sie vermuthen können, daß er bald zurückkehren werde, so habe sie sich in der unbeschreiblichen Angst ihres Herzens entschlossen, die Früchte ihres Leibes lieber zu opfern, als ihren guten Namen in den Augen ihres Mannes befleckt zu sehen. Zu dem Ende wären eilfe der Knaben einem alten Weibe mit dem Auftrage übergeben worden, sie alle zu ersäufen, und einen Knaben nur habe sie zurückbehalten. Das alte Weib, dem die größte Verschwiegenheit anbefohlen worden, habe auch wirklich die eilfe zum Tode verurtheilten Kinder aufgepackt und sey dem Wasser zugegangen. Graf Isenbard,

der als ein guter Hausvater zu Haus seyn wollen, wenn seine Frau die Wochen hielte, habe sich deshalb vom Kaiser Urlaub erbeten, der ihm auch, doch ungern, und mit der unkaiserlichen Aeußerung: „er solle nur hinreisen und „sehen, was er für einen jungen Hund oder Wolf bekom„men!" endlich zugestanden sey. Glücklicherweise habe es sich nun gerade so getroffen, daß Isenbard dem alten Weibe dicht am Ufer des Flusses begegnet wäre, als sie eben im Begriff gewesen, den Mord zu begehen. Eine heimliche Ahndung oder Neugierde hätten ihn das Weib fragen lassen: „was sie in dem Korbe habe?" und als diese geantwortet: „junge Hunde, die ersäuft werden sol„len!" habe er, als Jagdfreund, solche zu sehen verlangt, ob sie vielleicht von guter Art und des Aufziehens werth seyen. Die Alte, blaß und zitternd, habe das nicht zugeben wollen, ihm anfänglich seine weibische Neugierde verwiesen; da er aber nicht nachgelassen, sich über den Korb hergelegt, und mit Händen und Füßen dagegen gestritten. Der Graf aber sey mit Gewalt hinzugetreten, habe ihr den Korb entrissen, und zu seinem größten Entsetzen die eilf lebendigen kleinen Knaben erblickt. Sein heftiger Zorn und seine Drohungen, sie auf der Stelle zu tödten, wenn sie nicht sage, wem die Kinder angehörten, hätten dem Weibe den Mund geöffnet, und, auf den Knieen liegend, sey Alles rein und klar von ihr eingestanden worden. Isenbard, vom höchsten Schmerz ergriffen, habe sich jedoch als ein recht zärtlicher Ehemann bewiesen, sich gefaßt, und dem Weibe anbefohlen, zurückzugehen, bei Todes-

strafe das Vorgefallene zu verschweigen, und seiner Hausfrau zu sagen, daß sie ihren Befehl vollstreckt, und die Knaben alle eilfe richtig ins Wasser geworfen. Als die Alte fort gewesen, habe der Graf seine eilf Kinder zu einem Müller, der in der Nähe gewohnt, gebracht, ihm anbefohlen, sie zu erziehen, und sey darauf zu seiner Ehefrau gekommen, ohne sich das Mindeste merken zu lassen. Von beiden Theilen wäre das wechselseitige Geheimniß auch sechs volle Jahre lang bewahrt, dann aber folgendergestalt enthüllt worden. Der Graf habe ins Geheim die beim Müller erzogenen eilf Kinder ganz in gleiche Farben und prächtig, und eben so auch den zwölften von der Mutter behaltenen Sohn kleiden lassen. Als er nun mit einer großen Anzahl Gäste, die er absichtlich eingeladen, eben an der Tafel gesessen, wären die eilf Knaben eingetreten. Die Verwunderung der Gäste über aller Kinder Aehnlichkeit mit dem Sohne des Grafen sey groß gewesen. Irmengard aber, die ohnehin schon von steten Gewissensbissen die sechs Jahre hindurch gequält worden, habe gezittert, sey blaß geworden, und da ihr durch die von ihrem Manne an die Gäste gerichtete Frage: was wohl eine Mutter verdiene, die eilf Kinder habe umbringen wollen? das Geheimniß klar aufgedeckt worden, sey sie ohnmächtig niedergesunken. Als sie sich wieder erholt, habe sie ihrem Manne fußfällig ihr Verbrechen, nebst der dazu gehabten Veranlassung, gestanden, und, von den Gästen und allen ihren Kindern unterstützt, Verzeihung erbeten. Isenhard, den ja schon sechs Jahre lang die Liebe zu seinem Weibe

stumm erhalten, und dem in der ganzen Zeit nicht der leiseste Vorwurf oder eine Anspielung auf diese That entschlüpft, sey leicht zu besänftigen gewesen, habe seine treue tugendhafte Irmengard in die Arme geschlossen und ihr gern Alles verziehen. Zur Verewigung dieser Begebenheit hätte er seine sämmtlichen Kinder die jungen Hunde oder Welfen genannt. Die eilf entfernten Kinder aber wären allesammt erblos gestorben, und nur der zwölfte, den Irmengard zurückbehalten, habe Nachkommen erhalten, und sey der Stammvater des königlich französischen Hauses Capet, so wie der Braunschweigschen und des Zollernschen geworden.

Stoff zu einem Romane bietet diese Erzählung reichlich dar, historischen Werth hat sie aber nicht; denn sie ist und bleibt ein reines Mährchen, durch das sein Erfinder dem Ursprunge des hohenzollernschen Geschlechts, wie gesagt, einen rein romantischen und originellen Anstrich zu geben beabsichtigte. Ich übergehe andere noch vorhandene Meinungen über den Ursprung der Hohenzollern, und theile nur die wahrscheinlichste mit, welche die ist, daß die Hohenzollern aus dem agilolphischen baierischen königlichen und herzoglichen Hause abstammen. Der erste bekannte Graf von Zollern hieß Thassilo, und lebte im zwölften Jahrhundert. Er und seine Nachkommen waren anfänglich kaiserliche Richter und Beamte, aber meistens mit ansehnlichen Gütern und Herrschaften in der Gegend Schwabens zwischen dem Neckar und der Donau angesessen, wo sie nach damaliger Einrichtung eine kaiserliche

Gerichtsbarkeit erhielten, die späterhin erblich wurde und dann in Landeshoheit überging. Ihr Ansehen und ihre Besitzungen wuchsen immer mehr, und in der Mitte des zwölften Jahrhunderts waren sie schon Burggrafen von Nürnberg. Von Thassilo's zwei Enkeln, Friedrich und Konrad, wurde der ältere der Ahnherr der beiden noch blühenden hohenzollernschen Häuser Hechingen und Sigmaringen. Der jüngere aber, welcher 1200 das Burggrafthum Nürnberg und dessen Sohn 1273 die Reichsfürstenwürde erhielt, wurde der Stammvater der Dynastie von Brandenburg und Preußen. Einer seiner Nachfolger, Friedrich I., Graf von Hohenzollern und Burggraf von Nürnberg, hatte nemlich dem immer geldarmen Kaiser Siegsmund nach und nach so bedeutende Summen vorgeschossen, daß dieser endlich die ihm gehörige Mark Brandenburg Friedrichen im J. 1415 dafür käuflich abtrat, und zwei Jahre später ihn, unter Zustimmung sämmtlicher Kurfürsten, auf der Kirchenversammlung zu Konstanz förmlich damit belieh, wodurch er der erste Kurfürst von Brandenburg aus diesem Hause ward. So theilte daher das Schicksal Konrads Geschlechte die Rolle einer großen glänzenden Laufbahn zu, während es Friedrichs Nachkommen nur einen kleinen Wirkungskreis anwies. Jenes sehen wir jetzt über Millionen herrschen, ihr Eigenthum von den Ufern des Niemen bis zum Vater Rhein sich ausdehnen, während dieses nur das kleine Erbland, von ungefähr 30 Quadratmeilen Größe, unter dem Namen eines Fürstenthums besitzt, das unter den politi-

schen Stürmen unserer Tage kaum seine Selbstständigkeit aufrecht zu erhalten vermochte.

* * *

Sattlers Geschichte Wirtembergs. — Pregizers Regierungs- und Ehrenspiegel des deutschen Reichs. — Das Journal von u. für Deutschland, 11 Bd. v. 1785. S. 398. — Pauli's preuß. Staatsgeschichte, 2r Bd. — Das deutsche Museum von 1782, 2r Bd. S. 89. — Der 11te Band der Auswahl kleiner Reisebeschreibungen und anderer statistischen Nachrichten. Leipzig, 1790. 8. S. 36. — Bernoulli's Sammlung kurzer Reisebeschreibungen, 3r Bd. S. 222. — habe ich, außer den an Ort und Stelle selbst gemachten Bemerkungen, bei Vorstehendem benutzt.

In Merians Topographie von Schwaben von 1643 ist eine Abbildung von Hohenzollern zu finden. Eine neuere, die jedoch wenig Werth hat, ist im Industriecomptoir in Leipzig in Querfolio erschienen.

3.

Scharzfeld
am Harz.

Was treibt dich, Epheu, Trümmer zu umweben?
Was bindet dich an's modernde Gestein?
Ach! nimmer haucheſt du dein frisches Leben
Der alternden Zerstörung ein.

Schreiber.

aber der Verräther schläft nicht: hier war es der Burggeist. Lange hatte dieser sein Wesen oder Unwesen auf Scharzfeld getrieben, spukte in der Küche, im Keller, besonders aber auf dem runden Thurme, der vor dem Schlosse stand. Man war seiner so gewohnt, da er niemand neckte noch zwickte, hörte sein Gepolter und Geheul ohne Grausen, da es zu oft kam, und ließ ihn ruhig seinen Unfug treiben. Er gehörte mit Einem Wort zu den Hausthieren des Hofstaats, und war ein Inventarienstück der Burg zu nennen. Dieser Burggeist erhob nach vollbrachter That ein ungewöhnlich fürchterliches Geheul, tobte entsetzlich ob dieser Schandthat in der ganzen Burg herum, und erschütterte sie in ihrer Grundveste. Gefoltert von den heftigsten Gewissensbissen, irrte die Gefallene aus einem Winkel in den andern; das Hofgesinde schlug Kreuz auf Kreuz, und erwartete mit klappernden Gliedern nichts Gutes. Doch nicht züchtigen wollte der Burggeist, nur aufbrechen und seinen alten Sitz verlassen. Er mochte nicht länger hier weilen, wo die Tugend und Unschuld vom Reichsoberhaupte selbst mit Füßen getreten war. Unter krachenden Donnerschlägen fuhr er im runden Thurme hinauf, hob die Bedachung desselben ab, und stürzte sie in die Tiefe, schwebte über Scharzfeld, schrie es laut über die ganze Gegend aus, daß der Pfaffe mehr als der Kaiser an dieser Sünde schuldig sey, und verschwand. Seit der Zeit hat kein Dach wieder auf dem Thurme fest sitzen wollen, so oft man es auch zu erneuern versuchte; denn der Burggeist kam immer wieder und riß es ab. Der Pfaffe aber

ging sein Lebelang verstört umher, und kam nie mehr zu einem heitern Gesichte.

Nach mehrern Tagen kehrte der betrogene Ehemann von der Helden zurück, und fand sein Weib, welche ihn zärtlich liebte, und sich die bittersten Vorwürfe über das Geschehene machte, weinend und betrübt. Er fragte nach der Ursache, und sie gestand ihm Alles. Voll Wuth und Zorn eilte er nach Goslar, um sich an dem Kaiser persönlich zu rächen. Heinrich mochte die Ursache dieses Besuchs ahnen, und fand daher dienlich, ihn nicht vor sich zu lassen. Um aber für die Zukunft gegen seine Nachstellungen gesichert zu seyn, fügte er noch den menschenfreundlichen Befehl hinzu, ihn auf eine gute Art aus dem Wege zu räumen. Hiervon erhielt Helden jedoch Nachricht. Er verließ Goslar sogleich, und rächte sich nun dadurch, daß er die Bergleute auf dem Harze zum Aufstande reizte, und mit ihnen die Gegend verließ, wodurch auch die Bergwerke in gänzlichen Verfall geriethen. Heinrich zog nun die Burg Scharzfeld mit Zubehör ein, und belehnte einen Wittekind von Wolfenbüttel damit. Da dieser 1130 ohne Erben starb, und sie als ein Reichslehn an den Kaiser Lothar zurückfiel, so machte Norbert, der damalige Erzbischof von Magdeburg, Ansprüche darauf, indem er behauptete, daß das nahe gelegene Kloster Pöhlde, an welches Scharzfeld schon von Otto I. geschenkt war, von Otto II. an das Erzstift Magdeburg abgetreten worden sey, diesem mithin angehöre. Da die Prätension Grund hatte, so verglich sich Lothar mit dem geistlichen Herrn dahin, daß

er für seine Ansprüche das damalige Kloster und jetzige Dessauische Amt, Alsleben an der Saale, dem Erzstift überließ, und dagegen Scharzfeld behielt, woraus er nun eine Reichsfestung machte. Im J. 1157 erhielt es Heinrich der Löwe vom Kaiser gegen Abtretung der Zähringischen Erbgüter in Schwaben, welche seiner ersten Gemahlin Clementia gehört hatten; er verlor es aber bei seiner Achtserklärung: und nun treten Herren von Scharzfeld auf, die sich Grafen nennen, und im Besitz von Scharzfeld sind, ohne daß man weiß, woher sie stammen. Der erste hieß Siegbode: vielleicht daß ihn Lothar zum Grafen machte. Zwei Enkel desselben, Heinrich und Burchard, theilten sich in zwei Linien, in die Scharzfeldsche und in die Lauterbergsche; die erstere starb im Anfange des 14ten Jahrhunderts aus, und Scharzfeld fiel an die Lauterbergsche Linie, welche sich nun bald von Lutterberg, bald von Scharzfeld nannte. Graf Otto der Jüngere residirte noch 1311 zu Scharzfeld. Mit seinen drei Söhnen erlosch 1390 auch diese Linie. Ein heftiger Successionsstreit folgte ihrer Beerdigung. Der Erzbischof von Mainz, der Bischof von Hildesheim, die Aebtissinnen von Quedlinburg und Gandersheim, alle machten Ansprüche auf diese Grafschaft; allein sie wurde keinem von ihnen zu Theil: der tapfere Ritter von Minnigerode nahm sie für den Herzog Friedrich von Braunschweig in Besitz.

Im zweiten Jahre des 15ten Jahrhunderts mochte es den Herzögen von Braunschweig an Gelde fehlen; sie versetzten daher Scharzfeld und Lutterberg für eilftausend

Mark Silber (nach jetziger Währung beinahe 150,000 Thaler) an den Grafen Heinrich VIII. von Hohenstein. Da ihnen nach Verlauf von funfzig Jahren die Wiedereinlösung noch immer nicht möglich gewesen war, so überließen sie beide im Jahr 1456 den Grafen von Hohenstein als ein erbliches Lehn.

Nach dem Erlöschen des gräflich hohensteinschen Geschlechts, im Jahre 1593, zogen die Herzöge von Grubenhagen diese Besitzungen als eröffnetes Lehn wieder ein, und als auch diese 1617 ausstarben, fielen sie an die Herzöge von Celle. Seitdem sind sie bei dem Hause Braunschweig, Lüneburgscher Linie, geblieben und sind es noch jetzt als ein zum königlich hannöverschen Fürstenthum Grubenhagen gehöriger Theil.

Scharzfeld wurde in frühern Zeiten immer in gutem Stande erhalten, von den Herzögen oft besucht und auch als Staatsgefängniß benutzt, bis es der siebenjährige Krieg zerstörte. Es rückten nemlich im September des Jahres 1761 11000 Mann Franzosen davor, und forderten es zur Uebergabe auf. Die Besatzung bestand aus einer geringen Anzahl kurbraunschweigscher Jäger, die es sich freilich leicht sagen konnte, daß sie der Uebermacht werde weichen müssen. Indessen kannte sie ihre Pflicht, es auf's Aeußerste ankommen zu lassen; sie kannte die Geschichte des Schlosses, das bis dahin noch alle Belagerungen ausgehalten; niemals, selbst nicht in den zügellosen Fehdezeiten, weder erstiegen noch erobert worden war; und war endlich gewiß, daß der Felsen, ohne genaue örtliche Bekanntschaft, durch-

aus nicht zu ersteigen sey. Sie schlug daher die Aufforderung zur Uebergabe rund ab. Die Franzosen schlossen es nun enge ein, um es auszuhungern. Auf dem, dem Schlosse gegenüber liegenden, Berge errichteten sie Batterieen, um es von da aus über das Thal hinüber zu beschießen. Da ihr Geschütz aber nicht so weit reichte, ihre Batterieen auch durch die großen eisernen Kanonen der Besatzung zerstört wurden, so suchten sie auf Schleichwegen Herr davon zu werden. Spione gab es in allen Kriegen, und so auch hier. Ein Einwohner des nahen Städtchens Lauterberg war es, der dem Feinde einen Weg von der Seite dieses Ortes her zeigte, auf welchem es ihm gelang, das dabei gelegene Fort oder die Citadelle, der Frauenstein genannt, zu überrumpeln, und dadurch wurde freilich die Besatzung des Schlosses genöthigt, sich zu ergeben.

Der militärische Wind, der bei den Heeren aller Nationen die Berichte ihrer Thaten begleitet und sie gewöhnlich in so dichte Staubwolken hüllt, daß es dem Geschichtschreiber schwer wird, durch sie hindurch die Wahrheit zu erkennen, blies auch hier — denn es waren ja Franzosen — besonders stark und aus vollen Backen. Sich und sein Heer in das glänzendste Licht zu stellen, berichtete der Chef desselben nach Paris, daß er binnen sieben Tagen Scharzfeld, eine der wichtigsten Festungen Deutschlands, genommen habe; und dort wurde illuminirt, geschossen, ein Te Deum gesungen, und mehr dergleichen prunkende Siegsposſen eben so getrieben, wie wir sie in neuern Zeiten

genug erlebt haben. Der französische Hauptmann Nero, der auf dem nahen Vorwerk Düna lag, requirirte gleich nach erfolgter Uebergabe vom Pachter mehrere Gespanne zum Fortschaffen dessen, was er auf Scharzfeld zu finden hoffte. Allein wie wurde er beschämt, als sich bei näherer Besichtigung fand, daß die Eroberung höchst unbedeutend war, daß die Besatzung aus Invaliden bestand, daß der Munitionsvorrath sich mit einigen Centnern aufwiegen ließ, und ein Paar Kanonen die einzige brauchbare Beute ausmachten. Mehr aus Wuth, als aus Kriegspolitik, ließ er Bergleute aus Lauterberg kommen, die das Schloß zerstören mußten, auch den ganzen Felsen durch Bohren und Schießen sprengen sollten, was aber unterblieb.

Als ich im Sommer 1809 auf Scharzfeld war, sprach ich einen alten Mann aus der Gegend, der ein Zeuge der Einnahme der Burg gewesen war. Ich glaubte viel von ihm zu erfahren, erhielt aber nur Unbedeutendes. Am längsten verweilte er bei einem Umstande, der ihm sehr am Herzen zu liegen schien. Man habe sich, sagte er, damals zwar sehr über die Zerstörung der Burg gefreut, weil alle umliegende Dörfer ihrentwegen viele Drangsale hätten erdulden müssen; aber es wäre doch Schade, daß man seitdem nirgends wieder so gutes Bier zu trinken bekäme, als man sonst auf der Burg erhalten, wohin Jung und Alt des Sonntags gegangen sey, um sich daran zu laben.

Seit jener Zeit nun ist Scharzfeld keiner weitern Aufmerksamkeit gewürdigt worden. Man hat es seinem Schicksale überlassen, und was noch stehen geblieben war,

verfiel nach und nach. Bald möchten auch die noch vorhandenen Reste ganz aus der Reihe der Dinge verschwinden, da den Bewohnern der umliegenden Gegend nicht gewehrt wird, die brauchbaren Steine zu ihren Bedürfnissen davon wegzutragen. Sie liegen, wie ich anfänglich bemerkte, auf einem hohen Berge, das eigentliche Schloß aber auf einem an achtzig Fuß hoch über den Berg emporsteigenden Felsen. Dahin konnte man nur vermittelst einer hohen steinernen Treppe, welche noch mit einer Zugbrücke verwahrt wurde, gelangen; und hier steht auch noch ein Theil des runden Thurms, dem die erwähnte Spukgeschichte einen Namen gemacht hat. Er war von lauter Quaderstücken erbauet, was man auch noch an seiner Grundmauer sehen kann.

Die Gegend, welche man von Scharzfeld überblickt, gehört eben nicht unter die reizendsten, sie hat aber doch manchen anziehenden Punkt. Man sieht auf einen großen Theil des Eichsfeldes, des Hohensteinschen und Grubenhagenschen. Links erheben sich Berge aus dem Fürstenthum Schwarzburg, und rechts sieht man in einer Entfernung von fünf Meilen die beiden Bergspitzen, worauf die Ruinen der Schlösser Gleichen bei Göttingen liegen, die wie zwei Maulwurfshügel hervorragen. Am Fuße des Berges fließt die Ocker vorüber, und die Landstraße von Osterode nach Nordhausen zieht sich daran hin.

Auch Schandenburg wird das Schloß in einigen alten Chroniken genannt. Merian leitet diesen Namen von einer Sage her, der zu Folge die Bewohner desselben

einst Nonnen aus dem nahe gelegenen Kloster Pöhlde raubten, auf das Schloß brachten und sie schändeten, worüber der vorhin erwähnte Spukgeist auch einen gewaltigen Lärm erhoben haben soll.

* * *

In dem Theile der Merianschen Topographie, welche das Lüneburgsche und Braunschweigsche enthält, findet man S. 183 eine Abbildung von Scharzfeld, wie es um das Jahr 1650 aussah, wo es sich noch ganz in gutem und befestigtem Zustande befand. Die jüngste Abbildung ist im Maihefte des Journals für die neuesten Land- und Seereisen, Berlin, bei Braunes, 1809, von D. Berger gestochen, zu finden. Die Ruinen sind da ganz in der Nähe dargestellt.

Benutzt habe ich bei Obigem: Geschichte der Grafschaft Hohenstein, von Hoche. — Carls vaterländische Reisen. — Honemanns Alterthümer des Harzes; — und eigene Bekanntschaft mit dem Lokale haben mir da geholfen, wo mich jene verließen.

4.

Kunitzburg bei Jena.

So vergehen alle die Werke der Menschen! So verschwinden die Reiche und die Nationen.

Volney.

4.

Kunitzburg.

Die Kunitzburg liegt eine kleine Stunde von der Universitätsstadt Jena, am Saalthale. In ältern Zeiten hieß sie Glitzberg, Glißberg, dann Gleisberg, und man behauptet, daß Karls des Großen Tochter, Gliza, Veranlassung zu diesem Namen, so wie zu dem des darunter hin fließenden Wassers, die Gleise, gegeben habe. Jener Name ist jedoch nach und nach durch den, Kunitzburg, verdrängt worden, wahrscheinlich weil das unter der Burg liegende Dorf, ehemals ein kleines Städtchen, Kunitz heißt. Ihren Ursprung hat die Kunitzburg ohne Zweifel irgend einem deutschen Könige oder Kaiser im 10ten, wo nicht schon im 9ten, Jahrhundert zu danken, und es ist wahrscheinlich, daß die Kaiser sie anfangs gewissen Kommandanten oder Vögten anvertrauten, die nachher, wie das damals nicht selten der Fall war, auf irgend eine Art das Eigenthum derselben nebst einigem Zubehör an sich brachten, und alsdann den Geschlechtsnamen davon entlehnten. Ob die Herren von Gleisberg, welche einige Jahrhunderte hindurch in bekannten Urkunden oder bei Geschichtschreibern

häufig vorkommen, und bald als Grafen, bald als domini oder advocati de Glitzberg auftreten; größtentheils aber, und besonders im 13ten und 14ten Jahrhunderte, nur schlechtweg de Glitzberg oder Glisberg genannt werden — zu dem höhern oder niedern Adel zu zählen sind, läßt sich nicht genau bestimmen. Das Erste ist indessen, was die ältesten Besitzer der Burg anbetrifft, einigermaaßen zu vermuthen. Die unter dem Gleisbergschen Familiennamen später vorkommenden Personen scheinen aber, wie man aus einigen Umständen schließen darf, zum niedern Adel gehört zu haben. Ob diese mit jenen in Verwandtschaft standen, oder zu einem ganz andern Geschlechte gehörten, das, nach Abgang jener, im Besitze von Gleisberg war, und sich deshalb so nannte, läßt sich bei der noch herrschenden Dunkelheit in der ältern Geschichte nicht sicher bestimmen. So viel weiß man gewiß, daß sich die Letztern auch dann noch Gleisberg schrieben, als sie Gleisberg oder Kunitzburg auch nicht mehr besaßen.

Im Jahre 1290, wo Kaiser Rudolph verschiedene thüringische Bergvesten, welche in Raubschlösser ausgeartet waren, zerstören ließ, soll Kunitzburg mit darunter gewesen seyn. Es scheint jedoch, daß es seinen Inhabern nur abgenommen, als ein ursprünglich kaiserliches und Reichsschloß eingezogen, und allenfalls nur die Festungswerke, nicht das Schloß selbst, zerstört wurden. Dieß wird dadurch wahrscheinlich, weil das Schloß einige Zeit nachher noch eine brauchbare Veste, oder, wenn es auch bei jener Eroberung beschädigt worden seyn sollte, doch unter den

Regierungen der folgenden Kaiser in guten Stand gesetzt worden war. Denn im Jahre 1327 wurde es vom Kaiser Ludwig IV. dem damaligen Herrn Reußen Vogt von Plauen, zuverlässig nicht als ein verwüstetes, sondern als ein zum Dienste für Kaiser und Reich taugliches Haus, in der Absicht eigenthümlich und erblich übereignet, daß er und seine Erben mit dem Schlosse dem damaligen und allen folgenden Kaisern auf Erfordern dienen und aufwarten solle. Im Besitze der beiden Urkunden und Lehnbriefe, welche der Beschenkte darüber erhielt, und die zu Pisa ausgestellt sind, ist das fürstliche Haus Reuß zu Greiz noch jetzt, im Besitze des Schlosses aber nicht mehr. Dieses Schicksal theilt es mit gar vielen kleinen Fürstenhäusern. Urkunden, Lehnbriefe, Dokumente, die laut und klar für den Besitz sprechen, haben diese in Menge aufzuweisen, während ihre mächtigern Vettern und Nachbarn, ohne dergleichen Papiere, im wirklichen Besitze sind, und allenfalls bedauern, daß es nun einmal so ist, wenn ihnen unterthänigste Vorstellungen um Entschädigungen, um Ersatz, Protestationen gegen Verjährung ihrer Ansprüche und dergleichen überreicht werden, aber es dennoch beim Alten lassen. So ging es dem Mindermächtigen von jeher, so geht es ihm noch jetzt, und so wird es ihm gehen.

Reuß von Plauen erhielt mit dem Schlosse auch den dazu gehörigen Bezirk und alle von diesem Besitze abhängende Gerechtsame. Der Umfang, welchen diese Herrschaft hatte, läßt sich aber nicht mehr genau angeben, doch

läßt sich vermuthen, daß die meisten um Kunitzburg herum liegenden Orte zu der Burg gehört haben, und der Gerichtsbarkeit, oder, wie es damals hieß, der Vogtei, des Besitzers desselben unterworfen gewesen sind, wie man dieß von dem nahe liegenden Orte Kunitz aus den vorhandenen Urkunden gewiß weiß. Denn, als 1343 Reuß von Plauen der Michelskirche zu Jena gewisse jährliche Zinsen in Kleinkunitz zueignete, behielt er sich die ihm in diesen Zinsgütern zustehenden Gerichte ausdrücklich vor.

Nach dieser Zeit findet man nichts mehr von einer kaiserlichen Belehnung, und es mögen in der Folge in Rücksicht der Lehnsabhängigkeit der Burg gewisse veränderte Umstände eingetreten seyn, wovon aber nichts Genaues bekannt ist. Ueberhaupt ist von dem, was mit diesem Schlosse und der dazu gehörigen Herrschaft zwischen den Jahren 1290 bis 1329, wo es sich unmittelbar in kaiserlichen Händen befand, und hernach, während des Reußschen Besitzes, vorgegangen, keine zuverlässige Nachricht aufzufinden. So viel weiß man indessen gewiß, daß die Reußischen Nachkommen Kunitzburg noch in der zweiten Hälfte des 14ten Jahrhunderts als ihr Eigenthum inne hatten, und daß sie es in dem damaligen Vogtländischen Kriege — der zwischen dem Markgrafen Friedrich dem Strengen und Heinrich Reuß, auch der Strenge genannt, entstand, und wobei Letzterer die Oerter Auma, Triptis und Ziegenrück verlor — nicht einbüßten. Denn, als im Jahre 1359, und also nach jener Fehde, drei Reußische Brüder ihre gesammten Herrschaften und Erbgüter

theil-

theilten, so fiel Kunitzburg oder Gleisberg mit Zubehör an die beiden jüngern Brüder, welche es ohne Zweifel bis an den Tod des mittlern Bruders, so wie die — jetzt gothaische — Herrschaft Ronneburg und das übrige ihnen damals Zugetheilte, gemeinschaftlich werden besessen haben. Nachher kam die Gleisbergsche Herrschaft an das markgräflich meißnische Haus. Wann und unter welchen Umständen dieß geschah, ist aber nicht genau zu bestimmen. Vielleicht wurde sie aus gewissen Ursachen noch bei Lebzeiten jener Reußischen Brüder an den Markgrafen abgetreten. Am wahrscheinlichsten ist es, daß sie, nachdem das markgräfliche Haus indessen durch Auftrag oder auf eine andere Art die Lehnsherrlichkeit erlangt hatte, nebst den übrigen Besitzungen beider Brüder, nach ihrem Abgange zu Ende des 14ten Jahrhunderts an jenes Haus als eröffnetes Lehn zurückgefallen sind.

Kunitzburg stand schon in den ersten Jahren des 15ten Jahrhunderts unter der Markgrafen Botmäßigkeit; denn 1405 verpfändete Markgraf Wilhelm die Gleisbergschen Schloßgüter zu Kunitz an die Familie von Buttelstedt. Nach seinem Tode kam dieser Distrikt in der Ländertheilung von 1410 an Landgraf Friedrich den Jüngern oder Friedfertigen in Thüringen, der ihn 1429 an seine Vettern, den Kurfürsten zu Sachsen Friedrich den Gütigen und Herzog Sigismund, verkaufte. Herzog Johann Wilhelm III. belieh hierauf 1450 die Familie von Witzthum und einen von Witzleben mit dem bis dahin wüste gelegenen Schlosse, unter der Bedingung, es wieder auf-

zubauen und gegen seinen Bruder, den Kurfürsten Friedrich II. von Sachsen, mit welchem er Krieg führte, zu gebrauchen. Drei Jahre später aber schlossen die Brüder Friede, und nun wurden die Vitzthume zur Erkenntlichkeit aus dem Lande gejagt, Gleisberg nebst allen ihren sonstigen Besitzungen in Thüringen und Meißen ihnen abgenommen, und ersteres wieder zerstört. Seit dieser Zeit liegt es in Ruinen, und seit 1485 ist die Herrschaft Gleisberg zum Amte Jena geschlagen worden, und gehört jetzt dem Hause Sachsen-Weimar.

Die noch vorhandenen Reste der Kunitzburg liegen ganz vorn auf der Felsenstirn des Berges, welcher der Gleis- oder auch Kunitzer-Berg genannt wird, und seinen Fuß in die Saale streckt. Aus den noch sichtbaren Fragmenten der äußern Mauer kann man den Umfang entnehmen, den die Burg hatte. Die Aussicht von ihr umher ist durch unendliche Fülle an Mannigfaltigkeit und durch den Blick auf einen großen Theil des lieblichen Thales der Saale überaus schön. Dicht unter dem schroffen Abhange liegt das freundliche und wohlhabende Dorf Kunitz, von seinen fruchtbaren Aeckern, Obstgärten und Rebenhügeln umgeben; dann das weite zu beiden Seiten stundenlang ausgedehnte Thal mit der von Dorf zu Dorf durch Wiesen und Fluren sich schlängelnden Saale und Landstraße. Gegenüber läuft eine Kette von Bergen, welche in der Geschichte unserer Zeit stets merkwürdig bleiben wird. Sie war es, auf deren Höhen, 1806 an dem unglücklichen 14ten Oktober, die furchtbare Schlacht gelie-

fert wurde, die Deutschlands Verfassung vollends zertrümmerte und auf sieben traurige Jahre uns Sklavenketten anlegte. Tief und schwer lastete auf jedem Deutschen die Erinnerung an diese blutigen Tage, und alle ihnen folgende ähnliche vermochten nicht, sie zu mindern. Dennoch gab es Menschen, die, sie dem Gedächtnisse tiefer noch einzuprägen, in einer immerwährenden neuen Erinnerung sie zu erhalten bemüht waren. Auf dem Landgrafenberge, einer der Höhen dieser Bergkette, wo der große Menschenwürger, in der Nacht vom 13ten auf den 14ten Oktober, sich gelagert, wo er den giftigen Plan über uns ausgebrütet hatte, da pflanzte ekelhafte Schmeichelei Bäumchen hin zur Bezeichnung der Stätte, die wurzeln sollten und grünen, um nach Jahrhunderten noch den Deutschen die Stelle recht genau zu überliefern. Sein ehrwürdiger durch das Ursalterthum geheiligter Name ward gestrichen, und der: „Napoleonsberg", ihm beigelegt. Möge er sich schämen sein Lebelang, der, aus dessen undeutschem Gehirn diese Umwandlung hervorging. Möge er sich schämen mit denen, welche Gestirne am himmlischen Firmament durch jenen verruchten Namen entweihten, den reinen Glanz der unzählbaren Welten durch solchen Schmutz verunreinigen konnten, und frech genug waren, unter die Sterne zu versetzen, was in den stinkendsten Pfuhl, in den tiefsten Schlund einer ewig brennenden Hölle gehörte. O, welche Verirrungen, welche Verkrüppelung an Geist und Herz haben die letzten zehn Jahre nicht erzeugt! Wie wenige Menschen bestanden in der Feuerprobe dieser seltenen

Zeit! Doch, zur Ehre Jena's sey es gesagt, der Name Napoleonsberg fand wenigen Eingang, und jetzt ist er ganz verschwunden, so wie jene unschuldigen Bäumchen, die man wieder weggenommen hat. Frei, wie sonst, ist wieder das Haupt des Landgrafenberges, und von seiner Höhe hinab schaut man nun wieder, mit voller Brust, auf ein freies deutsches Land.

Ueber die ganze Bergkette, welche sich vom Landgrafenberge Thal abwärts zieht, blickt man von der Kunitzburg, welche höher liegt, an einigen Stellen, Stunden weit hinweg. Hier und da ist sie durch Schluchten und kleine Thäler durchbrochen, was von lieblicher Wirkung ist. Besonders ist dieß der Fall mit dem, der Kunitzburg gerade gegenüber liegenden, Rauhthale, durch das der Seelenhirt in Wenigen-Jena — sein Name möge vergessen werden — die Franzosen leitete, um den Preußen in die Flanke fallen zu können. Verfolgt man die Bergkette weiter, so zeigt sich das Städtchen Dornburg mit seinem Schlosse auf einem hohen Felsen, an dessen Fuße die Saale so dicht hinfließt und das Thal sich so verengt, daß kaum noch Raum für die Straße übrig bleibt. Zuletzt sieht man, als Schluß der Bergkette, den Galgenberg bei Naumburg.

Von der Kunitzburg steht noch jetzt ein thurmförmiges bedeutendes Bruchstück, an welches sich eine hohe Wand mit zwei Fensteröffnungen, worin noch steinerne Sitze sind, anschließt. Wie mancher Ritter, wie manches Burgfräulein mag durch sie hinausgeschaut haben ins

Weite, ob der Freund, der Feind oder der Geliebte nahe. Und wie viele Tausende der Jünglinge, die Jena seit dritthalbhundert Jahren kommen und gehen sah, mögen nicht hier Stunden des Genusses und des Frohseyns verlebt haben in der glücklichen Lebenszeit der Täuschung, wo dem jungen Manne die ganze Erdkugel angehört, für ihn nur da zu seyn scheint, wo Alles von ihm freudig angelächelt wird und ihm im rosigen Lichte erscheint! Wie mancher hochfliegende Plan mag in diesen Trümmern geträumt, wie manchem Jünglinge die Brust von dunkeln, wehmüthig-frohen Gefühlen gehoben worden seyn, wenn er aus jenen Fensterbogen hinabblickte in die schöne, romantische, vor ihm ausgebreitete, von der Saale durchströmte Ebene. Mit was für edeln Vorsätzen mag er sich hier seinen künftigen Lebensplan entworfen haben, und wie selten war es ihm vergönnt, ihn im Geschäftsleben zu verfolgen!

Gegen hundert Schritte hinter der Ruine findet man auch noch, im dicken Gebüsch, den Brunnen der Burg, doch halb schon verschüttet. Nicht weit davon siedelte sich im Jahre 1811, unter einem angenommenen Namen, eine schwedische Gräfin an. Von dichtem Wald umgeben, steht da ihre kleine ländliche Wohnung, und um sie her gewann ihr Fleiß der Erde Gartenland ab, wo sie und ihr kleiner Haushalt Gemüse zieht. Ob Neigung oder Ueberdruß am Leben unter Menschen sie bestimmten, diese Einsamkeit zu wählen, bleibt in ihrer Brust verschlossen. Der Landesherr räumte ihr den Ort ein, und ehrte ihr Geheimniß, es ziemt daher, dieses nicht erforschen zu wollen. Möge

sie hier in stiller Abgeschiedenheit finden, was sie unter Menschen vergebens suchte.

* * *

Ein Aufsatz über Gleisberg im Oktoberstück der sächsischen Provinzialblätter von 1800 hat größtentheils den Stoff zu Vorstehendem geliefert. — Die beste, mir bekannte, Abbildung der Ruinen findet man in den malerischen Ansichten aus der Gegend der Universitätsstadt Jena, von J. Roux. 1stes Heft. Jena, 1806. Querfol., von Roux gezeichnet und gestochen. Die Vignette zu diesem ersten Bande der Ritterburgen Deutschlands ist eine verkleinerte Kopie derselben. — Zur Literatur der Kunitzburg gehört die poetische Kleinigkeit: „Die Ruinen des Gleisbergs und der Lobdaburg, vom Prof. Löbenstein-Löbel." Fol.

5.

Giebichenstein bei Halle.

Am Weg auf hohen Felsen stand
Vor Alters eine Burg;
Die alten Rudera davon
Wies mir der Schwager Postillon.

Bürger.

Geburt ist, wie bei so vielen Burgen, die ein hohes Alter tragen, in undurchdringliches Dunkel gehüllt. Dieß zu verdrängen, würde eine so unmögliche als mühevolle Arbeit seyn, auch nur in noch größere historische Untiefen führen. So viel möchte aber wohl erweislich seyn, daß es im zehnten Jahrhundert schon als der Hauptort einer Burggrafschaft gleiches Namens stand, deren Besitzer die Grafen von Wettin und Merseburg waren. Einer der Letztern, Markgraf Ridag von Merseburg, trat es an den Kaiser Otto I. ab, behielt sich jedoch den lebenslänglichen Nießbrauch vor. Nach seinem Ableben wurde es daher, nebst den dazu gehörigen beträchtlichen Besitzungen, worunter sich auch die Salzquellen in Halle befanden, ein Eigenthum der sächsischen Kaiser. Von diesen schenkte Otto I. im Jahre 961 einen Theil an das Erzstift Magdeburg, und wenige Jahre später das übrige auch. Dessen ungeachtet muß aber das Schloß auf gewisse Art noch zur Disposition der Kaiser gewesen seyn; denn es wurde noch lange Zeit von ihnen zur Aufbewahrung angesehener Staatsgefangenen gebraucht. So ließ im Jahre 1003 Kaiser Heinrich II. den Markgrafen Heinrich von Oesterreich ein Jahr lang hier eingesperrt halten, weil er zum Nachtheil des Kaisers die Böhmen nach Baiern geführt hatte. Heinrich III. ließ den Herzog Gottfried von Lothringen zwei Jahre lang hierherbringen. Herzog Ernst II. von Schwaben saß auch lange Zeit da, weil er wider seinen Stiefvater Kaiser Konrad II. kabalirte; und Ludwig Landgraf von Thüringen, der sogenannte Springer, saß

wegen ähnlichen Vergehens zwei Jahre lang hier. Es entstand daher das Sprichwort:

Wer kommt nach Giebichenstein,
kommt selten wieder heim.

Giebichenstein war dabei dennoch die Residenz, oder vielmehr die Wohnung der Erzbischöfe, wenn sie sich in dieser Gegend aufhielten. Nicht aber auf dem eigentlichen Schlosse war sie, — denn dieß sollte nur in Kriegszeiten zum letzten Zufluchtsorte dienen, — sondern am Fuße des Schloßberges. Hier standen die zur Aufnahme des ganzen Hofstaats und zur Wirthschaft nöthigen Gebäude, welche von einem tiefen Graben umgeben waren. Hier befand sich ihre Kanzlei nebst dem Archiv, und hier starben auch mehrere Erzbischöfe, als Walther 1012, Adelgot 1118, Albert IV. 1403, Günther II. 1445, Friedrich III. 1464, und Johann 1475.

Während dieser Zeit hatte das Schloß mancherlei Schicksale. Im Jahre 1278 nahm es Markgraf Dietrich von Landsberg in einer Fehde ein, und gab es dem damaligen Erzbischof Bernhard erst vier Jahre nachher, und nur gegen Erlegung von 500 Mark Stendalschen Silbers, zurück. In einer Fehde zwischen der Stadt Halle und dem Erzbischof Burchard III. eroberte es Graf Bernhard IV. von Mansfeld; und ob er gleich Bundesgenosse der Hallenser war, so behielt er doch die Beute für sich, versetzte sie aber für 1100 Mark Silbers an die Stadt Halle. Im folgenden 1328sten Jahre gerieth diese in Bann und Achtserklärung. Warum? ist mir unbekannt.

Der Erzbischof erbot sich, sie aus diesem politischen Fegefeuer zu reißen, wenn sie ihm Giebichenstein frei zurückgeben würde. Was wollte sie machen! sie willigte ein, und der Bannstrahl erlosch.

Otto's Nachfolger ließ es 1363 durchaus wieder herstellen; ließ auch am Fuße des Felsens eine hölzerne Brücke über die Saale bauen, die jedoch das Wasser bald wieder zerstörte. Günther III., der in den vielen Fehden mit den Städten Magdeburg und Halle fast alle seine Schlösser einbüßte, behielt nur noch Giebichenstein, und bekriegte von da aus seine Feinde. Er mußte zwar auch dieses an Kurfürst Friedrich von Sachsen pfandweise überlassen, löste es jedoch bald wieder ein. Nach hergestellter Ruhe befestigte er es im Jahre 1442 aufs Neue, ließ um die untern Gebäude herum die zum Theil noch vorhandenen Graben, Mauern und Thürme aufführen, und sein Nachfolger Friedrich II. errichtete da viele neue Gebäude. Dessen Nachfolger Johann, ein Pfalzgraf am Rhein, vermehrte die Schloßgebäude, auf welchen er 1474 den König Christian von Dänemark einige Tage bewirthete, als dieser nach Rom reiste. Im folgenden Jahre starb Johann, und sein Nachfolger Prinz Ernst von Sachsen war der Letzte, der Giebichenstein bewohnte. In Halle lag nemlich der Rath und die Pfännerschaft seit langer Zeit schon in Streit mit einander. Dieser erhob sich 1478 mit einer solchen Heftigkeit, und der Magistrat sah sich dabei so in die Enge getrieben, daß er seine Zuflucht zu dem Erzbischof Ernst nahm, ihn zu Hülfe rief, und sogar die Schlüssel

der Stadt auf dem Schlosse Giebichenstein in seine Hände lieferte. Halle hatte von jeher den Erzbischöfen angestanden, und gern hätten sie es längst schon an sich gerissen, wenn nur einiger Schein des Rechts dazu vorhanden gewesen wäre. Der Antrag der Stadt kam daher Ernsten sehr erwünscht, und er säumte nicht, sogleich mit seiner Mannschaft in die Stadt einzuziehen. Die Häupter der Rebellen ließ er gefangen nehmen, und erklärte sich zum Herrn von Halle. Ohne Schwerdtstreich, ohne daß ein Tropfen Bluts floß, ging dieses so in erzbischöfliche Hände über. Ernst, der diesen Ort schicklicher zu einem Wohnorte fand, als Giebichenstein, verließ dieses, und bauete sich dort ein Schloß, welches die jetzt auch in Ruinen liegende Moritzburg ist. Seitdem stand Giebichenstein verlassen und verödet, wozu ein Wetterstrahl, der am 1sten September 1572 in eine Scheuer fiel, und mehrere Gebäude abbrannte, viel beitrug.

Der 30jährige Krieg gab ihm vollends den Rest. Der schwedische Feldmarschall Banner quartierte sich im Jahre 1636 mit einem starken Kommando Reiterei darauf ein, und zwar mit aller nur möglichen Ungezogenheit. Die Pferde wurden überall hingestellt, in Stuben und in Kammern; ja sogar in die Amtsstuben wurden sie gebracht, und ihnen hier die Amtsakten und Dokumente untergestreut. Im Malzhause kam durch die Nachlässigkeit der Soldaten Feuer aus, das die am Fuße des Felsens gelegene Kapelle und sämmtliche Burggebäude verzehrte. Nur der Thurm, der nachher reparirt ward, und

worin noch jetzt die Uhr des Orts ist, und einige Mauern, blieben stehen. Diese wenigen Reste sieht man noch gegenwärtig. Auch die Mauern der Kirche stehen noch, und sind zu einem Brauhause eingerichtet worden. Von den sonstigen erzbischöflichen Wohn- und Wirthschaftsgebäuden findet man auch noch hin und wieder Reste, welche zu den Wirthschaftsgebäuden des jetzigen Guts benutzt sind.

Die Lage des Schlosses Giebichenstein war vor der Erfindung unserer jetzigen Kriegsinstrumente sehr fest. Der Fels, auf dem es ruhete, steigt fast rings herum gerade in die Höhe. Auf der einen Seite fließt die Saale dicht daran hin, und wenn sonst die Aufgangsseite gut verwahrt wurde, so war es höchst schwierig, es zu erobern; denn auch tiefe Gräben sicherten es am Fuße gegen jede Annäherung.

Die Umgebungen des Felsens sind sehr angenehm, die Aussicht von ihm recht heitern Charakters. Die sanftfließende Saale, welche nicht fern davon über eine Wehr brauset, das am andern Ufer liegende Dörfchen Cröllwitz, das große reinliche Dorf Giebichenstein, Halle mit seinen schönen hohen Thürmen, und ringsum ein buntes Gemisch von Dörfern, Gebüschen, Wiesen, Saatfeldern und Landhäusern, von der Saale in mehrern Armen durchschnitten, das alles bildet ein Gemälde, wovor man gern verweilt.

Von diesem Gemälde aus der wirklichen Welt führe ich meinen Leser nun zu jenem aus der romantischen, aus der Fabelwelt, zur Geschichte Ludwigs des Springers.

Sie mag diejenigen entschädigen, denen das Vorhergehende trocken schien.

Im eilften Jahrhundert herrschte über Thüringen Graf Ludwig II., ein Mann, weder von besonderer Tapferkeit, noch strenger Moralität, aber feurigen verliebten Temperaments, und von der Natur sehr wohl gebildet. Minderjährig kam er zur Regierung, und kaum volljährig, vermählte er sich mit einer Tochter Herzogs Ulrich von Sachsen, lebte jedoch ihres unersättlichen Stolzes halber unglücklich mit ihr, so daß er sie den Eltern zurückschickte, bei denen sie bald darauf starb. Entfesselt von diesem traurigen Verhältniß, frei und jung, im vollen Besitz jugendlicher Kraft und noch ohne Erben, fühlte er das Bedürfniß doppelt, sich an ein Wesen anzuschließen, das ihn mit Liebe umfing, suchte aber lange vergebens darnach unter den Burgfräuleins seiner Nachbarn. Allen gefiel wohl er, aber keine fesselte ihn; und lange schwärmte er herum, bis ihm endlich die Stunde schlug. Auf einem großen Gastmahl, das der Graf Metzelinus zu Nebra angestellt hatte, traf Ludwig mit der, wegen ihrer besondern Schönheit berühmten, Pfalzgräfin Adelheid von Sachsen zusammen. Die Tafel würzte Frohsinn und muntere Laune, denn der Becher ging fleißig herum. Nach der Tafel wurde getanzt, und wo nun noch Zurückhaltung herrschte, da scheuchte sie Musik, und die vom Walzer genehmigte Erlaubniß, in verbotenen Graden sich zu nähern. Ludwig drehte sich mit Adelheid im Saale herum; seine Blicke begegneten den ihrigen, seine Hand berührte die

ihrige, sein Arm umfing ihren schönen Körper, ihre beiderseitigen Empfindungen drückte die Grazie aus, mit der sie tanzten, und unwillkührlich richteten sich die Augen Aller auf dieses schöne Paar. Gegenseitig entstand eine Neigung unter ihnen, die freilich besser unterdrückt worden wäre. Wer mag es aber dem jungen Manne verargen, daß er das Schöne schön fand; wer mag der blühenden Adelheid den Seufzer zum Vorwurf machen, der ihrer schwellenden Brust sich entwand, wenn sie den feurigen Ludwig mit ihrem phlegmatischen Eheherrn verglich! — Der Tag verstrich. Mit Blicken gaben sie sich das Wort, eine Neigung nicht zu dämpfen, in deren Fortdauer ein seliger Genuß für sie lag.

Einige Zeit darauf war Ludwig in Freiburg an der Unstrut, wo er ein Schloß erbauen ließ. Hier erfuhr er, daß der Pfalzgraf Friedrich, der auf dem nahen Schlosse Weißenburg *) wohnte, abwesend, und Adelheid allein sey. Rasch schwang er sich aufs Roß und flog hinüber, ließ sich anmelden, und Adelheid empfing ihn mit hochklopfendem Herzen. Die Unterredung war sittsam und einsylbig, bis Ludwig die Laute ergriff, und durch sie seine Gefühle sprechen ließ. Die Annäherung begann; Gefühle lösten sich in Worte auf; unumwundene Erklärungen folgten, und ewige Liebe wurde einander geschworen. Aber wie zum Genuß derselben gelangen? Diese Aufgabe

*) Im jetzigen preußischen, vormals sächsischen Amte Freiburg, über dem Dorfe Zscheiplitz.

gabe löſ'te — welche Aufgaben löſen Weiber nicht! — Adelheid. Ein ſchwarzer Anſchlag, der ihren Charakter ins hellſte Licht ſtellt, entſtieg ihrem unedeln Herzen. Sie forderte Ludwig auf, ihren Eheherrn — zu morden. Nur ein von der leidenſchaftlichſten Liebe gepackter Mann, deſſen Vernunft die Sinnlichkeit ganz umgarnt hält, konnte bei einem ſolchen Vorſchlage nicht zurückbeben, das Weib doch noch an ſich reißen, und durch Bande der Ehe, welche ſie ſo eben auf die gewaltſamſte Weiſe zu zerreißen verlangte, an ſich feſſeln wollen. Ludwig ſtutzte zwar, leider aber mehr über die Schwierigkeit der Ausführung, als über die Zumuthung ſelbſt. Er wandte Einiges dagegen ein; aber Adelheid, hierauf vorbereitet, räumte alle Einwürfe aus dem Wege, und vermochte Ludwig, ihr zu ſchwören, daß er die That vollbringen wolle. Ihr Plan war folgender: In der Nähe des Schloſſes Weißenburg war ein kleiner Wald, in welchem Friedrich oft jagte. Hier ſolle Ludwig, wenn Friedrich im Bade ſäße, ſich einfinden und mit ſeinen Reiſigen jagen. Sie wolle dann ſorgen, daß Friedrich aufgebracht darüber werden, und, um ihm das Jagen zu wehren, auch in den Wald kommen ſolle, wo er ihn durch Schimpfreden reizen, zum Zweikampf auffordern, und — umbringen könne. Der Zweikampf werde den Mord bemänteln, und er zu weiter keiner Verantwortung gezogen werden.

Ludwig gab wirklich ſein Wort zur Ausführung dieſer ſchändlichen That. Auf ſeiner Burg ließ er die Waffen in Stand ſetzen, Fangeiſen, Armbruſt, Pfeile, Alles

bereit legen, um auf jeden Fall versehen zu seyn, und wenn der Streich mit Einer Waffe mißlänge, ihn doch mit der andern ausführen zu können. Er blieb in Freyburg, um auf den ersten Wink seiner Geliebten da zu seyn. Dieser erfolgte. Adelheid ließ ihn benachrichtigen, daß ihr Mann so eben ins Bad gestiegen sey, er möchte jetzt in dem bestimmten Hölzchen erscheinen. Ludwig zog aus, von einem starken Jagdgefolge begleitet, und Hörner und Hunde verkündigten gar bald seine Gegenwart. Adelheid, die mit erheuchelter Sorgfalt sich um des Mannes Badewanne beschäftigte, hörte dieß nicht so bald, als sie ans Fenster lief, zu sehen, was es gäbe. Mit ereifernder Stimme fuhr sie auf den badenden Ehemann los, erzählte, was sie sah, und forderte ihn auf, diesen Eingriff in seine Rechte nicht zu dulden, und den jagenden Ludwig für einen solchen Frevel zu züchtigen.

Pfalzgraf Friedrich, der den Frieden liebte, gern allen Streit vermied, selbst mit Aufopferung eigenen Vortheils vermied, suchte Ludwigen zu entschuldigen, erklärte das Ueberschreiten seines Jagdreviers für eine zufällige Verirrung, womit es Nachbarn nicht so streng nehmen müßten, und meynte, daß ein Hirsch mehr oder weniger kein großer Verlust für ihn sey.

Adelheid wurde nun heftiger, mahlte Ludwigs Vergehen mit den grellsten Farben aus, sprach ihrem Gatten allen männlichen Charakter ab, nannte ihn feig, weibisch, phlegmatisch, und brachte es dadurch so weit, daß Frie-

drich sich aus dem Bade erhob, sich ankleiden ließ, und, von einigen Dienern begleitet, hinab in den Wald ritt.

Friedrich traf Ludwigen mit seiner Schaar im vollen Jagen an; und da dieser gar nicht that, als wollte er sich entschuldigen, so wurde doch Friedrichs Galle rege. Er sprengte auf Ludwig zu, redete ihn barsch an, und verlangte Genugthuung. Ludwig antwortete keck; ein Wort holte das andere; sie geriethen in den heftigsten Wortwechsel; Ludwig drückte seine Armbrust auf den ganz unbewaffneten Pfalzgrafen ab, fehlte, nahm nun einen Schweinsspieß, rennte auf ihn los, und ehe Friedrich nur auszuweichen vermochte, lag er schon im Blute schwimmend an der Erde. Das ledige Roß lief nach der Burg zurück, die Diener Friedrichs trugen den entseelten Leichnam nach, und Ludwig begab sich auf sein am Thüringer Walde gelegenes Schloß Schauenburg.

Adelheid spielte die Rolle der Untröstlichen, der tief Gebeugten meisterhaft. Sie rang die Hände, zerfloß in Thränen, zerraufte ihre schönen blonden Locken, warf sich in die tiefsten Trauerkleider, und ließ den Leichnam Friedrichs mit großem Pomp im Kloster Gosek beisetzen. Weg war nun das Hinderniß, das ihrer Liebe zu Ludwig entgegenstand; und die Hoffnung, zu seinem Besitze zu gelangen, übertäubte die Stimme ihres Gewissens. Ludwig konnte diese nicht so leicht zum Schweigen bringen. Sie mahnte ihn oft und hart. Trotz der Rohheit der Sitten jener Zeit fühlte er das Schlechte seiner Handlung ganz, und suchte daher allerlei Zerstreuungen auf. Es gelang,

Zeit und Umstände mindern Alles, und bald mahlte ihm die Hoffnung einer Verbindung mit Adelheid eine rosenfarbene Zukunft vor. Er sandte Spione aus, welche hören mußten, was man über den Vorfall spreche, was seine Geliebte mache, und erfuhr, daß es vielerlei Gerüchte darüber gäbe, daß die meisten den Mord als im Zweikampf geschehen betrachteten, vom eigentlichen Grunde desselben aber Niemand etwas ahne, und Adelheid in stiller Eingezogenheit auf ihrer Burg lebe und trauere. Jetzt wurde er dreist, und schritt zur Ausführung des Plans. Eine zärtliche Korrespondenz, wie sie die bleierne Schreibart der Zeit nur zuließ, begann zwischen den beiden Liebenden; und noch war kein Jahr verflossen, als Ludwig die untröstliche junge Wittwe nach der Schauenburg führte und ehelichte. Mit aller Pracht jener Zeit wurde die Vermählung gefeiert. Acht Tage lang wechselten Turniere, Banquets, Musik und Tanz, woran alle Edle der umliegenden Gegend Theil nahmen; und vergessen war bald im Taumel der Lust der blutige Pfad, auf welchem die Liebenden ins Ehebett wandelten. Nun aber war die Ermordung Friedrichs für Niemand mehr ein verhülltes Geheimniß. Die Ungeduld der Liebenden, sich zu besitzen, hatte selbst den Schleier zerrissen, der ihn verhüllte; und Ludwig erschien jetzt als absichtlicher Mörder. Friedrichs Verwandten suchten daher Alles hervor, sich an ihm zu rächen. Besonders that dieß Friedrichs Bruder, der Erzbischof Adelbert von Bremen. Dieser wußte sich beim Kaiser Heinrich IV. anzuschmeicheln und ihn gegen Ludwig

einzunehmen; und da die Unruhen zwischen Heinrichen und den Thüringern wegen des Mainzer Zehnden — wovon wir unten bei der Geschichte des Schlosses Spatenberg mehr hören werden — damals obwalteten, so benutzte er diesen Umstand, und schilderte Ludwigen als einen Hauptaufwiegler der Thüringer. Es gelang ihm auch — denn was gelang in diesen Zeiten den Pfaffen nicht! — den Kaiser so gegen Ludwigen aufzubringen, daß er Befehl gab, den unruhigen Kopf gefangen zu nehmen. Die Ausführung dieses erschlichenen Befehls erfolgte bald. Als Ludwig einst von Sangerhausen nach Halle ritt, ward er aufgehoben und nach dem Schlosse Giebichenstein geführt.

Ohne die eigentliche Ursache der Verhaftnehmung zu wissen, saß er gefesselt und eng verwahrt. Vergebens harrte er auf eine Anklage, vergebens auf Heinrichs Rückkehr aus Italien, um sich der Gnade desselben unterwerfen zu können. Trostlos jammerte zu Hause seine Adelheid, und Beide weinten über ihr trauriges Schicksal. So verging ein, so vergingen zwei Jahre. Die Hoffnung, aus dem Kerker zu kommen, ward immer schwächer, und die Furcht vor einer traurigen Zukunft nahm zu. Endlich kehrte Heinrich aus Italien nach Thüringen zurück, und nun sollte Ludwigen der Prozeß gemacht werden. In dieser peinlichen Lage nahm Ludwig seine Zuflucht zum heiligen Ulrich, flehte diesen Patron um Hülfe an, und versprach Kirchen und Klöster zu bauen, Tempel und Altäre zu errichten, wenn er ihn befreien würde. Der heilige Ulrich nahm dieß gnädig auf, und sein Beistand

Zeit und Umstände mindern Alles, und bald mahlte ihm die Hoffnung einer Verbindung mit Adelheid eine rosenfarbene Zukunft vor. Er sandte Spione aus, welche hören mußten, was man über den Vorfall spreche, was seine Geliebte mache, und erfuhr, daß es vielerlei Gerüchte darüber gäbe, daß die meisten den Mord als im Zweikampf geschehen betrachteten, vom eigentlichen Grunde desselben aber Niemand etwas ahne, und Adelheid in stiller Eingezogenheit auf ihrer Burg lebe und trauere. Jetzt wurde er dreist, und schritt zur Ausführung des Plans. Eine zärtliche Korrespondenz, wie sie die bleierne Schreibart der Zeit nur zuließ, begann zwischen den beiden Liebenden; und noch war kein Jahr verflossen, als Ludwig die untröstliche junge Wittwe nach der Schauenburg führte und ehelichte. Mit aller Pracht jener Zeit wurde die Vermählung gefeiert. Acht Tage lang wechselten Turniere, Banquets, Musik und Tanz, woran alle Edle der umliegenden Gegend Theil nahmen, und vergessen war bald im Taumel der Lust der blutige Pfad, auf welchem die Liebenden ins Ehebett wandelten. Nun aber war die Ermordung Friedrichs für Niemand mehr ein verhülltes Geheimniß. Die Ungeduld der Liebenden, sich zu besitzen, hatte selbst den Schleier zerrissen, der ihn verhüllte, und Ludwig erschien jetzt als absichtlicher Mörder. Friedrichs Verwandten suchten daher Alles hervor, sich an ihm zu rächen. Besonders that dieß Friedrichs Bruder, der Erzbischof Adelbert von Bremen. Dieser wußte sich beim Kaiser Heinrich IV. anzuschmeicheln und ihn gegen Ludwig

einzunehmen; und da die Unruhen zwischen Heinrichen und den Thüringern wegen des Mainzer Zehnden — wovon wir unten bei der Geschichte des Schlosses Spatenberg mehr hören werden — damals obwalteten, so benutzte er diesen Umstand, und schilderte Ludwigen als einen Hauptaufwiegler der Thüringer. Es gelang ihm auch — denn was gelang in diesen Zeiten den Pfaffen nicht! — den Kaiser so gegen Ludwigen aufzubringen, daß er Befehl gab, den unruhigen Kopf gefangen zu nehmen. Die Ausführung dieses erschlichenen Befehls erfolgte bald. Als Ludwig einst von Sangerhausen nach Halle ritt, ward er aufgehoben und nach dem Schlosse Giebichenstein geführt.

Ohne die eigentliche Ursache der Verhaftnehmung zu wissen, saß er gefesselt und eng verwahrt. Vergebens harrte er auf eine Anklage, vergebens auf Heinrichs Rückkehr aus Italien, um sich der Gnade desselben unterwerfen zu können. Trostlos jammerte zu Hause seine Adelheid, und Beide weinten über ihr trauriges Schicksal. So verging ein, so vergingen zwei Jahre. Die Hoffnung, aus dem Kerker zu kommen, ward immer schwächer, und die Furcht vor einer traurigen Zukunft nahm zu. Endlich kehrte Heinrich aus Italien nach Thüringen zurück, und nun sollte Ludwigen der Prozeß gemacht werden. In dieser peinlichen Lage nahm Ludwig seine Zuflucht zum heiligen Ulrich, flehte diesen Patron um Hülfe an, und versprach Kirchen und Klöster zu bauen, Tempel und Altäre zu errichten, wenn er ihn befreien würde. Der heilige Ulrich nahm dieß gnädig auf, und sein Beistand

äußerte sich dadurch, daß Ludwig auf den Einfall kam, durch einen Sprung aus dem Fenster seines Gefängnisses hinab in die Saale, zu entkommen. Dieser Gedanke gedieh immer mehr zum festen Entschluß, und seine Ausführung geschah folgendergestalt.

Um nur erst der Fesseln entledigt zu werden, stellte er sich krank und immer kränker. Er wurde schwach und matt, sprach von seinem Ende, verließ das Lager nicht, ließ Alles mit sich machen, wie mit einem Kranken, und erreichte dadurch unverlangt, was er wünschte. Man nahm, als unnöthig und für seine Genesung schädlich, ihm die Fesseln ab; doch verließen ihn die sechs Edelleute, welche Tag und Nacht bei ihm die Wache hatten, nicht. Nachdem einige Tage so verflossen waren, und er seine Schwäche recht täuschend hatte zunehmen lassen, verlangte er seinen Geheimschreiber, um ihm seinen letzten Willen diktiren zu können. Einer Person seines Ranges konnte dieß nicht versagt werden, und der Geheimschreiber kam. Durch die zunehmende Krankheit sorgloser gemacht, und auch aus Bescheidenheit, bei Abfassung des letzten Willens nicht gegenwärtig seyn zu wollen, ließen die Wächter Ludwigen meistens allein mit seinem Diener. Statt des letzten Willens diktirte Ludwig aber demselben einen Befehl an seinen Amtmann in Weißenfels, welcher alle Anstalten zur Flucht enthielt. Zwei Kähne sollten auf einen bestimmten Tag unterm Schlosse Giebichenstein bereit seyn, ihn aufzunehmen, sein Leibroß, der Schwan genannt, am andern Ufer der Saale bereit stehen, ihn weiter zu tragen,

und der Geheimschreiber mußte ihm einen Mantel von Wachstuch verschaffen, den er umnehmen wollte, damit sich der Wind darin fangen möchte und er sanfter in die Fluthen hinabfiele. Alles dieß geschah, und Niemand gewahrte das Mindeste. Es hieß, der letzte Wille sey nun verfaßt, und der Geheimschreiber begab sich wieder zurück, der harrenden Adelheid hiervon Nachricht zu überbringen. Mit freudiger Unruhe sah Ludwig den Tag sich nähern, den er zu seiner Erlösung bestimmt hatte, und der ihn wieder in den Schooß seiner Familie zurückbringen sollte. Aengstlich-bange über die Ungewißheit des Gelingens seines gewagten Plans, warf er sich am letzten Abend auf das Lager, zog sein Rettungskleid an, und that einen Mantel darüber, es zu bergen. Kein Schlaf winkte ihm; Gefühle gemischter Art hielten seine Lebensgeister in steter Spannung. Viel zu langsam krochen ihm die Stunden vorwärts. Jede Minute däuchte ihm sechzig, der Gang der Uhr im hohen Thurme über ihm schien zu stocken. So quälte er sich durch diese ewige Nacht, indeß sie seinen schnarchenden Wächtern ein Augenblick war. Mit inbrünstigem Gebete begrüßte er am Fenster die ersten Strahlen der Sonne, die in seinen Kerker fielen. Mit Wehmuth sah er hinab in die Fluthen der Saale, in denen sich die Sonnengluth spiegelte, mit Wehmuth, ob sie sein Grab oder seine Befreier seyn würden. Er seufzte laut, hob die Hände empor, und da entfiel ihm der Stab, mit welchem er, der erkünstelten Schwäche halber, immer herumging. Seine Wächter sprangen erschrocken auf, rieben sich den

noch zur Hälfte stehende Fenster aufmerksam gemacht, aus dem Ludwig entwischte.

Ohne Zweifel geht es aber mit dieser Geschichte, wie mit so mancher andern, die einen fabelhaften Anstrich hat. Etwas Wahres liegt immer zum Grunde, nur ist dieß durch vieljährige Tradition, aus politischen Rücksichten, oder aus sonstigen Privatursachen, welche man in Urkunden oder öffentlichen Schriften vergebens suchen möchte, in ein solches Gewebe von Unwahrscheinlichkeiten gehüllt, daß es nicht mehr zu erkennen ist. Ludwig wurde vom Kaiser Heinrich IV. im Jahre 1081 wirklich gefangen genommen und auf Giebichenstein gesetzt. Nicht aber wegen der Ermordung Friedrichs, die er freilich, wo nicht selbst verrichtete, doch verrichten ließ, sondern weil er an einer von den sächsischen Fürsten wider den Kaiser gestifteten Empörung Antheil genommen hatte. Auch befreite ihn kein Sprung, sondern seine Freunde. Die Wächter, welche entweder bestochen oder überlistet waren, erzählten aber seine Flucht auf jene wundervolle Art, um der Verantwortung zu entgehen, oder ihre Nachlässigkeit zu bemänteln, welche Zwecke sie auch erreichten. Mit Hülfe des heiligen Ulrich fanden es ihre leichtgläubigen Zeitgenossen gar nicht unmöglich, und Ludwig erhielt den Beinamen des Springers.

Ludwig starb 1123, ein und achtzig Jahre alt. Adelheid funfzehn Jahre früher. Beide liegen in der Klosterkirche zu Reinhardsbrunnen begraben. Sein moralischer Charakter setzt ihn keinesweges unter die Zahl derer, die

sich durch sittliche Tugenden hervorthaten. Er beging bei der Erbauung der Wartburg, wie wir demnächst bei der Geschichte dieses Schlosses sehen werden, eine große Ungerechtigkeit; er ließ den Pfalzgrafen Friedrich aus unreiner Liebe ermorden, oder that es selbst; er weigerte sich, seinem Stiefsohne die väterlichen Güter herauszugeben: lauter Züge, die seinem Herzen wenig Ehre machen. Man würde aber auf der andern Seite auch sehr irren, wenn man die Tugenden jenes Zeitalters nach unserm Maaßstabe abmessen wollte. Die rohe Denkungsart der Zeiten entschuldigt Manches, was unsere Moralisten aufbringen würde, und die damalige Verwirrung und stete Befehdung machten manche Handlung nothwendig, welche außerdem schreiende Ungerechtigkeit gewesen wäre.

* * *

Von den Ruinen des Schlosses Giebichenstein giebt es, außer der diesem Bande als Titelkupfer beigefügten, im J. 1815 erst aufgenommenen Ansicht, noch eine Abbildung im dritten Hefte der Topographie pittoresque des états prussiens. Berlin, bei Morino, 1788, von Nergel gestochen, welcher Treue der Darstellung nicht abzusprechen ist. Dreyhaupt in seiner Beschreibung des Saalkreises stellt sie im 2ten Theile auf der vierzigsten Tafel, von G. A. Gründler gezeichnet, dar, wie sie im Jahre 1750 aussahen. Der Unterschied zwischen damals und jetzt ist nicht groß, wenige Mauern standen damals mehr. Dieser Theil der Dreyhauptschen Beschreibung des

Saalkreises; Vulpius Ludovicus desiliens, 1713; Müllers Streifereien in den Harz, 1ster Bd. 1800, und eigne Ansicht des Lokals, sind die Quellen, aus denen ich bei Bearbeitung der Erzählung von Giebichenstein schöpfte. Die Geschichte von Ludwigs Sprung ist als Roman: „Ludwig der Springer, Landgraf von Thüringen, 2 Theile, Leipzig, 1791. 8." und auch für die Bühne: „Ludwig der Springer, Schausp. von Hagemann. Berlin, 1793. 8." bearbeitet worden.

6.

Anhalt

am Harz.

So vergehn des Lebens Herrlichkeiten,
So entfleucht das Traumbild eitler Macht!
So versinkt im schnellen Lauf der Zeiten,
Was die Erde trägt, in öde Nacht!

Matthisson.

6.

Anhalt.

Die Burg Anhalt liegt in Trümmern, aber das Fürstenhaus, dessen Wiege sie war, blüht noch. Seit Jahrhunderten schon ist sie zerfallen, und nach einem Jahrhunderte möchte auch die mindeste Spur davon vergebens aufgesucht werden. Möge doch immer das Geschlecht, das aus ihr hervorrat, und zu den ältesten Deutschlands gehört, noch viele Jahrhunderte hindurch seinen Stamm fortgrünen sehen und weit verbreitete Aeste treiben, die nie der Sturm der Zeiten entblättere!

Es thut mir recht leid, daß ich gerade von der Burg Anhalt, die mir so nahe liegt, und dem Lande angehört, in welchem ich so glücklich lebe, gar wenig Bedeutendes sagen kann. Ihre Besitzer spielten mitunter große Rollen, thaten sich durch Tugenden und durch Tapferkeit hervor; aber ihre Stammburg war nie der Schauplatz hervorspringender Ereignisse. Sie war keine Räuberhöhle, kein Ort des Jammers unschuldiger Gefangener, bei dessen Anblick der Vorüberziehende ein Kreuz schlug, und ihr aus dem Gesicht zu kommen eilte. Stets die friedliche Wohnung

friedlicher Bewohner, fand sie nur in den Umständen ihren Untergang. Also nur wenig ist's, was ich über sie mittheilen kann, wenn ich mich nicht in trockne Untersuchungen einlassen will, ob mir gleich alle Quellen zum Gebrauch bereit standen. Dieß Wenige ist Folgendes:

Im Herzogthum Anhalt-Bernburg, und zwar im obern Theile, der zum Unterharz gehört, ist ein schönes romantisches Thal, das Selkenthal genannt. Es ist sechs Stunden lang, wird von dem Wasser, die Selke, durchströmt, und ist reich an eingreifenden Naturschönheiten. Am rechten Ufer desselben liegen auf dem kegelförmigen Hausberge die Ruinen der Burg Anhalt, von Ballenstedt 1½ Stunde, von Harzgerode eine Stunde entfernt. Die oberste Fläche des Berges steht mit keinem benachbarten Berge in Verbindung, und war sehr klüglich zur Bebauung mit einer Burg ausgewählt, indem die Natur sie schon gegen Ueberfälle schützte. Sie ist mit einer Menge von Mauerstücken und Steinen belegt. Nichts davon sieht aber einem Gebäude noch ähnlich, als der Fuß eines runden Thurms, unter welchem der Eingang in ein verschüttetes Gewölbe ist. Alles Uebrige ist gänzlich zusammengestürzt, durchwühlt, und mit Büschen und Bäumen dicht überwachsen.

Wolf von Pagk, ein fürstlicher Bergbedienter, erstattete vor mehr als zweihundert Jahren seinem Herrn einen Bericht über den damaligen Zustand der Bergwerke der Gegend. Darin erzählt er unter andern: „daß man auf dem Anhaltsberge nach Silbererz gesucht, dabei in

ein

ein „großes Gewölbe“ von Ziegelsteinen und Werkstücken gerathen, und endlich auf Estrich gestoßen sey. Diesen hätten die Bergleute durchbrochen, unter demselben ein vierfaches Pflaster von Ziegelsteinen gefunden, fast wie ein Gewölbe, und als sie auch dieß durchgefahren, gegen sechshundert gute Ziegelsteine herausgeholt. Unter diesen Ziegelsteinen habe es geschienen, als sey das Gewölbe mit Gyps ausgegossen, es wäre auch mit gelbem lockern Schutt gefüllt gewesen, in den man tief hinein stoßen können. Bei dem wiederholten Hineinstoßen und Graben darin, sey ein Dunst oder Wind heraufgestiegen, auch hätten sich plötzlich eine Menge Raben eingefunden, die über den Bergleuten hin- und hergeflogen und ein gewaltiges Geschrei erhoben. Ohne sich irren zu lassen, hätten die Bergleute immer fortgearbeitet, indem sie geglaubt, dieß sey das Zeichen, daß sie nicht fern mehr von einem Schatze wären, oder von einem reichen Erzgange. Allein beides sey nicht der Fall gewesen, und habe die ganze Ausbeute nur in Stücken verfaulten Holzes und in feinen Menschenknochen bestanden.“

An eigentlichen Schatzgräbern hat es übrigens auch in diesen Ruinen nicht gefehlt, und mögen sie durch ihr Umwühlen und Unterminen wohl auch viel zum frühern Untergange der Reste mitgewirkt haben. Im Brunnen, der jetzt ganz verschüttet ist, forschten sie vorzüglich oft nach dem Kessel mit Gelde, den der allgemeine Volksglaube da hinein gezaubert hat. Es sind noch nicht hundert Jahre, da gingen einige Bergleute aus, diesen Schatz zu

heben. Einer wurde hinabgelassen, sah den überfüllten Kessel schon dicht vor sich, griff darnach, ihn zu fassen, das Geld in einen Sack zu stecken, aber da sank der Kessel tiefer, und je tiefer er sich hinabließ, desto tiefer sank der Kessel. Da erkannte er des „Teufels Blendwerk", und ließ ab von dem Versuche.

Da, wo sich die höchste Höhe des Berges in die an sie grenzenden Berge gegen Mitternacht hin verflächt, bemerkt man noch eine um sie herumlaufende Vertiefung, vordem ein Wallgraben. Wo aber der Berg gerade hinab in das Thal läuft, hört sie auf. Noch etwas tiefer hinab, nach Mitternacht, trifft man an dem Wege nach Wilhelmshof ebenfalls Steinhaufen an, die von eingestürzten Gebäuden herrühren müssen. Beckmann spricht in seiner Anhaltschen Geschichte von den Ruinen einer Kapelle oder Kirche, welche er in der Nähe des Schlosses noch gesehen habe. Wahrscheinlich sind das diese Steinhaufen. Noch wahrscheinlicher wird es, wenn er sagt, daß am Ende des Gottesackers bei dieser Kirche eine große Linde stehe, worin viele Namen fürstlicher Personen eingeschnitten wären, und man von einer sehr großen Linde jetzt noch bei jenem Steinhaufen den Stamm findet.

Am Fuße des Berges und am Eingange in das Thal, der Feuersteinsgrund genannt, sieht man auch noch Grundmauern von Häusern. Mündlichen Ueberlieferungen zu Folge hat da ein Jägerhof, der zum Schlosse gehörte, gestanden. Noch jetzt heißt der Holzort, welcher dem An-

haltsberge gegen Westen liegt, und von demselben durch den Feuersteinsgrund getrennt ist, der Jägerhof.

Die Aussicht von dem Berge erstreckt sich nicht über die umliegenden Harzberge hinweg, und auch an dieser hindern oft Bäume und Gesträuche. Mit Mühe findet man zwischen ihnen durch, einen Raum, um das Schloß Falkenstein, das Forsthaus Wilhelmshof, den Brocken und das Jagdhaus Meiseburg zu sehen, oder in dem schönen Thale den Schlangenlauf der Selke verfolgen zu können. Besonders sind daran eine Menge der schönsten Ulmen und Eschen hindertich.

Die Bergart des Haus- oder Anhaltberges ist ein grauer Thonschiefer. Man findet aber auch vielen Jaspis daran, welches einige alte Schriftsteller veranlaßte, zu sagen, daß das Stammhaus der Fürsten von Anhalt auf einem Jaspisgrunde stehe. Bruckmann führt in seiner Beschreibung der Bergwerke des Harzes bei dieser Gelegenheit folgende poetische Zeilen an:

„Es ist wohl nie gehört, daß eines Königs Haus,
Auf solchen Grund gebaut, der Anhalt übertrifft.
Das graue Alterthum in Anhalt weist's aus,
Daß dessen Stammhaus ist auf Jaspisgrund gestift't.
Die Deutung soll wohl seyn, Gott lasse es geschehen!
Daß dieses hohe Haus nie werde untergehen."

Obgleich diese Deutung etwas gesucht ist, so entschuldigt sie doch des Verfassers gutgemeinter Wunsch, in welchen jeder wohlgesinnte Anhaltiner von Herzen einstimmen wird.

Als eine besondere Eigenheit des Hausberges verdient bemerkt zu werden, daß fast alle in dieser Gegend wachsende Laubholzarten darauf stehen. Man könnte ihn daher eine Probekarte von Bäumen und Gesträuchen des Landes nennen.

In der Geschichte der Burg Anhalt finden wir, daß sie, wie schon erwähnt, nie zu solchen unedeln Zwecken dienen mußte, wie so viele andere Burgen. Sie war vom Anfange an bis zu ihrem Untergange stets die friedliche Wohnung der Vorfahren des Anhaltschen Fürstenhauses. Eskus IV., Graf von Ballenstedt, erbaute sie um das Jahr 905, als er sein väterliches Haus in Ballenstedt — das jetzige Residenzschloß der Herzoglich Bernburgschen Linie — in ein Kollegiatstift verwandelte. Es scheint aber, als ob er sie nur angelegt habe; denn als einer seiner Urenkel, Otto, mit dem Zunamen der Reiche, im Jahre 1110 das Kollegiatstift Ballenstedt in ein Benediktinerkloster verwandelte, und deswegen seinen Wohnsitz von Ballenstedt nach dem Schlosse Anhalt verlegte, ließ er den angefangenen Bau erst vollenden. Wahrscheinlich war sie durchaus von Stein aufgeführt, wie dieß bei allen Burgen der Zeit der Fall war, und wie sich besonders bei dieser Burg erwarten läßt, die in einer so steinreichen Gegend erbaut ward. Dieser Umstand führte aber die alten Chronisten — welche gar zu gern alles aufsuchten, um den Ursprung eines Namens zu finden oder doch ableiten zu können, sollte diese Ableitung auch noch so hergezwungen erscheinen — auf die Meinung, daß die Burg des-

halb Anhalt genannt worden sey, weil sie ohne Holz, „ohne Holt, ahne Halt" erbaut gewesen, woraus späterhin Anhalt geworden wäre. Wenn es überhaupt ein wesentlicher Umstand wäre, den Namensursprung zu wissen, so möchte wohl hier die Meinung viel für sich haben, daß, da die Burg an einer Halde (Hügel) erbaut gewesen, diese ihre Lage „an einer Halde" nach und nach zur Bildung des Wortes Anhalde, Anhalt, die Veranlassung gegeben.

Im Jahre 1140 zerstörten es die Freunde Herzogs Heinrich des Löwen, welcher damals kaum zehn Jahre alt war. Albrecht der Bär (von Anhalt) wollte nemlich bei der Minderjährigkeit Heinrichs einen Einfall in Sachsen thun, der ihm aber übel bekam, und die Zerstörung des Schlosses nach sich zog. Wer es nun wieder aufbaute, ist unbekannt. Im Jahr 1300 muß es aber noch bewohnt gewesen seyn; denn Fürst Otto von Anhalt unterzeichnete daselbst eine Urkunde, vermöge welcher er dem Kloster Ballenstedt das Dorf Eneckerode schenkte. Eben dieß muß auch noch im Jahre 1376 der Fall gewesen seyn, wo die Aebtissin des zwei Stunden davon gelegenen Stiftes Gernrode, Adelheit von Walde, in einem Legate an das Stift, dem Perner (Pfarrer) Arnold auf Anhalt, lebenslänglich eine Mark Silber aussetzte. Ob nun aber späterhin noch die Burg bewohnt war und wie lange, das bleibt ungewiß.

Ueber die Art ihres Unterganges ist man verschiedener Meinung. Nach einigen alten Geschichtschreibern hat sie Konrad, Erzbischof zu Magdeburg, in Verbindung

mit dem Markgrafen Konrad zu Meißen und den Grafen zu Wettin, nebst mehrern andern Schlössern im Harze zerstört. Spangenberg sagt davon in seiner sächsischen Chronik, daß sie namentlich mit diesem Schlosse so unbarmherzig umgegangen wären, daß niemand zur damaligen Zeit sich habe entsinnen können, daß ein Schloß mit der Schnelligkeit wäre niedergerissen worden. Andere sagen, Heinrich der Löwe habe es zerstört, weil Kaiser Friedrich der Rothbart ihm Sachsen nahm, und den Fürsten Bernhard von Anhalt damit belieh. Wieder Andere meynen, es sey verlassen worden und von selbst zerfallen. Diese scheinen aber zu irren, und die gewaltsame Zerstörung mehr Glauben zu verdienen. Denn, wollte man annehmen, daß es auch gleich nach dem Jahre 1376, wo es noch bewohnt war, verlassen worden wäre, so würde es seit der Zeit, oder in den seitdem verflossenen 442 Jahren, nicht so ganz und gar haben verfallen können, wie wir es jetzt finden, sondern es würden wohl noch mehrere Reste, wenigstens noch ein Thurm, stehen.

Bei der Theilung des Fürstenthums Anhalt im Jahre 1603 wurde dieses Schloß, da die Herzöge von Anhalt alle den Namen davon führen, als eine gemeinschaftliche Besitzung beibehalten, und keinem der gemachten Antheile zugelegt. In dieser Verfassung befindet es sich noch. Die Ruine gehört den jetzigen drei Anhaltschen Fürstenhäusern Bernburg, Dessau und Köthen gemeinschaftlich; Grund und Boden aber ist Bernburgisch.

* * *

Becmann und Bertram in ihren Geschichten des Fürstenthums Anhalt, so wie eigne Besichtigung, lieferten diese wenigen Nachrichten. Eine Abbildung des Schlosses, wie es einmal war, finde ich nirgends. Von seiner jetzigen Beschaffenheit möchte eine Darstellung zu unbedeutend seyn.

7.

Stolpen.

— — — Disjectis — muris
reliquias veterumque vides monumenta virorum.

Virgil.

7.

Stolpen.

— — — Disjectis — muris
reliquias veterumque vides monumenta virorum.

Virgil.

7.

Stolpen.

Im meißnischen Kreise des Königreichs Sachsen liegen drei Meilen von Dresden, über dem Städtchen Stolpen, die schönen Ruinen der vormals wichtigen Burg gleiches Namens. Ein sanft anlaufender Basaltberg trägt sie, an dessen Fuße die Weiseritz fließt.

Die Geschichte giebt uns zwar von ihren ersten Erbauern keine befriedigende Nachricht, sie beurkundet aber, daß das Städtchen in den ältesten Zeiten, und bis gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts, Jockrym, folglich erst von dieser Zeit an, nach der dabei liegenden Veste, Stolpen genannt, und beide im Jahre 1218 von dem adeligen wendischen Geschlechte Mocco besessen wurden.

Bischof Bruno II. von Meißen brachte Stadt und Veste, wahrscheinlich im Jahre 1227, von den Mocco's kaufweise an sein Stift. Von dieser Zeit an haben sie diese Bischöfe nebst allem Zubehör bis in die Mitte des 16ten Jahrhunderts besessen, und zuletzt sogar ihren bleibenden Sitz dahin verlegt gehabt.

Zur Zeit der ersten Besitzer mag die Burg von keiner großen Bedeutung gewesen seyn, da sie die alte Sage lediglich ein von geschrotenem Holze aufgeführtes Bollwerk nennt. Ihre nothwendige Verstärkung und Verschönerung erhielt sie nach und nach erst unter der bischöflichen und kurfürstlichen Regierung. Sie bestand und besteht zum Theil noch aus drei durch Zugbrücken mit einander verbundenen Höfen. In diese gelangte man jedoch erst durch den Hanewald — dem äußersten Platze vor der Burg, der ein vom Bischof Johann III. 1390 angelegtes Außenwerk war — und durch die mit starken Brustwehren, gewölbten Thoren und tiefen Gräben versehene Klengelsburg, einem zweiten, vormals mit dem Hanewalde durch eine Zugbrücke verbundenen Außenwerke, das Kurfürst Georg II. von Sachsen 1675 durch seinen Oberlandbaumeister von Klengel anlegen ließ. Im ersten Hofe befand sich der Donatsthurm, von dem aber jetzt keine Spur mehr zu sehen ist, desgleichen der Marstall, der Kornboden, die Marterkammer und eine große Cisterne. Der zweite Hof enthielt die Hauptwache, rechts einen dicken Thurm, die alte Schösserei genannt, und links den St. Johannisthurm. Diesen hat die Gräfin Kosel merkwürdig gemacht. Sie, die in der Geschichte der Liebeleien des Königs August von Polen eine Hauptfigur ist, wollte einmal in einem Anfalle von Eifersucht den König erschießen. Um von dieser endemischen Krankheit geheilt zu werden, mußte sie in diesem Thurme ihr Vergehen bereuen lernen. Unter einer humanern Regierung bot man ihr

die Freiheit wieder an, allein aus freier Wahl blieb sie, und konnte sich nicht entschließen, ihren Aufenthalt, den ihr die Gewohnheit angenehm gemacht hatte, zu verlassen. Hier hatte sie ihren kleinen Garten, eine Treppe hoch ihr Wohnzimmer, noch höher ihre Bibliothek und dergleichen mehr. Als eine Merkwürdigkeit zeigt man noch jetzt ihre damalige häusliche Einrichtung.

Innerhalb des dritten, auch mit dicken Mauern und tiefen Gräben wohlverwahrten Hofes standen die ehemaligen herrschaftlichen Gebäude, welche späterhin die Festungskommandanten bewohnten; nemlich: 1) der Seigerthurm, den schon Kurfürst August erbauete, der 1714 zum letzten Male reparirt ward, und neben welchem ein Destillirhaus stand, worin Anna, Augusts wirthschaftliche Gemahlin, allerhand feingebrannte Wasser abgezogen haben soll; 2) der Siebenspitzenthurm, den der Bischof Schönberg von Meißen um die Mitte des 15ten Jahrhunderts erbauete, und mit sieben Spitzen versehen ließ. Nachdem er im 30jährigen Kriege durch Kroaten nebst den andern Burggebäuden mit verbrannte, wurde er zwar wieder aufgebauet, erhielt aber nur Eine Spitze; 3) das Brunnenhaus, welches über dem 143½ Ellen tiefen, durch lauter Basalt gebrochenen Brunnen stand; 4) das Zeughaus; 5) das Kunstthürmchen, welches seinen Namen von der darin befindlichen, 1563 angelegten, und vor 18 bis 20 Jahren mit großen Kosten wiederhergestellten Wasserkunst hat, vermöge welcher das durch doppelte, größtentheils eiserne Röhren von dem Dorfe Lauterbach

werden, und wenn es sich nicht fände, so sey es untergeschlagen. Johann verlangte Beweis und Genugthuung, und war bereit, sich einem rechtlichen Erkenntnisse in dieser Sache zu unterwerfen; Carlowitz aber ließ sich hierauf nicht ein, sondern beschloß, mit Gewalt zu erlangen, was er durch Güte nicht bekommen konnte. Am 13ten September 1558 schickte er ihm einen Fehdebrief zu, und am 14ten schon bevennte er Stolpen, um Johann, wo möglich, persönlich zu fangen. Da dieser Plan aber mißlang, indem Johann nach Prag entflohen war, so kühlte er seine Rache durch Verwüstung der bischöflichen Besitzungen. Auch suchte er die Burgknechte, jedoch vergebens, aus der Veste zu locken. Den bischöflichen Räthen war jedoch herzlich bange, als sie von oben herab die Verwüstungen des Feindes ansehen mußten. Sie ließen aus dem großen Geschütze drei Nothschüsse thun und Sturm läuten, damit die Bauern aus den umliegenden Gegenden zusammenkommen und der Verwüstung Einhalt thun sollten; aber es kam auch nicht Einer. Carlowitz verließ zwar den Stolpener Bezirk auf einige Zeit, um die entferntern bischöflichen Besitzungen zu durchstreichen, kehrte aber, nachdem er sich der Städte Wurzen und Mügeln bemächtigt und sie ausgeplündert hatte, bald zurück, und bedrängte Stolpen und Bischofswerda von neuem, und zwar härter als vorher, weil man ihn, ungeachtet aller geäußerten Versicherungen, sich freundschaftlich benehmen zu wollen, nicht einließ.

Bischof Johann sprach indessen den bedrängten Stolpenern von Prag aus Trost zu. Er verhieß ihnen Hülfe,

sie

sie möchten nur ausharren. Allein Carlowitz wurde kühner und dringender; die Hülfe blieb aus, und die zur Verzweiflung gebrachten Einwohner Stolpens sahen sich genöthigt, ihren obersten Schutzherrn, den Kurfürsten, um Rettung und Beistand anzuflehen. Kurfürst August versprach Hülfe, aber erst nach drei vollen Wochen schickte er einen Ausschuß von bewaffneten Alt-Dresdenern und Radeberger Bürgern unter der Anführung des Bruders des Befehders. Ohne Widerrede wurde dieser in die Burg eingelassen, und nahm von ihr im Namen des Kurfürsten Besitz. Die Streitigkeiten wurden bald ausgeglichen. Johann mußte an Carlowitz 4000 Gülden zahlen, und alle, welche während der Fehde Verlust gehabt hatten, entschädigen. Carlowitz mußte aller Ansprüche auf das Testament seines Onkels entsagen, und alle in Besitz genommene bischöfliche Ortschaften zurückgeben. Letzteres geschah, bis auf die Pflege und Burg Stolpen. Diese hatte der Kurfürst einmal in Besitz, und gab sie auch nicht wieder heraus, bot jedoch dem Bischof dafür das Amt, die Stadt und das Kloster Mühlberg an. Was wollte Johann machen, er mußte sich schon diesen schlechten Tausch gefallen lassen, wenn er nicht ganz leer ausgehen wollte. Auf diese Art erreichte auch in dieser schönen Pflege Sachsens das geistliche Regiment seine Endschaft.

Daß der Kurfürst bei Schlichtung dieses Zwists nicht ganz unparteiisch verfuhr, und sich selbst am wenigsten dabei vergaß, leuchtet in die Augen. Ja, es scheint sogar, daß er die Fehde, wenn auch nicht veranlaßte, doch

sehr begünstigte; denn er ließ geschehen, was er wohl als Landesherr nicht hätte zulassen sollen: daß seine Vasallen, daß selbst sein Stallmeister, Hans von Carlowitz, so unbarmherzig auf den stiftischen Gütern wirthschaften durften. Dadurch aber machte er sich am verdächtigsten, daß er sich nicht früher in den Streit mischte, als bis ihn die Stolpener und Bischofswerder um Schutz anriefen, und sich dadurch gewissermaßen schon der bischöflichen Herrschaft begaben. Sein Benehmen bei der ganzen Sache bewies auch nur zu deutlich, daß er dem Carlowitz wohl, und dem Bischof, der sich als einen heftigen Gegner der neuen Kirchenverfassung bewies, und den neuen Fortschritten der Aufklärung in seinem Wirkungskreise alle Hindernisse in den Weg legte, übel wollte *); daß er ihn zu schwächen, und die schönen Stiftsgüter auf eine gute Art an sich zu ziehen suchte. Und so gelang es ihm denn auch, das ansehnliche Stiftsamt Stolpen gegen die weit unbeträchtlichern mühlbergschen Klostergüter einzutauschen.

Nach dieser traurigen Periode herrschte sechzig Jahre hindurch Ruhe und Friede in dem Bezirke Stolpens. Das Land erholte sich wieder, die Burg gewann an Bequemlichkeit und Festigkeit, und die Stadt zog aus der öftern Gegenwart des Kurfürsten viele Vortheile. Im dreißigjährigen Kriege litt aber alles wieder von neuem. Im

*) In den finstern Marterkammern und Gefängnissen auf Stolpen ist mancher protestantische Lehrer, zur Ehre der katholischen Religion, zu Tode gepeinigt worden.

Jahre 1632 wurde Stolpen von den Kroaten sehr heimgesucht. Sie plünderten die Stadt rein aus, ermordeten, wer sich ihnen widersetzte, wendeten sich dann gegen die Burg, in die sich die mehresten Einwohner mit Weibern und Kindern geflüchtet hatten, drangen mit Sturm durch die niedern drei Thore, bemächtigten sich des Kornbodens, schossen über die Zugbrücke auf die Schießlöcher, konnten aber doch des Platzes nicht Meister werden. Die Belagerten wehrten sich tapfer, und feuerten aus Stücken und Doppelhaken so scharf unter die Feinde, daß der Kroatenanführer Romhöf die Burg mit Sturm zu erobern verzweifelte. Er forderte den Burghauptmann durch freundliche, ernste und drohende Worte zur Uebergabe auf; allein fruchtlos: man antwortete ihm vielmehr mit grobem Geschütz. Voll von Wuth und Rache, gab er Befehl, die Stadt in Brand zu stecken, und bald darauf loderten die Flammen. Ein heftiger Sturm vermehrte das Unglück. Von der Stadtkirche flogen die glühenden Schieferstücken auf die Burg. Der Siebenspitzenthurm brannte zuerst, und dann alle äußere Gebäude. In drei schrecklichen Stunden waren sie und die ganze Stadt ein Aschenhaufen, welchen die Barbaren mit Hohngelächter verließen.

Durch den Prager Frieden war Sachsen mit dem Kaiser und seinen Verbündeten wieder versöhnt, aber den Schweden und deren Bundesgenossen verhaßt. Banner, der furchtbare schwedische Heerführer, kam im Jahre 1639 mit 6000 Mann vor Stolpen, und ließ die kaum erst etwas aufgebauete Stadt nebst der Veste zur Uebergabe

auffordern. Der Burghauptmann Hennig beantwortete diese Aufforderung mit seinem groben Geschütz, behauptete tapfer seinen Platz, mußte es aber ruhig geschehen lassen, daß die Stadt wieder angezündet ward, und zur Hälfte niederbrannte.

Nach Endigung des 30jährigen Krieges wurden die abgebrannten Gebäude auf der Burg wieder hergestellt, und die Festungswerke noch vermehrt. Auch das Städtchen stieg wieder aus der Asche hervor. Aber bald gerieth ein Theil der Stadt und der Veste durch Verwahrlosung, bald durch Blitz in Brand, und am 4ten März 1723 wurden alle innerhalb der Ringmauer befindliche Stadt- und auch einige Burggebäude durch Verwahrlosung binnen zwei Stunden in Asche verwandelt. Ein böser Dämon schien dem Aufkommen des Orts entgegenzustreben. Auch waren die Einwohner durch das vielfache anhaltende Unglück so verarmt, daß es ihnen nur durch Hülfe einer Kollekte möglich war, sich wieder anzubauen. Die Burggebäude wurden aber nur nothdürftig ausgebessert, weil der damalige Landesherr, Friedrich August, König von Polen, die Burg nicht achtete. Er besuchte sie zwar einige Male mit der Gräfin Kosel, bezeichnete aber seine Gegenwart durch nichts, als durch Jagen in dem an dem Berge gelegenen Thiergarten, und das letzte Mal durch Schüsse gegen den Basaltfelsen, dessen Festigkeit er probiren wollte.

Im siebenjährigen Kriege soll auf der Burg Stolpen der erste feindliche preußische Schuß auf sächsischem

Boden geschehen seyn. Die Veranlassung dazu und die Geschichte dieses ersten Schusses ist folgende:

Mehrere Jahre vor dem Ausbruche des siebenjährigen Krieges war Stolpen, so wie die andern Landesfestungen, mit einer Kompagnie Invaliden besetzt, deren Kommandant der General von Liebenau war. Dieser erhielt in der Nacht vom 30sten auf den 31sten August 1756 den Befehl, die Garnison sogleich ab- und auf die damalige Festung Sonnenstein marschiren zu lassen, welches auch geschah. Der Kommandant, ein älterer Kapitain und ein Lieutenant von der Artillerie, welche auf Stolpen wohnten, blieben allein darauf zurück, und die Einwohner des Dorfs Altstadt mußten, zu Folge uralter Verpflichtungen, einige Mann zur Bewachung stellen. Bis zum 3ten September war alles ruhig, und niemand vermuthete die von Bischofswerda her an diesem Tage des Abends um 6 Uhr in Stolpen ankommenden Husaren. Fast zu gleicher Zeit war auch der Kommandant von seinem in Langenwolmsdorf liegenden Gute zurückgekommen, und man hatte die Zugbrücke niedergelassen, damit er hereinreiten könnte. Dieser zufällige Umstand allein machte den Husaren die Einnahme der Burg leicht und möglich, da sie außerdem bei aufgezogener Brücke ohne Aufforderung und Infanterie nicht würden hineingekommen seyn. Der Oberstlieutenant und nachherige Generalmajor von Warnery, vom Regiment Szekuly, ritt daher ohne Widerstand in die Burg, denn die wachhabenden Bauern hatten kein geladenes Gewehr. Er ließ Appell blasen, und der Generalmajor von

Liebenau kam herunter in den Burghof. Hier forderte ihm Warnery den Degen ab, und in dem Augenblicke, als Liebenau nach dem Degen griff, um ihn abzugeben, schoß der Barbar den 74jährigen Greis, der an keine Gegenwehr dachte noch denken konnte, mit einer Pistole eine Kugel in den Leib, die dieser auch mit ins Grab nahm.

Dieß war der erste feindliche preußische Schuß auf sächsischem Boden; dieß die zufällig leichte Einnahme einer Veste, die eben nicht von großer Bedeutung war, woraus aber Warnery in seinem Berichte darüber — ganz in Buonaparte's Geiste — ein wichtiges Ereigniß macht, und den Hergang der Sache durch Unwahrheiten entstellt, nicht bedenkend, daß die alles enthüllende Zeit jede leere Großsprecherei der Art auf ihr Nichts zurückbringt *). Das Warnery'sche Gefolge hinterließ auf Stolpen auch kein gutes Andenken. Es führte die metallenen Kanonen hinweg, warf die eisernen, nebst Gewehren und Munition, in den Brunnen, zerstörte die schöne Wasserleitung im Thiergarten, und riß an den Gebäuden und Festungswerken nieder, was es bis zu seinem am 18ten September erfolgten Abzuge niederzureißen vermochte. Seit dieser Zeit ist nichts wieder aufgebaut, vielmehr ein großer Theil der Werke im Jahre 1787 abgetragen worden. Und so wandelte sich im Laufe eines halben Jahrhunderts das

*) Commentaires sur les commentaires du comte de Turpin sur Montecuculi. 1779. T. 5. p. 134. — Deutsch in der Anthologie für Preuß. Offiziere. S. den Freimüthigen, Nr. 191. von 1806.

schöne und feste Stolpen immer sichtbarer in eine Ruine um. Verlassen schlummerte es, wie ein abgelebter Greis, seiner Auflösung entgegen, kein Unfriede störte die Ruhe, die in ihre öden Mauern eingezogen war, und nur der Fußtritt der Freunde alter Zeiten, die oft unter diesen großen Ueberbleibseln aus den Tagen der Fehde herumwandelten, hallte hier wieder. Da brach mit einem Male ein Wetter über den wankenden Mauern aus, und drohte ihnen den raschern Umsturz. Napoleon Buonaparte, der blutbefleckte Mensch, der Dämon unserer Zeit, war es, der im Sommer 1813 die alte Burgruine wieder mit Kriegsgetümmel erfüllte. Er ließ einen festen Platz daraus machen, Thürme und Mauern zur Vertheidigung einrichten, und durch Pallisaden, Aufwürfe und Sprengung des dabei hinderlichen Gemäuers es möglichst befestigen, auch eine kleine Besatzung hineinlegen. Als er nun von der schlesischen Grenze schnell nach Dresden eilen mußte, wo St. Cyr sich gegen die andringende alliirte Armee nicht halten konnte, da kam er nach Stolpen, und hatte am 24sten August sein Hauptquartier in dem Städtchen im Hause des Amtmanns Oertel, in welchem er auch den Plan zur Schlacht bei Dresden in der Nacht vom 25sten auf den 26sten August entwarf. Am 25sten des Nachmittags besah er die in größter Eile gemachten Befestigungen der Burg, wobei er die ungemeine Dicke und Festigkeit der Mauern bewunderte. Berthier machte ihn auf den Thurm aufmerksam, welcher der Gräfin Kosel zur Wohnung gedient hatte, aber Buonaparte überhörte

es. Erst dann, als ein Offizier seines Gefolges ihm erzählte, daß bei der Ueberrumpelung der Burg im siebenjährigen Kriege der erste preußische Schuß hier gefallen sey, wurde er aufmerksam. Zu Thätlichkeiten kam es indessen auf Stolpen nicht; denn die Garnison zog bald darauf wieder ab, ohne daß durch die Befestigung irgend ein wesentlicher Vortheil erreicht worden wäre. Die Spuren derselben werden aber noch lange sichtbar bleiben.

Der Thiergarten, unter der Burg, anfangs zu einem Baumgarten bestimmt, enthielt bis zum siebenjährigen Kriege indianisches und Dammwildpret. Jetzt ist eine herrschaftliche Schäferei darin, aus welcher alle Unterthanen zur Veredlung ihrer Schaafzucht Böcke und Mutterschaafe erhalten können.

Merkwürdig ist der so regelmäßig gebildete Basalt, aus welchem der Berg besteht. Der Berg läuft von allen Seiten sanft an; erst da, wo der Basalt anfängt, der auf der obern Kuppe hervorragt, erhebt er sich auf einmal steil. Auf dem Bruche ist der Basalt grobkörnig, und mit vielen glänzenden, schwarzen, glasartigen Punkten oder sogenannten Schörlkörpern vermischt, die aber sehr klein sind, und am Stahle Feuer geben. Die Säulen ragen am Tage zu 25 bis 30 Fuß hervor, haben 6 bis 12 Zoll im Durchschnitt, sind fünfeckig, selten sechs- oder achteckig, durchgängig von ganzer Masse, und durch keine horizontale Spaltungen getrennt. Er wird von grobkörnigem Granit, mit verschiedenen braunen Quarzdrusen durchsetzt, begleitet, ohne daß man die Grenzen beider

Gesteine bestimmen kann. Nach dem im Schlosse befindlichen Brunnen, der durch lauter Basalt gebrochen ist, zu urtheilen, ist jede der Säulen, welche zu Tage ausstehet, ein ununterbrochenes Ganzes, ohne Querspaltung, von mehr als 312 Fuß Länge. An 500 Fuß Tiefe hat der Brunnen noch. Ein hineingeworfener Stein verursacht ein donnerähnliches Gepolter. Durch die öftern Wiederholungen dieses Versuchs ist er schon zur Hälfte mit Steinen angefüllt, und wird mit der Zeit ganz dadurch verschüttet werden. Alle Burggebäude und viele Häuser in dem Städtchen sind von diesem Basalt erbaut, letzteres auch damit gepflastert. Welch eine ungeheure Masse muß hierzu verbraucht worden seyn, und doch ist er noch in so großer Menge vorhanden.

Die Aussicht von der Ruine ist zwar ausgebreitet, aber ohne besondere Reize.

* * *

Schlenkert's malerische Skizzen von Teutschland, 1stes Heft, 1794; Leonhardi's Erdbeschreib. Sachsens, 2ter Bd.; die in der Anmerkung bereits genannten Werke, und: Napoleon in Dresden, 2tes Heft, von F. v. D. Dresden, 1814. 8., habe ich bei Ausarbeitung dieses Aufsatzes benutzt. In Schlenkert's Skizzen befindet sich eine von C. A. Günther in Dresden in Querfolio gestochene Ansicht der Ruine, die brav gearbeitet und treu ist. Eine zweite, 20 Zoll breit und 14 Zoll hoch, ist von den Brüdern Wizani in Meißen kolorirt vorhanden. Sie stellt

die Ruine treu, ganz in der Nähe und von der Seite des Eingangs vor. Bei Rittner in Dresden kostet sie 4 Rthlr. Eine dritte findet man im ersten Hefte der Ansichten sächsischer und böhmischer Gegenden, von Ferdinand Müller. Leipzig, Querfol. 1798, und die zwei neuesten im 4ten Hefte der merkwürdigsten alten Burgen und Schlösser des Königreichs Sachsen, von C. J. Oldendorp, Dresden 1812. Querfol. Diese beiden sind erst im J. 1812 nach der Natur, und sehr treu, gezeichnet worden. Die von der Südseite giebt den anschaulichsten Begriff von der Größe und dem Umfange der Burg. Die von der Westseite ist mehr darauf berechnet, die zu Tage ausstehenden Basaltlager an der Hinterseite der Burg zu sehen. Ein Abdruck des Aufsatzes über Stolpen, wie ihn die erste Ausgabe dieses Bandes enthält, ist etwas verändert und vermehrt ihnen beigefügt worden. Mehrere kleine unbedeutende Abbildungen von Stolpen, die man besonders in Dresden findet, lasse ich, bei dem Daseyn von großen und guten Blättern, hier unerwähnt.

8.

Falkenberg
bei Detmold.

Seht hin, wo einst die Veste stand
mit ihren stolzen Thürmen,
trotzt öde nur noch eine Wand
der Zeit und ihren Stürmen.

Ziedge.

8.

Falkenberg.

Die Ruinen dieses Schlosses findet man über dem Dorfe Barkhoek, zwei Stunden von Detmold, in dem Fürstenthum Lippe. Zur Zeit des Faustrechts war es eine der Hauptvesten der Lippeschen Regenten und ein sicherer Zufluchtsort für sie, da es in einem wenig zugänglichen Waldwinkel lag. Ein Chronikenschreiber dieses Landes, Piderit, behauptet, es sey erbaut, um der römischen Veste Alison, welche eine Viertelstunde unter Neuhaus an der Lippe und Alle gelegen haben soll, die Spitze zu bieten. Er kann diese Meinung aber mit keinen Beweisgründen unterstützen. Gewisser ist, daß Bernhard der Zweite, edler Herr zu Lippe, das Schloß Falkenberg — ob aus alten Ruinen oder von Grund aus neu? ist unbekannt — am Ende des zwölften Jahrhunderts erbauen ließ, und es nach seiner Gemahlin nannte, welche eine Gräfin Arft aus der Falkenbergschen Linie war.

Bernhard der Sechste zur Lippe hatte im Jahre 1404 den Herzog Heinrich zu Lüneburg gefangen genommen, und ließ ihn auf diesem Schlosse neun Monate lang

sitzen. Die Veranlassung dazu war folgende. Hennings von Rheden lag nebst seinen Brüdern mit dem Herzog Heinrich in Streit. Heinrich mächtiger, behielt die Oberhand, und jagte endlich die ganze Familie zum Lande hinaus. Die Vertriebenen suchten bei dem Grafen Simon Schutz, welcher sie auch aufnahm und zu Burgmännern des Schlosses Warenholz erhob. Dieß verdroß den Herzog. Dazu kam noch, daß der Graf Simon nebst seinem Sohne Bernhard mit dem Grafen Eberstein, der keine Kinder hatte, eine Erbverbrüderung schloß, um in dessen Gütern zu succediren, welche der Herzog Heinrich auch haben wollte. Hierdurch doppelt erbittert gegen den Grafen Bernhard, erhob er eine Fehde wider ihn. Mit einem ansehnlichen Heere näherte er sich des Grafen Gebiet, welcher ihm aber eine gleich starke Mannschaft entgegenstellte. Am 19ten November 1404 kam es zwischen Beiden beim Odenberge an der Weser zu einem Treffen, in welchem Bernhard Heinrichen gefangen nahm. Heinrich wurde auf das Schloß Falkenberg neun Monate in eine Kammer eingesperrt, die man noch im 17ten Jahrhunderte unter den Ruinen zeigte, und die Fürstenkammer nannte.

Heinrichs Gemahlin bat in eigner Person um die Befreiung ihres Mannes; allein sie erfolgte nicht eher, als bis Heinrich dem Grafen eine schriftliche Versicherung gegeben hatte, für seine Befreiung 200,000 Gulden zahlen zu wollen. Ungeachtet nun diese Verschreibung mit einem Eide bestätigt war, so war doch Heinrich gar nicht willens, sie zu erfüllen. Er war theils zu erbittert auf Bern-

hard, theils auch außer Stande, eine solche, in der damaligen Zeit höchst beträchtliche Summe anzuschaffen. Um nun auch sein Gewissen von einem falschen Eide abzuwaschen, ließ er sich durch den Papst davon entbinden, und Bernhard erhielt — nichts.

Im Jahre 1447 verwüsteten die Kölner und die Böhmen, unter der Anführung Herzogs Wilhelm zu Sachsen, beinahe das ganze Land. Kein fester Platz konnte ihnen widerstehen; aber Falkenberg hielt sich. Hart wurde es bestürmt und lange belagert; aber die Besatzung wehrte sich tapfer, und der Feind mußte fruchtlos abziehen.

Im 15ten Jahrhunderte brannte Falkenberg ab. Bernhard der Siebente bauete es aber 1460 wieder auf. Damals erhielt jeder Steinhauer achtzehn Pfennige Tagelohn. Graf Simon der Sechste, welcher die Aussicht hatte, unbeerbt zu sterben, beschloß, die Regierung seinem Vetter, dem Grafen Philipp zur Lippe-Pyrmont, abzutreten, sich auf dem Falkenberge eine neue Wohnung zu erbauen, und hier seine Tage in Ruhe zu beschließen. Er ließ auch wirklich im Jahre 1582 den Bau beginnen, aber nicht fortsetzen; denn sein Plan, da zu leben, ward nicht ausgeführt, indem seine Gattin starb, er sich wieder vermählte, und nun noch neun Kinder erhielt.

Nach erfolgtem allgemeinen Landfrieden blieb die Veste Falkenberg ungenutzt, und verfiel. Jetzt sieht man von ihr fast nichts mehr. Mit Mühe entdeckt man nur die Spuren eines viereckigen Walles, der den Standpunkt der Burg bezeichnet, auf welchem hier und da noch etwas

Mauerwerk aus dem Boden hervorragt. Das bedeutendste Stück ist der Rest eines mit Schutt ausgefüllten Thurms, welcher auch jetzt ganz mit Gebüsch überzogen ist.

Der Berg, worauf die Ruinen liegen, und welcher auch der Falkenberg heißt, ist ein kegelförmig geformter Kalkfelsen. Er steht isolirt, ist aber von andern Bergen, die ihn zum Theil an Höhe übertreffen, umgeben. Man hat daher keine Aussicht von ausgebreitetem Umfange, aber doch eine recht freundliche. Gegen Südost sieht man den bekannten Externstein, Steinheim, die Stadt Horn und den Badeort Meinberg; gegen Nordost die Stadt Lemgo, den Flecken Brake und Sternberg; gegen Nordwest in das Hauptthal des Lippeschen Landes, und darin außer einigen Dörfern, die Stadt Salzuflen, und das hinter Herford.

* * *

Lippesches Intelligenzblatt Nr. 5. von 1784. — v. Donop Beschreibung der Lippeschen Lande, 2te Ausgabe, 1790. S. 34 und 179.

9.

Starchemberg.

Ringsum wandelt der Fuß auf Trümmern vergangener Tage,
Ringsum schauet der Blick die Zerstörungen voriger Alter.

Neuffer.

9.

Starchemberg.

Ich kann meinen Lesern kein besseres Gemälde von dieser, einige Meilen von Wien gelegenen, Burg mittheilen, als es sich in den „Ausflügen nach dem Schneeberge in Unteröstreich, vom Herrn Professor Schultes in Krakau," Th. 1. S. 121. befindet. Ich gebe dieses daher ganz so wieder, unbedeutende Auslassungen abgerechnet, wie es dort der angenehme Erzähler auf seiner von Wien nach dem Schneeberge gemachten Reise entwirft.

Er erzählt so:

„Die Ruinen von Starchemberg hatten zu viel Reize für uns, als daß wir sie nicht genauer hätten betrachten sollen. Wir gingen bei der Kuppelwieserschen Eisenkochgeschirrfabrik hinauf nach dem Buchenwäldchen, das den Hügel krönt. Nachdem wir uns durch den dichten Anflug desselben mit Mühe durchgearbeitet hatten, sahen wir uns noch durch ein kleines Thal von dem Berge getrennt, auf welchem wir jetzt erst diese mächtigen Ruinen in ihrer ganzen Größe vor uns entdeckten. Wir mußten uns links gegen den Saum eines Föhrenwaldes aufwärts wenden,

und folgten diesem bis zu der unten am Fuße des alten Schlosses liegenden Meierei. Hinter derselben, bei einer kleinen Gruppe von Bäumen, kamen wir endlich auf den Standpunkt, von welchem man diese Ruinen zeichnen muß. Auf jedem andern verliert die Schönheit dieser prachtvollen Reste des Mittelalters, welche die größten in Oesterreich, und, wenn es in Deutschland keine größern giebt, als jene, die ich in Heidelberg sah, die größten in Deutschland sind."

„Wenn unsere vaterländischen (österreichischen) Künstler mehr den Spekulationsgeist der englischen, und unsere vaterländischen Freunde der Kunst mehr Patriotismus hätten, so würden die ärmlichen englischen gothischen Ruinen, und die englischen Felsen, die Baumwollenklumpen gleichen, und die wir den Engländern so theuer bezahlen, bald aus den Kabinetten verschwinden, und wir genössen wenigstens in der Abbildung noch die Schönheit der Ruinen der Schlösser, die unsere Urväter für Enkel bauten, welche sie zerstörten, verpraßten oder einstürzen ließen. Vielleicht hat kein Land in Europa so hohe Naturschönheiten, als Oesterreich: ich nehme die Schweiz nicht aus; vielleicht hat kein Land die Mannichfaltigkeit von Ruinenscenen aller Art, die Oesterreich in seinen vierthalb hundert alten Schlössern besitzt: aber gewiß ist es, daß kein Ländchen in Deutschland, und wäre es auch noch so arm an pittoresken Gegenden, so undankbare Künstler, und ein gegen sein Vaterland so undankbares Publikum hat. Man verzeihe mir diesen Vorwurf, den der Genius Oesterreichs

und der bildenden Künste billigt, den selbst Ausländer, die unser Vaterland bereisten, wiederholten, wenigstens so lange, bis man aufhört, ihn zu verdienen."

„Wir saßen hier eine Weile, und zeichneten. Das, was uns den Morgen so sehr verschönerte, verherrlichte noch mehr den Abend in dieser romantischen Gegend. Ein schwarzes Gewitter, das an der nördlichen Seite hinter den Ruinen daherzog, malte jede Ecke derselben noch schärfer, und das fahle Licht der sich neigenden Sonne beleuchtete im kühnsten Style jeden Vorsprung, jede Arkade. Wir eilten nun hinauf über den in Felsen gehauenen Weg, und in dem Staunen und in den Gefühlen, die uns ergriffen, als wir diesen Ruinen uns näherten, verfehlten wir den Eingang des Schlosses. Ueber eine Viertelstunde kletterten wir an den Wänden desselben auf den Felsen umher: wir wagten es nicht, hinabzusehen in die Tiefe, die in der Nacht des nahenden Gewitters immer schwärzer und schwärzer wurde. Endlich befanden wir uns wieder auf dem Punkte, von welchem wir ausgegangen waren: und siehe da! wir standen an dem schmalen eisernen Pförtchen, durch dessen kleine Fallthür man in die Burg tritt. Nimmermehr hätten wir beim ersten Anblick dieses Thürchen für den Eingang zu so mächtigen Ruinen gehalten! Ein weiter Hof empfing uns. Vier kahle Wände, aus welchen mehr als hundert nackte todte Fenster auf uns herabstarrten, stiegen über Ruinen von Thürmen und Gewölben empor. Um einen alten hoch ummauerten Brunnen lagen Schutthaufen, mit Bäumen und Gesträuch über-

wachsen. „Wer ist da?" hörten wir eine Stimme in der Todesstille aus einem halb eingestürzten Gewölbe: „Wer ist da? Ich bin ein blinder Mann." Ein ehrwürdiger Greis hob sich von einem Steine auf, und ging uns entgegen. Er war blind. Eine Kuh sprang aus einem Gewölbe, das ihr Stall zu seyn schien, und spielte um den Alten, als ob sie ihn gegen uns in Schutz nehmen wollte. „Ich bin blind, meine lieben Leute," sagte der Alte wieder, mit einem Tone, der mehr seine Furcht vor uns, als die Hoffnung, unser Mitleiden zu erregen, verrieth. Wir sprachen ihm Muth zu, und er fand bald an uns so herzliche Theilnehmer an seinem Unglück, daß er, der Blinde, sich uns zum Führer in diesem Labyrinthe von Ruinen anbot. Auf unsere Frage, wie er dieß könne, erzählte er seine Geschichte. Funfzig Jahre ist er jetzt (1802) blind, und so lange wohnt er an dieser traurigen Stätte. Er wußte die Namen mehrerer Personen, die diese Ruinen besuchten, und erzählte viel von den Zeiten, da dieses Schloß noch nicht so wüste war, als jetzt. Auch erzählte er, daß bei der türkischen Belagerung Wiens im Jahre 1683 die Einwohner der herumliegenden Oerter sich in das Schloß warfen, und den herumstreifenden Horden tapfern Widerstand leisteten; daß er als ein Knabe bei der Dankmesse, die jährlich zum Andenken dieser Begebenheit in der Schloßkapelle gehalten wurde, ministrirte. Er hörte nicht auf, von der Pracht dieser Feierlichkeit und dem Zulaufe der Einwohner aus allen benachbarten Oertern zu erzählen. Thränen traten in seine Augen, als er uns die

frohen Tage seiner Jugend erzählte. „Nur ich allein muß noch hier leben unter diesen einstürzenden Mauern; nur ich muß hier noch meine Sünden büßen," sagte er in einem bitter-wehmüthigen Tone."

„Dieser alte Blinde, der im 17ten Jahre schon sein Gesicht durch die Blattern verlor, soll hier geboren seyn. Die Herrschaft (sein Vater war Reitknecht bei dem Grafen von Heißenstein) ließ ihn, als er schon blind war, heirathen, und bestimmte ihm eine kleine Pension und freie Wohnung im Schlosse. Nach dem Tode seines gutmüthigen Herrn vergaß man aber nicht nur die Pension, sondern man nahm auch das Dach im Schlosse zu andern Dingen, als zu Pensionen. Sein Unterhalt besteht jetzt in vier Kreuzern vom Armeninstitut und einem kleinen Gewinn vom Holzspalten und Fällen — eine Beschäftigung, mit welcher der Arme auch ohne Sehkraft sich zu erhalten gelernt hat."

„Wir durchwanderten nun die Ruinen von Starchemberg und die Höfe des alten herzoglichen Pallastes; wir stiegen ins Burgverließ, wo noch die Ringe zu den Ketten der Gefangenen hingen; wir sahen von den Ringmauern und den Warten hinab in das schwarze Thal und auf die Berge, die schon in der Gewitternacht vor uns standen. Die Thurmfalken kehrten heim in ihre Mauern. „Die Windwachel kommen," sagte der Blinde, der sie krächzen hörte, „sind böse Thiere, fressen lauter giftige Schlangen. Ist's denn schon Abend, daß die Windwachel kommen? Oder kommt ein Gewitter?" Beides, lieber

Alter! sagten wir, und nahmen von ihm Abschied. Der Sturm fing an, in den Mauern zu heulen, und das düstere Wiederhallen unserer Stimmen und Fußtritte zu verwehen. Wir eilten hinab durch den Felsenweg."

„Am westlichen Abhange, dicht am Abgrunde, ist eine Hütte, die Wohnung des Scharfrichters der Gegend. Durch diese führt ein Fußweg hinab in ein Thal, das man das Thal der Verwüstung nennen könnte. Trümmer von Felsen liegen hier auf Trümmern von eingestürzten Mauern, überwachsen von Dornen und Gesträuche, und über die Trümmer hin, und durch die Nacht der Büsche rauscht ein Waldbach, der bald hier bald dort den Pfad weggespült hat. Einsame Föhren auf Felsen sausen im Sturme. Dort, wo die Scenen am gräßlichsten werden, gähnt ein rother Felsblock. Eine Höhle in demselben scheint durch den Berg in die Gewölbe des Schlosses zu führen. Ob die Natur diesen unterirdischen Gang schuf, oder die Kunst, kann ich nicht entscheiden: Letzteres ist mir wahrscheinlicher. Die Wände sind naß, und ehe man eine habe Viertelstunde weit hineingedrungen ist, verlöschen die Lichter, und warnen weiter einzudringen. Immer größer und größer werden die Trümmer und Blöcke, je tiefer man hinabsteigt; aber allmählig bedeckt sich der Schutt mit Moose und magerm Grase. Die Sträuche werden dichter, und mit einem Male ist man in einem Ackerfelde. Eine Gruppe von Häusern und Hütten windet sich links unter den Weiden der Triesting hervor; man

geht bei einer Sägemühle über eine Brücke, und nun ist man wieder in der wirklichen Welt."

„Wir eilten weiter in der Furcht des nahenden Sturmes. Oft sahen wir zurück auf das von der Abendsonne hell beleuchtete Starchemberg, während bei uns im Thale die Wolken von den Bergen herabrollten, und uns mit einem Gewitterregen begrüßten. Wir fanden Schutz unter einem ländlichen Dache, und ruheten hier im Angesichte unsers Bergschlösses, das wir so lieb gewonnen hatten. Unser Gespräch war die Geschichte der Burg: jeder erzählte dem andern so viel, als er aus den Chroniken des Vaterlandes wußte. Wer sie gebauet hat, und wann sie gebauet wurde, wußte keiner. Starchemberg scheint der Lieblingssitz Friedrichs des Streitbaren, des letzten Babenbergers, gewesen zu seyn. Hierher flüchtete er, als er im Jahre 1235 wegen der schönen Brunehild Wien verlassen mußte, und fand Sicherheit. Hier wurde noch im Jahre 1410 Albert von Oesterreich von seinen Vormündern in Sicherheit gebracht, als die Pest die Gegend um Neustadt und Wien verheerte. Noch vor 130 Jahren war diese Burg bewohnt. Jetzt — werden diese ehrwürdigen Ruinen einer der ältesten und wichtigsten alten Burgen Oesterreichs als Bausteine für Hütten verkauft, die vielleicht ihre Erbauer nicht überleben werden. Wenn man Vandalen diejenigen nennt, die im Kriege, im Lande des Feindes, oder unter den Gräueln einer Revolution die geheiligten Denkmale des Alterthums zerstören, wie kann

man jene nennen, die diesen Frevel mitten im Frieden, in ihrem eigenen Vaterlande verüben?"

So weit Schultes.

Die Veranlassung zu der vorhin erwähnten Flucht Friedrichs war die: Er hatte sich in Brunehild von Pottendorf sterblich verliebt. Seine Liebe war überschwenglich, und machte ihn für jede Rücksicht blind. Dennoch fehlte es ihm an Gelegenheit, seinen Wünschen die Krone aufzusetzen, da ein eifersüchtiger Ehemann die schöne Brunehild, wie einen Edelstein vom reinsten Wasser, bewachte. Was ist indessen einem Verliebten überhaupt, und einem verliebten Großen insbesondere, zu schwierig, wenn's auf das Erhaschen der verbotenen Frucht ankommt? Herzog Friedrich machte es wie Don Juan in der Oper. Er veranstaltete einen großen Tanz, und befahl allen Wiener Bürgern, bei Strafe seiner Ungnade, dabei zu erscheinen, und ihre Weiber mitzubringen. Unbekannt mit der eigentlichen Veranlassung dieser schmeichelhaften Einladung, erschienen sie, und mit ihnen züchtiglich und ehrbar die wohl angethanen Weiber. Die Versammlung war zahlreich, die Musik wirbelte Alles durch einander, und in diesem Rausche des Tanzes verschwand Friedrich mit der schönen Brunehild. Die Bürger waren über dieses unfürstliche Benehmen höchst erbittert. Sie schickten vier Abgeordnete aus dem Magistrat an ihn mit der ernstlichen Drohung ab, daß, wenn er sich nicht sofort aus der

Stadt begäbe, man ihn am Leibe züchtigen werde. Und Friedrich ging. Er floh nach dem Schlosse Starchemberg, und behielt von allen seinen Besitzungen nur dieß Schloß, nebst Medling und Neustadt.

Die Geschichte vom Starchemberger Schlosse ist kürzlich folgende: Der älteste Besitzer war die österreichische Familie Starchemberg, welche schon im 12ten Jahrhunderte ausstarb. Von ihr scheint es an Adalram von Waldecke gekommen zu seyn, wenigstens besaß es dieser 1147, und vermachte es an Ottokar V., Markgrafen von Steiermark. Von diesem fiel es mit Steiermark 1186 an die Oesterreicher. Im Jahre 1480 wurde Sigismund von Spaur, Kaiser Friedrichs Hauptmann, hier belägert. 1561 besaß Hans von Heißenstein diese Veste als Pfandschilling Ferdinands des Ersten. Die Pfandsumme ward aber vom Kaiser Maximilian II. gesteigert, und das Schloß kam 1565 an Don Francesco Lasso di Castilla, und von diesem vier Jahre nachher an die damaligen Barone Martin und Ferdinand von Taxis. Endlich löste Heißenstein 1576 den auf Starchemberg haftenden Pfandschilling von 14343 Gulden von den Taxis ab, und erhielt für 24500 Gulden vom Kaiser Rudolph II. im Jahre 1577 die Herrschaft und Veste Starchemberg, den Markt Piesting, und die Schlösser Hörnstein und Scheuchenstein mit allem Zubehör als Erbeigenthum. Jetzt ist Starchemberg ein Eigenthum des Barons Müller.

* * *

Eine Abbildung von Starchemberg, wie es vor anderthalb Jahrhunderten aussah, befindet sich in Vishers österreichischer Chronik, S. 47. Nr. 99. Eine neuere kenne ich nicht.

10.

Plesse

bei Göttingen.

Da droben auf jenem Berge,
da steht ein altes Schloß,
wo, hinter Thoren und Thüren,
sonst lauerten Ritter und Roß.

v. Göthe.

10.

Plesse.

Die Ruinen dieses Schlosses liegen anderthalb Stunden nordwärts von der Universitätsstadt Göttingen. Der Berg, welcher sie trägt, und der Plesserberg heißt, ist ein vorspringendes Vorgebirge, das gegen Süd-Osten, Süden und Westen mehr oder weniger steil abgeschnitten ist, und nur gegen Norden und Nord-Osten mit dem übrigen Gebirge, zu welchem es gehört, zusammenhängt. Die steilsten Abhänge waren bloß untermauert, damit sie sich nicht selbst dossiren möchten. Die weniger steilen waren aber nicht nur untermauert, sondern auch an ihrem obersten Rande mit hohen, mehr als fünf Ellen dicken Mauern umgeben, wovon man noch Reste sehen kann. Die nördliche und nordöstliche Seite der bebaueten und befestigten Bergspitze war von dem Körper des Gebirgs zuerst durch einen breiten, tiefen und wahrscheinlich trockenen Graben abgesondert. Ueber ihn führte gegen Nordosten eine Zugbrücke in das erste Thor der Burg, dessen Mauern man noch sieht. Alte Leute können es sich noch entsinnen, daß von der Brücke Pfeiler standen, jetzt ist aber keine Spur

mehr davon vorhanden. Dieß Thor war ein Theil der äußersten Mauer, welche am innern Rande des Grabens hergezogen war. Die beträchtlichen Ueberbleibsel derselben werden gewiß noch Jahrhunderte dauern.

So wie man das erste Thor hinter sich hat, entdeckt man gleich, daß das Schloß auf einem natürlichen Hügel lag, der aus der obersten Fläche des Berges hervorsteigt. Man verfuhr mit ihm eben so, wie mit den äußern Umrissen des Berges, nemlich: man untermauerte ihn, wo er weniger steil und ersteiglich war. Der freie Platz zwischen der innern und äußern Burgmauer war beträchtlich. Jetzt bemerkt man noch in ihm viele kleine Anhöhen und Thäler, wie Grabhügel. Von diesem Platze war in die eigentliche Burg kein anderer Eingang, als durch ein festes und hohes Gebäude, das den Herren von Ludolphshausen, als Plessischen Burgmännern, gehörte. In einer Mauer dieses Hauses fand man vor zwölf oder vierzehn Jahren einen kleinen Kindersarg, der noch unverwe'te Knochen enthielt. Hinter dem Hause stand das Brunnenhaus über einem tiefen in Felsen gehauenen Brunnen, aus dem das Wasser vermittelst eines großen Rades heraufgetreten wurde. Dieses Geschäft erforderte täglich mehrere Menschen, welche es zur Frohne verrichten mußten. Die Klage über die Beschwerlichkeit desselben war allgemein, und späterhin wurde deshalb eine Maschine angelegt, vermöge deren man es mit geringer Mühe herausschaffte. Noch vor fünf und zwanzig Jahren war der Brunnen so tief, daß, wenn man einen Stein hineinwarf, dieser durch

das

das Anschlagen an die Wände desselben ein starkes Getöse verursachte, bevor er auf den Grund gelangte. Jetzt ist er aber durch das beständige Hineinwerfen von Steinen größtentheils damit angefüllt worden. In der umliegenden Gegend glaubt man noch, daß vordem ein unterirdischer Gang von dem Brunnen in die innere Burg geführt habe. Diese Sage scheint nicht unwahrscheinlich zu seyn, da man im Burgplatze mehrere Stellen findet, die bei starkem Auftreten einen dumpfen Ton von sich geben, als wären sie unterminirt.

Der Eingang in die innere Burg war allem Ansehen nach an eben der Stelle, wo man noch jetzt nicht ohne Mühe hinaufzugehen pflegt, in der Nähe des hohen Wartthurms, welcher in den letzten Zeiten der Herren von Plesse zu einem Gefängnißthurm gebraucht wurde. Das Thor und die Mauer, die den innern Burghügel gegen Süden einfassen, sind verschwunden. Bloß die Mauer, die den Fuß des Hügels schützte, und bis an den westlichen Rand des Berges lief, ist noch vorhanden. Man geht durch die Thür oder Oeffnung, die sich noch jetzt in dieser Mauer befindet, wenn man nach Eddigehausen durch den schönen Wald hinabsteigen will, der den Plesserberg gegen Nordwesten deckt.

Der innere Hügel enthielt, mit Ausnahme der bisher genannten Häuser, alle übrige Gebäude und Thürme, welche die Burg ausmachten. Unter den beiden noch vorhandenen Thürmen ist der gegen Süden der höchste, so wie der gegen Norden der dickste. Jener diente ursprüng-

lich zu einer Warte, dieser zur Aufbewahrung des Archivs und der Schätze des Hauses. Jener hatte einen ordentlichen Eingang an der Erde, dieser nur eine einzige Oeffnung 30 bis 35 Fuß über der Erde, zu welcher und aus welcher man nicht anders als auf Leitern kommen konnte. Jener ist gegen Süden und Westen durch Wind und Wetter so weit eingefressen, daß dem Anscheine nach sein Einsturz nicht weit mehr entfernt seyn kann; dieser war vor 25 Jahren noch ganz unversehrt, eine kleine Oeffnung ausgenommen, die unter dem obersten, aus Quadern bestehenden, Gesimse an der Südseite entstanden war. Das Gesimse war noch ganz vollständig, nur schien der Stein, der über der Oeffnung hing, so lose zwischen seinen nächsten Nachbarn zu werden, daß, wenn man ihn eine Zeit lang ansah, man Bedenken trug, sich dem Fuße des Thurms zu nähern, aus Furcht, der Stein möchte herabfallen. Und doch saß er so fest, daß er weder durch Kugeln, die man gegen ihn abschoß, noch durch die heftigsten Winde bewegt werden konnte. Vor einigen Jahren aber riß ein Blitzstrahl nicht nur ihn und mehrere seiner Nachbaren, sondern auch einen beträchtlichen Theil der obern Mauer nieder, und spaltete zugleich die oberste Hälfte des Thurms an mehrern Stellen. Dreißig Fuß von der Erde aus ist der Thurm aus lauter gehauenen Steinen aufgemauert; der übrige wohl zweimal so hohe Rest besteht aus dicken Bruchsteinen, die durch einen Kalkguß mit fast unzerstörbarer Festigkeit verbunden sind. Die Dicke der untern Mauer kann man nicht bestimmen. Sie

war aber gewiß so fest, daß sie durch die sonstigen Belagerungsmaschinen nicht erschüttert werden konnte. Einen sehr angenehmen Effekt machen die Wipfel eines Baumes, die aus dem Thurme hervorragen. In der Ferne scheinen sie Gebüsch, aber es sind die höchsten Aeste von zwei sehr großen, starken Bäumen, die aus den über dem untersten Gewölbe des Thurms zusammengehäuften Trümmern vielleicht länger als ein Jahrhundert unsichtbar aufgewachsen sind, bis sie sich mit ihren Kronen über den Rand des Thurms erhoben. Die Wurzeln dieser Bäume liegen tiefer als der Eingang, durch welchen man vormals in den Thurm kam, und durch welchen ein neugieriger, aber zuverlässiger Bewohner der Gegend das Daseyn der beiden Bäume entdeckt hat.

Der plessische Chronikenschreiber, Johann Letzner, erzählt, daß man zu seiner Zeit die Jahrzahl 963, als das Jahr der Erbauung dieses Thurms, in einen Stein gehauen, gelesen habe. Wenn er richtig las, und die Jahrzahl auch wirklich von den Erbauern des Thurms eingehauen wurde, so trifft man schwerlich auf irgend einer Ruine Deutschlands einen so gut erhaltenen Thurm von gleichem Alter an. Man muß um so mehr seine überaus dauerhafte Bauart bewundern, wenn man bedenkt, daß ihm schon im Jahre 1542 Dach und Spitze genommen wurden. Dietrich von Plesse glaubte nemlich, daß der Thurm seinem Schlosse in den damaligen unruhigen Zeiten sehr gefährlich werden könne, wenn es belagert werden sollte; er ließ daher Dach und Spitze abbrechen, bereuete

es aber nachher oft, als er sah, daß Regen und Schnee die festen innern Gewölbe ruinirten.

Unter den übrigen Gebäuden, welche vordem den obersten Hügel von Plesse einnahmen, waren diejenigen die ältesten, welche an der südöstlichen Seite standen, und das alte Steinhaus hießen. Alle andere Gebäude, deren Ruinen man beim Aufgange auf die Burgstätte links und rechts gegen den dicken Thurm hin erblickt, wurden erst 1475, 1485, oder gar erst 1554 erbauet. Im Jahre 1485 ließ Moritz von Plesse die Kirche, an der noch das Plessische Wappen sichtbar ist, erbauen, und im Jahre 1554 wurde das ganze Schloß ausgebessert und aufgeputzt.

Seit funfzehn Jahren haben sich die Ruinen der Plesse merklich vermindert; denn leider brach jedermann nach Belieben die brauchbaren Steine ab, und führte sie fort. Jetzt ist diesem Unfuge aber durch strenge Verbote gesteuert, und man muß hoffen, daß sie befolgt werden, sonst möchte man fast wünschen, daß die Erzählung eines angesehenen Mannes in dem Dorfe Eddigehausen allgemeinen Glauben fände. Er erzählt nemlich, daß er einst an einer Mauer auf der Plesse gearbeitet habe, um Steine loszubrechen: da sey ein so seltsames unerklärbares Geräusch um ihn her entstanden, daß er fast alle Besinnung verloren, und so schnell, wie er gekonnt, hinweggeeilt wäre, ohne die Wohnung der alten Plesser je wieder zu stören.

Man mag die Ruinen von Plesse ansehen, aus welchem Gesichtspunkte man will, so kündigen sie immer den ehrwürdigen Wohnsitz eines mächtigen Geschlechtes an, das von dieser Veste aus Jahrhunderte lang bald Segen und Glück, bald Raub, Mord und Brand über die umliegende Gegend verbreitete. Wandelt man unter ihnen herum, so wird man bald von der Dauerhaftigkeit und Schwierigkeit der in unbekannten Zeiten aufgeführten Werke, bald von den mannichfaltigen Formen und Farben der Ruinen getroffen, welche Farben nicht bloß durch die Verschiedenheit der Materialien, sondern auch durch die verschiedenen Grade und Wirkungen der Verwitterung hervorgebracht, und durch das unaufhörliche Spiel von Schatten und Licht ins Unendliche vervielfältigt werden. Hier ziehen das Auge wunderbare Spalten alter Gemäuer an sich, die dadurch gänzlich zerrissen scheinen, und doch noch zusammenhängen; dort noch seltnere Neigungen von einzeln stehenden Trümmern, die schon viele Jahre lang den Einsturz drohen, und als Muster schöner Ruinen dienen könnten. Lieblich und malerisch zieren Bäume, Stauden und Blumen alle Mauern. Selten ist die baumartige Haselstaude, welche man zur rechten Hand sieht, wenn man den schmalen Gang neben dem verschütteten Brunnen zurückgelegt hat. Ehrwürdig aber ist die königlich schöne Linde, welche gewiß noch die Hände eines edeln Ritters an den Rand des westlichen Abgrundes pflanzten, die schon seit Jahrhunderten allen Stürmen trotzte, und von jedem Ungewitter verschont blieb. Unter ihr genießt man die

weiteste Aussicht, und ist gegen Wind und Sonne geschützt. Nicht leicht mag es wohl irgendwo einen Baum geben, unter welchem so viele Männer von großem Geiste und edelm Herzen, so viele Männer aus allen Theilen Europa's — denn wer hätte in Göttingen studirt, und die Plesse nicht besucht — geruht haben, als unter dieser Linde. Wenn einer ehernen Tafel ihre Namen anvertraut worden wären, so würden unsere Nachkommen nach ihr wallfahrten, um die heilige Stätte zu segnen. In Ermangelung einer ehernen Tafel findet man dagegen alle Wände, Mauern und Bäume mit Namen, bedeutend und unbedeutend, angefüllt; und wem es sonst Unterhaltung ist, solche mit scherzhaften und geistlosen Bemerkungen verwebte Register zu lesen, der findet hier seine Rechnung.

Ueberraschend sind beim Hinaufsteigen zu den Ruinen die ersten Blicke auf das Dorf Eddigehausen, das man auf einmal allein und in großer Tiefe liegen sieht. Auf der Zinne des Berges selbst blickt man auf eine liebliche Landschaft, auf einen der größten, fruchtbarsten und am meisten bevölkerten Abschnitte des alten Leinegaues, der gegen Westen durch mehrere Ketten von Hügeln und Bergen begrenzt wird. Das zur linken Hand hervorspringende Gebirge hemmt den Blick in die südlichen Thäler, daher man auch Göttingen nicht sehen kann. Gegen Norden hat man eine freie Aussicht bis hinter Einbeck, und zählt gegen dreißig Oerter.

Der Plesserberg ist für den Botaniker eben so wichtig, als für den Künstler und Freund der Natur. Weit und breit erzeugt kein anderes Gebirge so viele seltene Pflanzen, als dieser.

Die Zeit der ersten Bebauung des Berges Plesse ist unbekannt, so wie der Ursprung des edeln Geschlechts dieses Namens ungewiß ist. Er war so günstig über einem fruchtbaren Thale und nahe an einer großen Landstraße gelegen, daß man annehmen kann, er sey in den ersten Zeiten, in welchen Bergschlösser angelegt wurden, befestigt. Die erste Nachricht, welche man von dem Schlosse und der Herrschaft Plesse in Geschichtschreibern und Urkunden findet, steht in dem Leben des heiligen Meinwerk, der von seinen Anverwandten und seinem Freunde, Kaiser Heinrich II., im Jahre 1009 zum Bischof von Paderborn ernannt wurde. Während seiner Regierung erhielt er Plesse und Höckelheim sammt den damit verbundenen Gütern als sein Eigenthum, und übergab sie späterhin dem Hochstift Paderborn. Wie und wann aber dieses Stift die wichtige Herrschaft Plesse verlor, und weß Standes oder welches Ursprungs die Herren von Plesse, welche man vom eilften Jahrhundert an im freien Besitz ihres Schlosses und ihrer Herrschaft findet, waren, das sind unzubeantwortende Fragen. Man mag annehmen, daß bei dem Leben oder nach dem Tode des Bischofs Meinwerk die Herren von Plesse, oder die Herren von Höckelheim, oder die letzten Grafen von Winzenburg die ersten Besitzer des

Schlosses gewesen sind, so ist in allen diesen Fällen nicht die geringste Spur vorhanden, woraus man darthun könnte, wie die Einen oder die Andern zum Besitze der Herrschaft Plesse gelangt sind. Im Jahre 1192 trat Bischof Bernhard II. von Paderborn das Schloß Plesse und das Dorf Eddigehausen gegen gewisse erledigte Reichslehen an Kaiser Heinrich VI. ab, als wenn beide bis dahin weder von den Plessern, noch von den Höckelheimern oder Winzenburgern besessen worden wären. Wenige Jahre nachher reuete den Bischof der Tausch. Er brachte es daher bei dem Kaiser dahin, daß derselbe wieder vernichtet ward, und das Stift das Schloß, nebst den dazu gehörigen Gütern, wieder erhielt. Dieser Rückgabe ungeachtet, nahmen die Plesser, die schon lange im Besitze des Schlosses waren, ihre Herrschaft nie vom Stifte zu Lehen, und das Stift machte auch nie die geringsten Ansprüche an das Schloß und die Herrschaft Plesse. Es bleibt daher ein historisches Räthsel, wie das Stift die Herrschaft Plesse verlor, so wie es auch unmöglich ist, anzugeben, woher das Geschlecht der Herren von Plesse entsprungen ist. Die wahrscheinlichste Meinung über die letztere Frage ist wohl die, daß die Plesser Agnaten und Erben des heiligen Meinwerk gewesen sind. Alsdann läßt es sich auch begreifen, wie sie sich von des Bischofs vornehmsten Stammgütern Plesse und Höckelheim, geschrieben haben, und im 11ten, 12ten und den folgenden Jahrhunderten im ungestörten Besitze derselben gewesen und geblieben sind. Sie schrieben sich immer edle Herren von

Plesse, welcher Titel ihnen auch beständig von den Herzögen von Braunschweig, Landgrafen von Hessen und andern Fürsten ertheilt ward.

Im Jahre 1447 trugen sie ihr Schloß und Herrschaft Plesse mit allem Zubehör dem Landgrafen Ludwig von Hessen zu Lehn an, und empfingen sie von ihm als erbliche Mannlehn wieder. Wahrscheinlich thaten sie dieß aus Furcht vor den benachbarten Herzögen von Braunschweig. Am 22sten Mai 1571. starb das Geschlecht der Plesser mit Dietrich VI. aus. Hessen besetzte das Schloß, nahm die meisten und wichtigsten Güter der Plesser in Besitz, gerieth aber deshalb mit Braunschweig, welches Ansprüche an verschiedene Stücke machte, in Streit. Ob nun gleich diese Streitigkeiten durch das Kammergericht in Speier geschlichtet werden sollten, so geschah es doch nicht, und es kam daher zwischen beiden Theilen oft zu unangenehmen Thätlichkeiten. Landgraf Wilhelm bestellte gleich nach der Besitznehmung Eckbrechten von der Malzburg zum ersten Drost auf dem Schlosse Plesse, das noch im Jahre 1578 eine Besatzung von 300 Hakenschützen erhielt, um den Plesser Wald gegen die Braunschweigschen Förster zu vertheidigen. Der Streit ist indessen nie geschlichtet worden, noch ein Spruch darin geschehen. Hessen-Kassel, und zwar die Nebenlinie Rothenburg, war bis jetzt im Besitz der Herrschaft Plesse, und trat sie erst in unsern Tagen tauschweise an Hannover ab.

Ob das Schloß Plesse durch Gewalt zerstört, oder nach und nach verlassen ward, und hierdurch verfiel, ist

mir nicht bekannt. Aber ein wunderbares Mährchen kenne ich noch, das ich hier nicht unerzählt lassen kann. Es ist kein altes, aus grauen Zeiten herstammendes, sondern ein kaum funfzig Jahre altes. Ein dickes Buch ist darüber geschrieben worden, das im Jahre 1770 erschien, und den Titel führt: „Wunderbare Begebenheit, welche sich mit einem Göttingischen Studenten auf dem alten Schlosse Plesse zugetragen hat." Aus diesem soll hier das Mährchen, oder vielmehr die wahre Geschichte — denn der Verfasser, der selbst der Held der Begebenheit war, läßt sich's nicht abstreiten, daß ihm alles wirklich und wahrhaftig begegnet sey — kurz erzählt werden.

Im Herbste des Jahres 1743 besuchte ein Student aus Göttingen — sein Name ist unbekannt geblieben, wir wollen ihn daher Hans Kurt taufen — die Ruinen der Plesse. Er war allein, und als er sich genug umgesehen hatte, warf er sich auf den Rasen hin, und las. Zwei bis drei Stunden mochte er gelesen haben, als er mit einem Male einen ganz überaus angenehmen Geruch spürte, den er mit keinem ihm bekannten Geruche vergleichen konnte. Verwundernd sah er sich überall um, sann nach, woher der liebliche Duft wohl kommen möchte, fühlte aber zugleich eine unbezwingbare Neigung zum Schlaf, der er auch unterlag. Aus diesem erweckte ihn nach einigen Stunden ein heftiger Donnerschlag. Er richtete sich erschrocken auf, fühlte starken Regen, sah aber vor dicker Finsterniß nicht seine Hand. Ehe er seine Gedanken sammeln konnte, glaubte er blind geworden zu seyn; aber ein

Blitz überzeugte ihn vom Gegentheil, und ließ ihn auch sehen, daß er sich noch unter den Ruinen der Pleſſe befände, wo er an sieben Stunden lang geschlafen hatte. Das Wetter war entsetzlich: es stürmte, regnete, und ein unaufhörlicher Donner rollte über dem Haupte des armen Menschen, der nicht wußte, wo aus noch ein. Damals war noch mehr Gottesfurcht unter den Studenten, als jetzt; die Wunder des alten Testaments waren noch nicht von den Kathedern wegdisputirt, und wo ein Musensohn jetzt flucht und renommirt, da betete er sonst mit Ergebung und Zuversicht. Kurt warf sich daher in seiner Angst nieder, betete und flehte um Hülfe und Rettung. Sie erfolgte. Denn als er sich wieder aufgerichtet hatte, sah er ein Licht auf sich zukommen, das der Sturm bei aller seiner Heftigkeit nicht auslöschen konnte, und das ein kleines altes Männchen mit einem langen Barte trug. Diese Erscheinung erregte bei dem durchnäßten Hans Kurt doch etwas Furcht; allein das Männchen redete ihn liebevoll an, er möchte sich nicht fürchten. Gott, dessen Hülfe er angefleht, habe ihm durch seinen Großvater anbefehlen lassen, aus der Tiefe der Erde heraufzusteigen, um ihn in Sicherheit zu bringen; er möchte ihm daher nur folgen. Sie gingen nach dem Brunnen. In diesem befand sich ein Gerüst, auf das sie traten. Sanft senkte es sich hinab in den Brunnen bis auf den Spiegel des Wassers, wo es still stand. Jetzt fragte ihn das Männchen, ob er hier bis zu Anbruch des Tages verweilen, oder ihm in das Innere der Erde folgen, und da die Werke des Schöpfers

bewundern wolle? und Kurt, der wieder Muth bekommen hatte, wählte das Letztere.

„Aber," fragte er seinen Begleiter, „wenn du mich zu andern Geschöpfen führst, wie habe ich mich da zu benehmen?"

„Ich will dir schon von Zeit zu Zeit sagen, was du zu thun hast; nur sey nicht vorwitzig, und frage nicht nach allem; rede überhaupt wenig. Du kommst zu einem Volke, das wegen seiner Verschwiegenheit „das stille" heißt, das gut und dienstfertig gegen die Menschen ist, das aber, wenn man es beleidigt, sein Vieh dafür plagt. Eigentlich haben sie gar keine Gemeinschaft mit den Menschen auf der Erde, da sie ein unterirdisches Geschlecht sind, und wenn sie Verrichtungen auf der Oberwelt haben, so geschehen solche nur des Nachts."

Kurt war ein belesener Mann seiner Zeit: daher fiel ihm hierbei gleich ein, daß Paracelsus von solchen Geschöpfen ein Buch geschrieben habe, worin er meynt, daß sie nicht von Adam abstammten, zwar keine Geister wären, indem sie Fleisch und Blut hätten, aber sich unsichtbar machen, und durch die Luft, so wie durch Felsen und verschlossene Thüren gehen könnten. Indem er sich mit diesem Gedanken unterhielt, folgte er schweigend seinem Führer durch einen Seitengang, der für diesen gerade recht, für ihn aber so niedrig war, daß er immer gebückt gehen mußte. Diese beschwerliche Stellung, und eine dumpfige feuchte Luft hatten ihn nach einer halben Stunde so abgemattet, daß er nahe daran war, ohnmächtig zu werden.

Aber in diesem Augenblicke traten sie aus dem Gange, und übersahen eine große Landschaft, in welcher mehrere Dörfer lagen. Sie wurde von einer Helligkeit erleuchtet, die unserer Morgen- oder Abenddämmerung glich, und war mit Bäumen, Stauden und Erdfrüchten aller Art bebaut.

Nach einiger Ruhe bei einem rauschenden Wasser gingen sie auf einer schön geebneten Straße, worauf es weder ein Zoll- noch Chausseehaus gab, zwei Stunden lang fort. Endlich kamen sie zu Wohnungen, die von chinesischer Bauart, klein und niedrig, aber mit solchen schönen Farben bemalt waren, von denen wir gar keine Vorstellung haben. Sie gingen in eine der schönsten, wo viele kleine Leute beiderlei Geschlechts, des Männchens Kinder, versammelt waren. In einem überaus schön verzierten Saale fand Kurt auf fünf Stühlen zwei sehr alte Männerchen und drei eben so alte Weiberchen sitzen. Er mußte sich auch setzen, und das Männchen stellte ihn den Uebrigen als einen stillen, sittsamen Menschen vor, der ihm willig gefolgt sey. Man hieß Kurten freundlich willkommen, und der Aelteste davon sprach zu ihm:

„Fremdling! durch sonderbare Offenbarung ist mir deine Gefahr auf dem Hause Plesse wissend, und der Befehl worden, dich in Sicherheit zu bringen. Ich schickte daher meines Sohnes Sohn ab, dich hierher zu führen, und es freut mich, daß du ihm ohne Furcht gefolgt bist. Es soll dir kein Leid widerfahren, und du sollst, wenn es oben wieder Tag wird, sonder Gefahr auf das Haus Plesse zurückgeleitet werden. Amen!"

Alle neigten sich bei diesen Worten, als wollten sie sagen: der da spricht ein wahres Wort. Kurt aber bedankte sich für diese Versicherung, und sagte den kleinen Herren viel Liebes und Gutes über ihre Sorgfalt und freundliche Aufnahme.

Jetzt trat ein holdes Mägdlein in den Saal. Sie war so klein, wie bei uns gewöhnlichen Menschen ein Kind von sechs Jahren zu seyn pflegt, aber dabei völlig ausgewachsen und männbar. Mit einer lieblichen Miene ladete sie die Anwesenden zur Mahlzeit, welche im Nebenzimmer bereitet sey, ein. Alle erhoben sich zugleich, und baten den Hans Kurt, ihnen zu folgen.

Der Hunger plagte diesen zwar ziemlich, aber er trauete den kleinen Männerchen nicht recht, und schlug daher die Einladung unter dem Vorwande, daß er in der Nacht nicht essen könne, ab. Sein Führer gab ihm aber durch einen Wink zu verstehen, daß er mitgehen müsse; und so folgte er auch.

Auf der Tafel standen zwar nur drei Gerichte, sonst aber war sie fürstlich aufgeputzt. Das Tafeltuch war außerordentlich fein. Man sagte ihm, es sey aus Amiantstein gewebt, und werde, wenn es schmutzig wäre, nicht durch Wasser, sondern durch Feuer wieder gereinigt. Die Schüsseln, Teller, Löffel, Messer, kurz alles Geräthe auf dem Tische, war von gediegenem, auf's schönste polirtem Silber, und bei jedem Gedeck stand ein prächtig gearbeiteter goldener Becher mit Getränk gefüllt.

Kurt hatte sich nun zwar mit dem Vorsatze, nichts zu essen, hingesetzt, aber der liebliche Duft der Gerichte überwältigte seine Besorgnisse. Er aß und ließ sich's trefflich schmecken. Bei der zweiten Schüssel ergriff das älteste Männchen seinen Becher mit den Worten:

„Gelobt sey Gott, der uns dieß Wasser zur Labung und Erquickung bescheert hat." Die Uebrigen antworteten darauf: „Er sey gelobt."

Ein jeder trank, Kurt aber nicht. Er wollte wenigstens versuchen, ob er es umgehen könne; denn das Getränk hatte eine ihm unbekannte verdächtige Farbe. Allein, von Allen dazu aufgefordert, mußte er sich doch überwinden und den Becher ergreifen. Lieblicher und labender hatte ihm lange nichts geschmeckt, und voll Verwunderung rief er aus: „Ei, welch köstliches Getränk! — Davon müßt ihr mir das Rezept geben."

Die kleine Schöne neben ihm lachte und sprach: „das quillt ja aus der Erde, das machen wir ja nicht."

„Da seyd ihr glückliche Menschen," rief Kurt aus, wir müssen unsere Getränke erst durch Kunst und Mühe bereiten."

„Ich sehe wohl," fiel der Alte ein, „du bist auch von dem Fehler ergriffen, den ihr Obermenschen alle habt. Die Wohlthaten Gottes erkennt ihr nicht, habt nie genug, und wünscht euch immer andere. Ihr habt vortrefflichen Wein, den ihr freilich nicht immer mit Vernunft genießt; euch beleuchtet die wärmende Sonne am Tage, Nachts der Mond und ein Sternenhimmel, Dinge, die wir ganz

entbehren müssen, weshalb wir euch aber doch nicht beneiden. Denn wir genießen bei einer großen Mäßigkeit einer beständigen Gesundheit, und werden, wie du an mir siehst, sehr alt. Bei unserer Friedfertigkeit leben wir ohne Verdrießlichkeiten, ohne Prozesse, ohne Kriege. Keiner will der Reichste, der Erste, der Vornehmste seyn. Keiner unterdrückt den Andern, keiner will herrschen, keiner erobern. Der Aelteste in jeder Familie ist der Regent derselben, das heißt, er geht mit Rath und That der Familie zur Hand, ermahnt den Verirrten, und lenkt ihn mit Güte und Sanftmuth zurecht."

„Wie glücklich seyd ihr Menschen," rief Kurt voll Verwunderung aus, „ihr lebt ja wahrlich wie im Paradiese!"

„Wir leben glücklich," fuhr der Alte fort, „aber ganz ohne Ungemach sind wir nicht. Was wäre auch ein Leben ohne Ungemach! Es giebt bei uns eine Art Geschöpfe, die halb Menschen und halb scheusliche Schlangen sind. Sie leben in den Felshöhlen, und bekriegen uns oft in großen Schaaren. Mit Mühe nur treiben wir sie zurück in die Klüfte, und mancher von uns büßt sein Leben dabei ein. Wir haben es vielfältig versucht, uns mit ihnen zu versöhnen, haben ihre Verwundeten gepflegt und geheilt; aber kaum sind sie hergestellt, so springen sie davon, und überfallen alsdann mit verstärkter Macht gerade die Wohnungen ihrer Pfleger am ersten. Da diese Schlangenmenschen mehr Thier als Mensch und fast ohne Vernunft sind, so sind auch alle solche Bemühungen, sie uns geneig-

ter

ter zu machen, bis jetzt vergebens gewesen, und uns bleibt keine Hoffnung, sie zu ändern. Wir müssen in steter Furcht vor ihnen leben, und immer gegen sie gerüstet seyn.

Bei diesen Worten ließ sich vor der Thür ein starker Ton hören, als bliese jemand dreimal in ein Horn. Die ganze Versammlung fiel auf ihre Knieen, und betete leise. Dieß war das Zeichen, daß der Abend anbreche, und gleich darauf wurden auch Lichter auf großen silbernen Leuchtern hereingebracht. Alle begaben sich wieder in das andere Zimmer.

Kurten gefiel es je länger je mehr unter diesen unterirdischen kleinen Menschen. Er vergaß sein Ungemach auf der Plesse, und dachte nicht an Göttingen. Sich hier einige Wochen aufzuhalten, alles auf dieser neuen Erde recht genau zu besehen, hatte er schon beschlossen, und eben wollte er bitten, ihn in ihren Gärten herumzuführen, als das alte Männchen sprach:

„Gott, der nach seinen unerforschlichen Fügungen gewollt hat, daß du zu uns hast kommen sollen, will jetzt, daß du wieder auf die Oberwelt zurückkehrst, denn bei uns bricht der Abend, bei euch aber der Tag an, und das Ungewitter ist vorüber. Wohlan, so gehe denn, vergiß nicht, was du hier gesehen hast, und laß dir die Erinnerung daran immer eine Aufforderung mehr seyn, den Gott, den wir Beide verehren, zu preisen. Meine Kinder werden dir einige Kleinigkeiten zustellen, die bei euch Menschen

Werth haben, und die du als ein Andenken an deinen hiesigen Aufenthalt betrachten magst. Reise wohl, und lebe glücklich!"

Kurt stand da, wie aus den Wolken gefallen. Er wollte gar nicht fort, und sollte doch. Er wollte sich erst recht umsehen, und man hieß ihn gehen. Was ist das für eine Lebensart bei den Leuten, dachte er; und nur die Furcht vor ihnen, da er sich in ihrer Gewalt befand, so wie die Geschenke, die er haben sollte, hielten ihn zurück, seine Gedanken nicht unumwunden zu erkennen zu geben. Auch machte er keinen Versuch, um Aufschub seiner Abreise zu bitten, sondern einige stumme Verbeugungen, und folgte verdrießlich seinem ersten Führer.

Aus dieser übeln Stimmung wurde er aber wieder auf eine überraschende Weise geweckt. Er wurde nemlich in eine Kammer geführt, wo Gold- und Silberkörner von der Größe unserer Erbsen in hohen Haufen aufgeschüttet waren, und große Tafeln, worauf Diamanten, Sapphire, Hyacinthe, und andere edle Steine in unglaublicher Menge und Größe, und auf's köstlichste geschliffen, ihn anblitzten. Kurt war Kenner solcher Steine, und da lachte ihm freilich das Herz im Leibe, als er die unschätzbare, unbezahlbare Menge erblickte, von denen er schon seine Taschen angefüllt sah. Das kleine Männchen schenkte ihm jedoch nur zwölf Stücke davon, dagegen verstattete es dem vor Begierde klappernden Studenten, von den Gold-

und Silberkörnern so viel zu nehmen, als er nur fortbringen könne. Kurt ließ sich das nicht zweimal sagen, griff hastig nach den Goldkörnern, und stopfte alle seine Taschen, selbst die steifen Stiefeln voll, und packte noch in das Taschentuch und in den Hutkopf, was nur hineingehen wollte. Außerdem erhielt er noch ein Kästchen von dem kleinen Männchen, was auch mit Goldkörnern angefüllt wurde. So wohlbeladen trat er den Rückweg auf die Oberwelt an. Sein Begleiter verließ ihn jedoch bald, gab ihm aber dafür zwei seiner Söhne mit, wovon der eine eine Leuchte, der andere aber das zwanzig Pfund schwere Kästchen trug.

Auf demselben Wege, auf welchem Kurt hingeführt war, wurde er auch zurückbegleitet, und durch das Gerüste, welches noch auf dem Wasser im Brunnen schwamm, wurden sie alle drei im Hui in die Höhe gehoben. Kurt trat herab von dem Gerüste, erhielt das Kästchen und ein freundliches Lebewohl von seinen Begleitern, welche darauf wieder in den Brunnen hinabsanken.

„Träume ich, oder wache ich!" — rief Kurt aus, als er sich wieder mitten unter den Ruinen des Schlosses Plesse sah. „Wo war ich, was sah ich!" — Bald aber überzeugte ihn die Menge des bei sich habenden Goldes und das Blitzen der edeln Steine, in denen sich die aufsteigende Sonne spiegelte, daß er nicht geträumt habe, daß alles reine Wirklichkeit sey. Seine Freude war grenzen-

los. Man denke sich einen armen Göttinger Studenten, der bis dahin kaum hundert Thaler jährlich zu verzehren hatte, und auf einmal zum Besitz von 20- bis 30000 Thalern kommt! Er sprang auf dem hohen Berge herum, klatschte in die Hände, und wußte gar nicht, was er gleich anfangen sollte. Nachdem sich der erste Rausch gelegt hatte, ging er den Berg herab, und nach Göttingen zurück.

Gewiß erwarten viele Leser, daß sich diese Begebenheit nun ganz natürlich auflösen, daß alles erklärt, und das Wunderbare darin in sein Nichts zurückfallen werde. Aber mit nichten. Es ist wunderbar und bleibt es. Ich vermag es wenigstens nicht zu lösen. Hans Kurt erzählt zwar in dem oben angeführten Büchlein noch gar Vieles aus seinem fernern Leben, z. B. wie er die Goldkörner in Geld umgesetzt, wie er dabei von den Göttinger Juden wacker betrogen worden, was er für die edeln Steine erhalten, wie er mit dem Gelde viel Gutes gethan, u. s. w.; aber von der wunderbaren Begebenheit selbst redet er gar nicht weiter. Er nimmt sie für eine ausgemacht wahre Begebenheit an, und überläßt jedem, davon zu glauben, was ihm beliebt.

* * *

Von dem Schlosse Plesse giebt es mehrere Abbildungen. Die älteste ist die, welche sich in Merians Topographie von Hessen, 1655. S. 112 befindet, wo es in

seinem völlig bewohnbaren Zustande dargestellt ist. Eine zweite ist das Titelkupfer zu Joachim Meyers Plessischen Ursprung und Denkwürdigkeiten, 1713. Auf dieser sieht man schon manches der Gebäude als Ruine dargestellt. Von Besemann in Göttingen erschien 1790 eine illuminirte Ansicht der Ruinen, und in dem 3ten Bändchen von Meiners kleinen Länder- und Reisebeschreibungen, 1801, — aus welchem auch vorstehende Geschichte und Beschreibung, letztere jedoch mehr aus eigener Ansicht, genommen ist, — sind zwei dergleichen. Die eine stellt sie aus der Ferne, die andere, welche eine Kopie der Besemannschen ist, ganz in der Nähe dar. Beide sind von Lütke radirt.

11.

Wirtemberg.

Längst ist eure Asche schon verstoben,
edle Ritter jener grauen Zeit!
Aber eures Kraftsinns starke Proben
kämpften gegen die Vergänglichkeit.

G. Hiller.

11.

Wirtemberg.

Eine kleine Meile von Stuttgart, morgenwärts, und 4 Stunden von Canstatt, erhebt sich unter den umher liegenden Hügeln der rothe Berg, ein Berg, den die Natur zur Warte eines Ritters wie bestimmt zu haben schien. Hier konnte er mit Einem Blicke zwei der schönsten, fruchtbarsten Thäler Schwabens überschauen, und der da schon ziemlich breite Neckar durchschnitt die Länge eines dieser schönen Thäler, dessen Anblick nur über den umher liegenden, mit Weinbau herrlich gekrönten Hügeln, einige Augenblicke vergessen werden konnte. Auf diesem Berge liege die Burg Wirtemberg, das Stammhaus der Familie, welche noch jetzt über das Wirtemberger Land herrscht, und welche auf der Stufenleiter des Glücks, von der niedern Sprosse eines Burgvogts an, bis zu der der Grafen, der Herzöge, der Kurfürsten, und endlich, in jenen traurigen Tagen unserer Zeit — wo ein Corse deutschen Fürsten Titel und Länder zuwerfen konnte — hinauf in die Reihe der deutschen Könige gehoben wurde.

Durch das Dorf Rotenberg, das auf einem schmalen Rücken des Gebirges liegt, und wie der Schwarm am Bienenkorbe, so an dem Fuße des obersten Hügels hängt, führt der gewöhnliche Weg auf die Burg. Von Rotenberg aus wendet sich für Fahrende der Weg links um den Berg, nach der alten, noch mit eisernen Thoren versehenen Einfahrt der Urväter; Fußgänger aber steigen auf ein Paar hundert Stufen hinauf, wo ihnen der Burgvogt, der hier ein besonderes Haus hat, auf das Zeichen mit der Glocke ein kleines Pförtchen öffnet. Die Zugbrücke, über welche ehemals der Weg führte, ist jetzt in eine steinerne verwandelt. Ueberhaupt trifft man wenig mehr aus dem Alterthum an, da die Burg das Schicksal hatte, sehr oft erobert und zerstört zu werden. Das Meiste ist ein Werk neuerer Zeiten, vom Herzog Ulrich erbauet.

Die oberste Fläche, auf welcher Wirtemberg steht, ist so klein, und das Schloß selbst so beschränkt, daß man nicht begreift, wie die Herren mit ihrem Hofe darin Platz gehabt haben. Die Gebäude werden zwar noch in baulichem Stande erhalten, bewohnbar sind sie aber nicht mehr. Der äußere weiße Anstrich, den man ihnen gegeben hat, macht, daß man sie in weiter Ferne schon deutlich sehen kann, aber das ehrwürdige Bild des Alterthums ist dadurch ganz verloschen. Die Kapelle ist jetzt ein Viehstall. Ueber ihrem Eingange sieht man noch einen Stein eingemauert, dessen Inschrift erzählt, daß sie im Jahre 1083 von Adalbert von Worms eingeweiht wurde. Ein Brunnen ist auch da, aber sein Wasser ungenießbar.

Drei Mauern, die weit älter als die Burg, und noch fast unversehrt sind, umgeben sie. Zwischen ihnen in den beiden Gräben wächst jetzt Gemüse und Obst. Im Umfange derselben ist auch die in neuerer Zeit erbauete, vorhin erwähnte Wohnung des Schloßvogts und Försters, und auf der Seite gegen die Landstraße hin steht eine Kanone, welche bei Entstehung einer Feuersbrunst in der umliegenden Gegend, gelöst wird. Auf dem Dache der Schloßgebäude ist eine Vorrichtung zu genauer Beobachtung der Orte, in welchen das Feuer ist, gemacht, bei der man zugleich die beste Aussicht vom Schlosse hat. Der Richter in Rotenberg ist jedesmaliger Konstabler.

Die Geschichte der Burg, in welcher der Wirtemberger nicht nur das Stammhaus seiner Regenten, sondern überhaupt die Wiege seines Vaterlandes, den Urpunkt, der Wirtemberg Namen und Daseyn gab, erblickt, ist eben so dunkel, als die Geschichte des Wirtembergischen Hauses selbst. Daß es im Jahre 1083 schon stand, beurkundet die vorhin erwähnte Inschrift; denn vermuthlich wurden Kapelle und Burg zugleich erbauet. Im zwölften Jahrhunderte gehörte es Friedrich dem Einäugigen, Herzog von Schwaben, welcher ein Bruder Kaiser Konrads III., und der Schwager Herzog Heinrichs X. von Baiern war. Der Schwägerschaft ungeachtet waren Friedrich und Heinrich immer im Kampfe mit einander begriffen, und Letzterer eroberte auch das Schloß Wirtemberg im J. 1207, das er nicht nur anzünden, sondern auch noch niederreißen ließ, was die Flammen nicht verzehren konnten. Die nachfol-

genden Herzöge von Schwaben ließen es wieder aufbauen, und die Grafen von Wirtemberg, die wahrscheinlich als Vögte darauf gesetzt waren, mußten es in baulichem Stande erhalten. Kaiser Adolph von Nassau, im J. 1292, und späterhin Kaiser Heinrich VII., belagerten und zerstörten es aber wieder. Letzterer veranlaßte dieß, gereizt durch das stolze übermüthige Benehmen des Grafen Eberhard von Wirtemberg im Jahre 1311. Eberhard hatte sich nemlich nach der Ermordung des deutschen Königs Albrechts I. große Hoffnung auf die deutsche Kaiserkrone gemacht. Da diese fehlschlug, so ließ er es dem neuen Kaiser, Heinrich VII. (ein Graf von Luxemburg), auf alle Art merken, daß er ihm gram sey, daß er sich nie unterwürfig bezeigen, und ihm stets entgegen seyn werde. Natürlich mißfiel dem Kaiser ein solches Benehmen, und da auch von mehrern Reichsstädten heftige Klage über Eberhards unaufhörliches Necken und Beeinträchtigen geführt wurde, so ließ er die Partheien auf einem 1309 gehaltenen Reichstage zu Speier vorkommen. Er bemühete sich selbst, Eberharden zu einer sanftern Behandlung der Städte zu bewegen, und ihm überhaupt friedliche und menschliche Gesinnungen einzuflößen. Dieser aber antwortete trotzig und stolz, läugnete gar nicht ab, daß er die Städte gezwickt habe, und künftig noch merklicher trillen wolle, und verließ darauf den Reichstag, ohne sich von dem Kaiser zu beurlauben. Dieses übermüthige Betragen bewog Heinrichen und alle gegenwärtige Reichsstände, Eberharden öffentlich für einen Reichsfeind zu

erklären, der mit Gewalt zur Ordnung und zum Gehorsam zurückgebracht werden müsse. Und das geschah auch schon das Jahr darauf. Eberhard wurde von einem bedeutenden Heere angegriffen und überall geschlagen. Er verlor einen Ort, ein Schloß nach dem andern, und darunter auch das Schloß Wirtemberg. Bei der Einäscherung desselben zeigten sich besonders die Bürger der Stadt Eßlingen sehr thätig. Sie ließen, im eigentlichen Sinne des Wortes, keinen Stein auf dem andern, rissen sogar die Grüfte auf, und streueten die Gebeine modernder Körper umher. Mit gleicher Wuth verfuhren sie bei noch andern Schlössern Eberhards. Dieser floh auf die Veste Asberg. Als er aber auch hier sich nicht sicher glaubte, ging er bei Nacht eine Meile weiter nach Besigheim zu seinem Schwager, dem Markgrafen Rudolph von Baden, wo er sich, bis an seinen am 24sten August 1313 erfolgten Tod, in einem Thurme verborgen aufgehalten haben soll.

Kaiser Karl IV. zerstörte Wirtemberg 1360 abermals. Nach jedesmaliger Einäscherung wurde es jedoch immer wieder aufgebauet, was auch jetzt wieder geschah, und worauf es an 150 Jahre lang unbefehdet blieb. Im Jahre 1519 erlitt es aber das schon so oft gehabte Schicksal von neuem, in einem Kriege, der sich zwischen dem Herzog Ulrich von Wirtemberg und dem sogenannten schwäbischen Bunde entspann.

Die Veranlassung zu diesem Kriege war anfänglich unbedeutend, aber von höchst wichtigen Folgen. Zu der Zeit, als dem verstorbenen Kaiser Maximilian (1519) zu

Ehren Exequien zu Stuttgart gehalten wurden, da Ulrich eben mit seinen versammelten Prälaten bei Tische saß, kam die Nachricht, daß Bürger von Reutlingen seinen Burgvogt zu Achalm erschlagen hätten, um sich wegen des Todes eines ihrer Mitbürger zu rächen. Keinen weniger als den Reutlingern konnte er dieß verzeihen: sie hatten ihm schon oft in seinen Seen gefischt, und in seinen Forsten gejagt, nun vollends gar einen seiner Jäger in ihren Mauern ermordet. Alles brach daher von der Mahlzeit auf, und der Herzog, höchst erbittert, forderte von den Bürgern die Auslieferung des Thäters. Da diese nicht erfolgte, so überzog er die Stadt mit Krieg, nahm sie auch bald ein, und setzte einen Vogt hinein. Das kleine Reutlingen würde hiergegen nichts haben unternehmen können, wenn sich nicht der schwäbische Bund seiner angenommen hätte. Ich habe oben, in der Einleitung, erzählt, wer den schwäbischen Bund bildete, und in welchem Ansehen und Macht er stand. Dem Herzog war daher nicht wohl zu Muthe, diesen Koloß wider sich aufgeregt zu haben, und der Erfolg zeigte es auch. Er rüstete sich zwar mit seiner ganzen Macht, und nahm noch 15000 Schweizer in Sold; da aber der Bund bei den Schweizern die Zurücknahme dieser Mannschaft verlangte, und diese, aus Furcht vor demselben, es auch thun mußten, so war der Herzog zu schwach, gehörigen Widerstand zu leisten. Die Bundestruppen fielen in sein Land, eroberten einen Theil nach dem andern, zerstörten alle Bergschlösser, worunter auch Wirtemberg war, das der Herzog, von

Kornwestheim aus, vor seinen Augen in Rauch aufgehen sehen mußte, trieben ihn selbst aus dem Lande, und waren zuletzt im völligen Besitz desselben, ohne daß Ulrich auch nur ein Mal sich mit ihnen geschlagen hatte. Solcher vorübergehender Stürme war man aber im damaligen Zeitalter gewohnt, ein Land war so schnell wiedergenommen, als verloren, auch der schwäbische Bund mußte nach einiger Zeit seine Völker wieder entlassen, und Ulrich konnte mit einer schnell zusammengebrachten Armee in demselben Jahre, in welchem er vertrieben war, sein Land schon wieder erobern. Erbittert durch sein kleines Unglück, wollte er nun seine Unterthanen als Ueberwinder behandeln, den Tübinger Vertrag, der die Rechte des Regenten und der Einwohner Wirtembergs bestimmte, vernichten, und nach Willkühr schatzen und steuern. Aber da brach das Wetter von neuem los, und der schwäbische Bund und seine Genossen verjagten Ulrichen zum zweiten Male ohne Schwerdtstreich, und überließen das eroberte Land an den jungen Kaiser Karl V. für 222000 Gulden.

Funfzehn volle Jahre blieb Herzog Ulrich seines Landes beraubt, und irrte umher. In dieser Zeit wurde der schwäbische Bund aufgelöst, und nun nahm sich Franz I., König von Frankreich, und Philipp der Großmüthige von Hessen, des Herzogs an. Mit einer Armee von 30000 Mann eroberten sie ihm sein Land wieder, schlugen den österreichischen Statthalter Philipp, einen Rheinpfalzgrafen, bei Lauffen, und setzten den Herzog wieder in sein Land ein.

Wirtemberg wurde zwar wieder aufgebauet, da aber schon im Jahre 1321 Graf Eberhard, mit dem Zunamen der Erlauchte, seinen Wohnsitz von Wirtemberg nach Stuttgart verlegt hatte, wo er sicherer als dort zu wohnen glaubte, weil diese Stadt schon einmal eine Belagerung vom Kaiser Rudolph I. ausgehalten hatte, so wurde es auch nur als eine Festung, und zuletzt als Gefängniß benutzt.

Bei dieser so oft wiederholten Zerstörung läßt es sich leicht begreifen, daß keine Alterthümer von Bedeutung mehr vorhanden seyn können. Indessen findet sich doch noch ein Denkmal, das für Wirtemberg von hohem Werthe ist, und deshalb hier nicht übergangen werden darf. Es ist dieß der oben erwähnte Stein, welcher über dem Eingange der sonstigen Kapelle eingemauert ist, und folgende Inschrift zeigt:

Anno dominic...e ...ncarn . mil. LXXXIII. indic. V.... III. id. feb. ded. haec. cap. ab A...elb. Wormens. ecc. epo. i. n. t. s.

Ungeachtet des Risses, der quer durch die Schrift geht, und wodurch einige Buchstaben verloren gegangen sind, leidet es wohl keinen Zweifel, daß sie so gelesen werden muß:

Anno dominicae incarnationis milleſimó octogeſimo tertio, indictione VI., tertio Id. Febr. dedicata haec Capella ab Adelberto, Wormenſis eccleſiae Epiſcopo, in nomine Trinitatis ſanctae.

Dieses Denkmal ist wohl das älteste wirtembergische, und vielleicht das einzige seiner Art in Deutschland. Ueber

seine

seine Aechtheit kann kein Zweifel seyn, da äußere und innere Gründe dafür sprechen. Der Umstand, daß es sich über einer Stallthür befindet, wird wohl, auch ohne die Bemerkung, daß diese Thür offenbar verengt ist und sich in ihrer Anlage noch jetzt eine höhere Bestimmung nachweisen läßt, keinen Anstoß geben, wenn man die vielfältigen Veränderungen bedenkt, welche auf dieser Burg vorgingen. Sollte der Umstand, daß ein auswärtiger Bischof die Kapelle weihte, Zweifel erregen, so ließe sich vielmehr behaupten, daß gerade hierin ein Beweis für die Aechtheit des Denkmals liege. Würde wohl ein späterer Falsarius, der doch wohl wissen mußte, in welche Diözes Wirtemberg gehörte, würde der den groben Irrthum begangen haben, diese Einweihung einem fremden Bischofe zuzuschreiben? War es aber wirklich so, mußte die Kapelle durch einen Fremden geweiht werden, so würde er sich hier gefangen und dem Ordinarius die Weihe zugeschrieben haben. Wenn nun also dieses Denkmal ächt ist, so ist es auch eine wichtige Grundlage zur Geschichte Wirtembergs. Es ist nemlich ziemlich wahrscheinlich, daß es zugleich die Periode, in der das Schloß, wo nicht erbauet, doch wenigstens so bedeutend verändert wurde, daß es von nun an den entschiedenen Vorzug vor andern Schlössern behielt, und Familie und Land sich nach ihm nannten, folglich die Periode der Einführung des Namens Wirtemberg bezeichnet. Von dieser Zeit an findet man auch den Namen in der Geschichte, und Conradus de Wirtineberg, der älteste bekannte Wirtemberger, der zum ersten

Male im J. 1090, also 7 Jahre nach der Einweihung jener Kapelle, vorkommt, ist vermuthlich nicht bloß der Erste in der Geschichte, sondern überhaupt der Erste, der den Namen Wirtemberg führte. Dieß wird um so wahrscheinlicher, als er auf der einen Seite in den Geschichtbüchern bald Konrad von Beutelspach, bald Konrad von Wirtemberg genannt wird; ein Beweis, daß der Name sich um diese Zeit noch nicht festgesetzt hatte; auf der andern Seite aber Konrad selber sich in den drei Urkunden, in welchen wir seinen Namen lesen, nie von Beutelspach, sondern immer von Wirtemberg unterzeichnete, wahrscheinlich, weil er nur diesen Namen führen wollte. Diese Vermuthung gewinnt dadurch noch an Gewißheit, daß man um diese Zeit überhaupt erst anfing, sich nach den Burgen zu nennen, und daß jetzt erst die bedeutendsten Schlösser in dieser Gegend entstanden. Denn ums Jahr 1050 baute Egino und sein Bruder Rudolph von Urach die Burg Achalm; ums J. 1079 der Sohn Friedrichs von Büren, Herzog Friedrich, die Burg Hohenstaufen; ums J. 1090 Bertold II. die Burg Zähringen, u. s. w. Indessen ist es möglich, daß das Haus Wirtemberg weit älter noch ist, und es läßt sich sogar mit einiger Wahrscheinlichkeit sein Ursprung auf die alten Allemannischen, zu Canstatt angesessenen Herzöge zurückführen.

Doch, nicht allein das historische Interesse ist es, was die Burg Wirtemberg merkwürdig macht, es ist dieß auch die schöne, sie umgebende Natur. Man genießt auf ihr einer weiten und herrlichen Aussicht. Nach Süden hin

hat man die ganze Alp, vom Schlosse Hohenzollern an bis unter das Schloß Teck herab und in die Nähe von Hohenstaufen, vor Augen. Nach Westen hin liegt der Schwarzwald, und nach Norden breitet sich das ganze Unterland Wirtembergs mit seinen freundlichen Landschaften aus. Der Blick dringt hier bis an den Melibokus des Odenwaldes, und noch viel weiter hinunter. Nur nach Osten, gegen das Remsthal hinüber, ist er beschränkt, aber er ruht hier auf den umliegenden segensreichen Rebhügeln und freut sich der Fülle, welche die mütterliche Natur überall ausgespendet hat. Ueberhaupt ist es hier mehr die Lieblichkeit, als die Größe der Aussicht, was anzieht, und deswegen verweilt man auch gern auf diesem Platze, und macht ihn zu einer eigenen Lustparthie. Das schöne Neckarthal entfaltet hier seine Reize wieder auf eine besondere Weise, und die zahllose Menge von Weinbergen, von denen man sich bis dicht an die Burg umgeben sieht, von Uhlbachs segensreichen Höhen an bis tief unter Canstatt hinunter, weckt schon durch ihren Anblick den Frohsinn. Kommt dann wohl ein Glas guter Uhlbacher oder Rotenberger hinzu, wie man ihn hier ächt findet, so fehlt es nicht, alle Saiten der Fröhlichkeit stimmen. Den besten Standpunkt hat man auf einer schanzenartigen Erhöhung. Man nennt sie die Weinschanze, weil sich hier schon mancher aus des Burgvogts Keller zum beredtesten Bewunderer der schönen Natur erwärmt hat. Aber auch auf andern Stellen, und selbst aus den Fenstern der Wohnung des alten Burgvogts, ist sie anziehend, und man kann

hier mit aller Gemächlichkeit seinen Sinn für schöne Natur befriedigen.

* * *

Die Geschichte Wirtembergs unter der Regierung der Grafen und Herzöge, von Spittler. Göttingen 1783. 8. Der Stuttgarter Almanach auf 1799. 12. Lehmanns Speiersche Chronik, 11tes Kapitel. Canstatt und seine Umgebungen, von Memminger. Stuttgart 1812. 8., und Melisantes Bergschlösser, sind benutzt. In dem Stuttgarter Almanach ist eine Abbildung der Ruinen zu finden, so wie auch eine andere, als Vignette, den 2ten Band der Sattlerschen Geschichte Wirtembergs, Ulm 1767. 4., ziert. Eine dritte, von dem vortrefflichen Künstler Seyffer, wurde mit dem 8ten Stücke des Morgenblattes von 1810 ausgegeben. Das Titelkupfer zur ersten Ausgabe dieses ersten Bandes der Ritterburgen Deutschlands, ist eine verkleinerte Kopie derselben. Der Standpunkt ist zwischen den Dörfern Gaisburg und Wangen, nahe an der nach Ulm und Augsburg führenden Landstraße, gewählt, da, wo sich der Neckar derselben bis auf wenige Schritte nähert, und in einer starken Krümmung gerade gegen sie hinströmt. Oben auf dem Berge, etwas tiefer als die Burg, sieht man das Dörfchen Rotenberg, und unten am Fuße des Berges das Dorf Untertürkheim. Seyffer lieferte 1813 dieselbe Ansicht von Wirtemberg, aber von 2 F. ½ Z. Breite, und 1 F. 7 Z. Höhe. Sie ist allen übrigen vorzuziehen, und kostet 5½ fl. rheinl.

12.

Spatenberg

bei Sondershausen.

Aus dem Geklüfte schauen, ernst und düster,
Gebilde der Vergangenheit hervor,
und fremde Laute wehen im Geflüster
der Abendlüfte um mein Ohr.

Schreiber.

12.

Spatenberg.

Der Stadt Sondershausen, im Fürstenthum Schwarzburg, gegen Mittag, zieht sich ein Gebirge hin, das der Göllner genannt wird, weit hinauf urbar gemacht, mit Gärten und kleinen ländlichen Hütten geschmückt, und oben mit dunkeln Buchenhainen bedeckt ist. Das Ende dieses aus Kalkstein bestehenden Gebirgszugs ist eine kegelförmige Höhe, welche Spatenberg heißt, wo man häufig Spat oder Frauenglas findet. Auf ihr stand einst die Burg gleiches Namens, vom Volke „die Ohlenburg" (alte Burg) genannt. Daß sie von zwei Wallgräben umgürtet war, zeigen deren Spuren noch, andere Merkmale von einer hier gestandenen Burg sucht man aber durchaus umsonst. Auch nicht der kleinste Rest von Mauern läßt sich entdecken. Alles ist beraset und bewachsen mit Sträuchen, worunter vorzüglich häufig die Corneliuskirsche vorkommt, und mit hohen Buchen. Wie man nun doch gern etwas auffinden mag aus jener alten Zeit, wo auf dieser Höhe gelebt und gewirkt ward, so hat das manchen veranlaßt, den Felsspalt, der einem beim Ersteigen der höchsten Klippe entge-

gen gähnt, für den Eingang in ein Gewölbe der Burg zu halten, und allerlei davon zu fabeln; aber eine genaue Prüfung überzeugt gar bald, daß es ein natürlicher Spalt ist, an den keine menschliche Hand arbeitete. Auch finden sich ähnliche und fast durch das ganze Gebirge des Göllners fortlaufende Risse, welche dieß bestätigen. Durchkrochen und durchwühlt mag aber wohl oft schon diese Felsenhöhle geworden seyn, ohne daraus zu fördern, was man so gern darin finden wollte.

Von ganz geringem Umfange, aber fest, muß Spatenberg gewesen seyn; denn ringsum läuft die Anhöhe steil abwärts, und nach Abend zu trennt sie ein tiefer Einschnitt von dem hier fortlaufenden Gebirge. Leicht wurde es daher ihren Erbauern, sie gegen jeden feindlichen Anfall zu sichern, und mit Stolz und Zuversicht mögen die Burgherrn hinabgeblickt haben, wenn der Feind anrückte und vergebens sich mühte, die steile Anhöhe zu erklimmen, von der nur Steine oder Baumstämme hinabgerollt zu werden brauchten, um ihn zu vertilgen.

Als ich nach einer langen Reihe von Jahren Spatenberg im Mai 1815 wieder bestieg, fand ich ringsum alles mit hohen Buchen dicht bewachsen, und nirgends eine Aussicht in die Ferne. Wenn aber einst diese schlanken, herrlichen Bäume gefällt werden, dann wird man nord- und ostwärts das freundliche Thal frei überblicken können, in welchem Sonderchausen mit mehrern Dörfern liegt; dann wird sich die Kette des Harzes mit ihrem hohen Brocken im dunkeln Blau als fernen Hintergrund darstellen, links

die Stadt Nordhausen und der nahe kahle Frauenberg, rechts aber der Blick ungehindert über Dörfer und Wiesengründe hinab, bis dahin, wo das Thal sich zu schließen scheint, schweifen können. Wer dieses Gemälde jetzt schon haben will, darf nur den Berg links von Spatenberg bis zum Rondel verfolgen. Wie hier, so wird die Umsicht dereinst auch auf Spatenberg seyn.

Mittagswärts sieht man von Spatenberg hinab in ein tiefes Thal von Bergen umgeben. Da heißt noch jetzt eine Stelle „das Vorwerk." Sie ist zwar ganz mit Holz bewachsen und keine Spur von ehemaligen Wohnungen läßt sich entdecken, indessen scheint die Vermuthung nicht ohne Grund zu seyn, daß hier Wirthschaftsgebäude der Burg Spatenberg standen, für welche bei der kleinen Fläche auf dem Gipfel des Berges kein Raum war.

Da die Geschichte Thüringens unter Kaiser Heinrich IV. zugleich die Geschichte der Entstehung Spatenbergs, so wie noch vieler anderer Burgen dieses Landes ist, so werde ich — bei den wenigen historischen Nachrichten, die von Spatenberg gegeben werden können — hier Gelegenheit nehmen, einen kurzen Abriß der erstern mitzutheilen. Ich denke, hierdurch in der Folge, bei der Geschichte anderer Burgen Thüringens aus dieser Periode, Wiederholungen vermeiden zu können, indem ich auf diese zurückweisen, und alsdann nur mit wenigen Worten dort angeben darf, was hier bereits erzählt worden ist.

Kaiser Heinrich III. starb im Jahre 1056, leider zu früh für sein Haus, für seinen Nachfolger und für die

Deutschen überhaupt. Er hinterließ einen kaum sechsjährigen Prinzen, den nachherigen Heinrich IV., welchen die deutschen Reichsstände, da sie seinem Vater noch ein langes Leben zutraueten, bereits zu ihrem König erwählt hatten. Seine Minderjährigkeit wurde von ihnen dazu gemißbraucht, daß sie während derselben theils die Regierung an sich zu ziehen, theils sich und ihren Freunden allerlei unerlaubte Vortheile zu verschaffen suchten. Des jungen Prinzen weise Mutter, Agnes, hatte zwar die Vormundschaft über ihren Sohn übernommen, und die Regentschaft rühmlich angefangen, aber bald entriß sie ihr der Erzbischof Anno von Cölln, und maaßte sich die Stelle eines Aufsehers und Vormundes über den Prinzen ganz allein an. Er, ein strenger und ernster Mann, begegnete dem jungen Kaiser mit zu vieler Härte, als daß ihn dieser hätte liebgewinnen können. Desto leichter war es daher dem Erzbischof Adelbert von Bremen, einem feinen gewandten Hofmann, sich zum Herzen Heinrichs den Weg zu bahnen. Als Erzbischof von Bremen lebte er mit den sächsischen Fürsten beständig in Streit. Sein Bestreben, den Wohlstand des Erzstifts immer höher zu treiben, fand bei den Letzteren nicht selten Widerspruch. Dieß flößte ihm feindselige Gesinnungen gegen die Fürsten ein, und er gab sich jetzt daher alle Mühe, ihnen des Kaisers Ungnade zuzuziehen. Zu dem Ende gab er dem kaum herangewachsenen Heinrich Entwürfe an die Hand, wie er ihre Freiheit unterdrücken, und sich zum unumschränkten Herrn von Deutschland machen könne. Die Fürsten erfuhren

aber Adelberts Bemühungen, und ruheten nicht ehey, bis Heinrich ihn entfernte. Dennoch ließ dieser die ihm entworfenen Pläne nicht fahren, und ein neuer schlechter Rathgeber bestärkte ihn noch mehr in der Ausführung derselben. Dieß war der Erzbischof Siegfried von Mainz.

Lange schon hatte dieser Schlaue nach dem thüringischen Zehnten oder Herrenzins, dieser bedeutenden Abgabe von allen Früchten und Vieh, vergebens getrachtet. Er benutzte daher seinen jetzigen Einfluß auf Heinrichen, diesen Zweck zu erreichen, und erreichte ihn, da ein glücklicher Zufall ihm die Hand bot.

Heinrich war bei den abwechselnden Vormundschaften schlecht erzogen worden und an Kopf und Herz verdorben. Gewohnt, seine Begierden auf alle Art befriedigen, seinen Leidenschaften fröhnen und einmal vorgefaßte Meinungen ohne Widerspruch befolgen zu können, ward seine Regierung das Muster einer Regierung, wie man nicht regieren soll. Er überließ sich ohne die mindeste Rücksicht den unlautern Trieben seiner Begierden, und sollten auch die Folgen davon noch so gefährlich für ihn und seine Krone, noch so entehrend für seine Würde und sein Herz gewesen seyn. Wollüstig und ausschweifend in hohem Grade, war er seiner Gemahlin, einer italienischen Prinzessin, bald überdrüssig, und wünschte von ihr geschieden zu seyn. Da hierzu die Einwilligung des Papstes nöthig war, so wollte er diese durch Siegfried zu erhalten suchen. Der war auch bereit, sie zu bewirken; allein der listige Pfaffe machte es dem feurigen Heinrich zur Bedingung, daß er

ihm zur Belohnung die thüringischen Zehnten gewähren müsse. Heinrich versprach's, behielt sich einen Theil derselben vor, und freuete sich, daß er, außer der Erreichung seines Zwecks, zugleich eine gute Gelegenheit bekam, die Thüringer drücken zu können. Diese aber, welche sich den Forderungen der mainzischen Erzbischöfe bis dahin mit Glück widersetzt hatten, faßten den Entschluß, die Entrichtung des Zehnten standhaft zu verweigern. Siegfried, höchst erbittert darüber, schilderte dem Kaiser ihr Betragen von der gehässigsten Seite, und nannte sie gefährliche Aufrührer. Der charakterlose Heinrich war leicht zu reizen, und der Bischof Adelbert von Bremen, welcher sich doch wieder an seinem Hofe einzuschleichen gewußt hatte, ließ es an Aufmunterungen, die vermeintlichen Empörer zu züchtigen, gleichfalls nicht fehlen. Heinrich faßte daher den Entschluß, Gewalt zu gebrauchen, und so entstand jener unselige Krieg, welcher den kaiserlichen Gerechtsamen sehr nachtheilig wurde, und über Deutschland viel Unglück und Elend verbreitete.

Die mißvergnügten Thüringer hatten sich indessen mit dem Markgrafen Dedo von Meißen verbunden, und eine Streiferei auf die kaiserlichen Kammergüter vorgenommen. Sie machten hier viele Beute, die ihnen aber die kaiserlichen Vögte in Mühlhausen und Nordhausen wieder abjagten. Dieß war für Heinrichen das Signal zum Bruch, und er zog in der Geschwindigkeit ein Heer zusammen, wozu Siegfrieds und seiner Freunde Truppen stießen. Die Thüringer, hierdurch in Angst gesetzt, sendeten einen Ab-

geordneten an Heinrich, und erklärten, daß sie für ihn und das Vaterland Leben und Vermögen aufzuopfern bereit wären, wenn er sie gegen die Forderungen des mainzischen Erzbischofs schützen wolle; daß sie aber auch, wenn dieß nicht geschähe, entschlossen wären, ihre Vorrechte bis auf das äußerste zu vertheidigen.

Heinrich stellte sich, als wäre er mit dieser Erklärung zufrieden, und ließ die Thüringer versichern, daß, wenn sie derselben treu blieben, sie sich seines Schutzes und Beistandes sollten erfreuen können. Bald aber rückte er, von Siegfried begleitet, in Thüringen ein, besonders um den Markgrafen Dedo zu demüthigen. Er eroberte die beiden Schlösser Scheidungen und Heichlingen, welche jener besetzt hatte, und zerstörte sie. Dedo, den die Thüringer verließen, war zu schwach, Heinrichs Macht zu widerstehen. Er ergab sich, und konnte sich nur durch Abtretung einiger seiner Güter von der persönlichen Gefangenschaft befreien. Der Kaiser eilte hierauf nach Mainz, wo seine Ehescheidungssache vorgenommen werden sollte. Er wiederholte zwar den Befehl, dem Erzbischofe den Zehnten zu entrichten, und dieser ließ auch durch seine Beamten Anstalt machen, ihn einzutreiben; allein die Thüringer wiesen diese ziemlich nachdrücklich ab. Ja, sie gingen so weit, daß sie einige derselben aufknüpften.

Dieß geschah im Jahre 1069, und bewirkte den Thüringern bis 1072 Ruhe. Da aber hoben die Unruhen von neuem an, denn Adelbert und Siegfried ließen nicht nach, den schwachen Heinrich immerfort gegen Sachsen und

Thüringen aufzuhetzen. Sie brachten es endlich auch dahin, daß er den feierlichen Entschluß faßte, beide Länder zu unterjochen. Hierzu schienen ihm feste Bergschlösser das kräftigste Mittel zu seyn. Er ließ daher nicht nur diejenigen, die er bereits hatte, in guten Zustand setzen, sondern auch noch viele neue anlegen, so daß es in Thüringen nur wenige Anhöhen gab, auf denen nicht eine Burg prangte.

Um diese Zeit ward auch das Schloß Spatenberg von Heinrichen erbaut, befestigt und mit Mannschaft besetzt.

Die Besatzungen aller dieser Schlösser durchstreiften nun die umliegende Gegend, und die Thüringer befanden sich in der übelsten Lage. Da trat Siegfried wieder hervor, und verlangte ernstlich die Entrichtung des Zehnten. Auf einer deshalb ausgeschriebenen Synode zu Erfurt, der alle geistliche und weltliche Herren Thüringens beiwohnten, drang er auch endlich, von Heinrich unterstützt, durch, und erhielt, wonach er so lange vergebens gestrebt hatte. Heinrich glaubte, hierdurch den thüringischen Herren eine solche Furcht eingejagt zu haben, daß sie sich nun alle Arten von Bedrückungen gefallen lassen würden, und Thüringen wurde daher der Schauplatz einer Menge grausamer, die Menschheit schändender Auftritte. Die unglücklichen Einwohner waren auf allen Seiten mit Bergschlössern umringt, deren Besatzungen ihnen die größten Drangsale anthaten. Oft fiel ein Haufe solcher Barbaren in ein ruhiges Dörfchen ein, nahm weg, was er vorfand, mißhandelte die Weiber in Gegenwart der Männer, und die

Töchter vor den Augen der Väter, schleppte Männer, Weiber und Kinder als Gefangene in seine Burgen, und gab die von Wehklagen wiederhallenden Hütten den Flammen Preis. Den edeln, von Freiheitsgeist beseelten Thüringern war eine solche Behandlung unerträglich. Heinrich, dem sie ihre Beschwerden vortrugen, wies sie mit unmenschlichem Kaltsinne ab, und machte ihnen noch, wegen Verweigerung des Zehnten, bittere Vorwürfe. Mit ihnen erlitten eine gleiche Behandlung die Sachsen, und der Zeitpunkt schien nun gekommen zu seyn, wo beide Länder ihre Freiheit verlieren sollten. Allein zwei so mächtige Völker konnten sich unmöglich lange unterdrücken lassen. Der Trieb zur Erhaltung ihrer Freiheit regte sich immer lebhafter, und insgeheim waren sie auf Vertheidigungsanstalten bedacht. Die vornehmsten Sachsen und Thüringer schlossen, auf Antrieb des Bischofs Burchhard von Halberstadt und des abgesetzten Herzogs Otto von Baiern, ein Bündniß, dem auch die Markgrafen Dedo von Meißen und Egbert II. von Thüringen, der Pfalzgraf Friedrich nebst den Bischöfen von Meißen und Merseburg beitraten.

Als Heinrich hiervon Nachricht erhielt, schrieb er, um nur Gelegenheit zum Zusammenbringen eines Heeres zu haben, einen Feldzug gegen die Polen aus. Die Vereinigten glaubten jetzt, daß es Zeit sey, eine deutliche Erklärung von sich zu geben. Sie schickten daher eine Gesandtschaft an den Kaiser, der eben in Goslar war, und ließen ihm wissen, daß sie entschlossen wären, ihm den Gehorsam aufzukündigen und ihre Freiheit aufs äußerste

zu vertheidigen, wenn er sie ferner kränken und die drangsalenden Bergschlösser nicht niederreißen werde. Auch solle er sich ferner nicht immer in Sachsen aufhalten, in Reichsangelegenheiten keine schlechten Leute um Rath fragen, und — seine Kebsweiber fortjagen.

Diese bestimmte Erklärung verursachte Heinrichen nicht weniges Nachdenken. Er sah, daß sie das Resultat der Verzweiflung war, und er es mit einem Feinde zu thun bekomme, der, nach einer solchen Erklärung, auch verzweiflungsvoll fechten werde. Vielleicht würde sie noch einen guten Entschluß bei ihm bewirkt haben, wenn er nicht dem Rathe derjenigen gefolgt wäre, welche ihm diese Drohungen als unbedeutend darzustellen bemüht waren. Leider ertheilte er daher den Abgeordneten eine schnöde Antwort. Die Erbitterung der vereinigten Fürsten stieg hierdurch aufs höchste. Sie zogen in der Geschwindigkeit ein für die damaligen Zeiten außerordentlich starkes Heer von 60 bis 70000 Mann zusammen, und rückten damit gerade auf Goslar los. Heinrich zog sich auf das zwei Stunden davon gelegene Schloß Harzburg, wohin ihm die Vereinigten folgten. Umsonst schickte er Abgeordnete mit Friedensvorschlägen an sie, Harzburg wurde immer enger eingeschlossen. Bei dieser augenscheinlichen Gefahr, gefangen zu werden, blieb ihm nichts übrig, als zu fliehen. Von den Bischöfen zu Zeitz und Osnabrück und dem Herzoge von Kärnthen begleitet, entfloh er, durch die Dunkelheit der Nacht geschützt, auf dem einzigen Zugange zur Burg. Drei Tage lang irrten sie in dem finstern Harzwalde,

walde, von dessen Umfange der jetzige Harz kaum ein Schatten ist, umher, in steter Angst, zu verhungern, oder vom verfolgenden Feinde ereilt zu werden, bis sie endlich ein Jäger auf den rechten Weg brachte, und sie über Eschwege nach Hersfeld gelangten. Hier fanden sich bald große Haufen des Heeres ein, dem der Kaiser, unter dem Vorwande des polnischen Zuges, Hersfeld zum Sammelplatze angewiesen hatte. Heftig beklagte er sich gegen diese über die vermeyntlichen Beleidigungen, die ihm von den Sachsen und Thüringern widerfahren wären, und forderte sie zur Rache auf. Einige meynten, man müsse die Vereinigten ohne Zeitverlust angreifen, Andere hielten dieß wegen ihrer Ueberlegenheit für gefährlich. Heinrich, der nicht Entschlossenheit genug hatte, den weisesten Rath durchzusetzen, wählte den schlimmsten. In der Absicht, noch mehr Truppen zusammenzuziehen, ließ er die bereits Versammelten wieder auseinandergehen, mit dem Befehle, sich acht Tage nach Michaelis bei Breitenbach unweit Eisenach wieder einzufinden. Die Verbündeten, welche hierdurch Zeit bekamen, sich noch mehr zu verstärken, fingen nun an, auf die Zerstörung der ihnen so verhaßten Bergschlösser bedacht zu seyn. Von der Harzburg, die sie wegen ihres festen Zustandes nicht so bald zu erobern hofften, waren sie nach Heinrichs Entweichung abgezogen, und vor das einige Meilen davon, bei der Stadt Blankenburg am Harze gelegene Schloß Heimburg gerückt, das sie auch in kurzer Zeit eroberten und zerstörten. Hierauf schlossen sie Asenberg ein, dessen starke Besatzung wegen Mangels an

Lebensmitteln in große Noth gerieth. Heinrichen schmerzte der Verlust seiner Schlösser sehr, und da er die Schwierigkeit der Unterjochung der Thüringer immer mehr fühlte, so bat er die Bischöfe von Mainz und Kölln, sich mit dem Feinde in Friedensunterhandlungen einzulassen. Zu Gerstungen im Eisenachschen war der Kongreß, dessen Ausgang Heinrich zu Würzburg abwarten wollte. Seine Abgesandten aber, statt für ihn zu sprechen, stimmten der Meinung der Mißvergnügten, welche einen andern König wünschten, bei, und es ward beschlossen, einen Reichstag nach Mainz auszuschreiben, auf welchem Herzog Rudolph von Schwaben zum Kaiser erwählt werden solle. Heinrich, der nun auf allen Seiten Gefahr erblickte, versprach jetzt alles, was man nur verlangte, und dachte nicht mehr daran, die Thüringer zu Entrichtung des Zehnten anzuhalten. Diese hingegen, froh des glücklichen Erfolgs ihrer Unternehmungen, belagerten, eroberten und zerstörten eine seiner Burgen nach der andern.

Da traf die Reihe auch das Schloß Spatenberg, das von ihnen am Schlusse des Jahres 1073 erobert wurde. Sie zerstörten es jedoch nicht, sondern setzten es vielmehr zu ihrem Vortheil in den besten Vertheidigungszustand.

Heinrich, der in Worms war, schien ganz vergessen zu haben, daß er wenigstens versuchen müsse, den feindlichen Waffen Einhalt zu thun. Endlich aber erwachte er aus seinem Schlummer, und bot die Reichsfürsten zum Beistande wider die Empörer auf. Diese zeigten jedoch hierzu wenig Neigung, widersprachen lebhaft, und nur

einige Bischöfe stellten sich mit ihren kleinen Haufen ein. Dessen ungeachtet wagte sich Heinrich mit diesen im Januar 1074 ins Feld. Die Vereinigten hatten sich, hiervon unterrichtet, 40000 Mann stark bei Vach an der Werra gelagert. Heinrich, erstaunt, ein solches Heer zu finden, ward bange, und bereuete den unbesonnen gewagten Schritt. Er hielt daher für's Beste, so lange vom Frieden zu sprechen, bis er sein Heer verstärkt haben würde. Dieß geschah. Der Feind ließ sich mit Friedensvorschlägen täuschen, und es wurde ein Waffenstillstand geschlossen. Heinrich versprach, seine Schlösser niederreißen zu lassen, und in Goslar sollte an einer völligen Ausgleichung der beiderseitigen Forderungen gearbeitet werden.

So schien es nun, als wenn die Ruhe wieder hergestellt werden würde, als mit einem Male alle Hoffnung dazu gänzlich verschwand. Heinrich hatte zwar seinen Truppen wirklich befohlen, seine eigenen Bergschlösser zu zerstören, und die Belagerung der feindlichen aufzuheben. Allein die Besatzung der Harzburg weigerte sich dessen, und wollte keinen Waffenstillstand. Durch diesen Muth angefeuert, schob er die versprochene Zerstörung der Schlösser wieder auf, und meynte, daß die ganze Sache auf einem Reichstage zu Goslar ausgemacht werden müsse. Die Verbündeten merkten jedoch seine Absicht, und lagerten sich mit einer ansehnlichen Kriegsmacht nicht weit von Goslar. Als er sich dennoch nicht zur Erfüllung der ersten Friedensbedingung, der Niederreißung seiner Schlösser, bequemen wollte, rückten sie auf Goslar los, und dran-

gen selbst in seinen Pallast ein. In dieser persönlichen Gefahr gab der schwache Heinrich nach. Er willigte in die gänzliche Zerstörung aller seiner Burgen, verlangte jedoch ein Gleiches in Ansehung der Burgen des Feindes, welches auch zugestanden ward. Die Verbündeten vollzogen den Friedensschluß ihrerseits, und nebst andern ihrer Schlösser wurde auch Spatenberg gänzlich von ihnen geschleift. Von Heinrichen erwarteten sie nun, besonders in Ansehung der Harzburg, dasselbe; allein er verschob es immer wieder, denn ihn dauerte die dasige schöne Domkirche. Dieß erbitterte die Gemeinen der Verbündeten aufs äußerste. Sie fielen mit Wuth über die Harzburg her, zerstörten alles, und schonten selbst der kaiserlichen Gruft nicht, wie dieses weiter unten bei der Geschichte der Harzburg ausführlicher erzählt werden soll. Die Fürsten der Vereinigten mißbilligten dieß sehr, und gaben sich alle Mühe, Heinrichen Genugthuung zu verschaffen. Doch Heinrich hatte schon längst auf eine Gelegenheit gewartet, den Frieden wieder zu brechen: begierig ergriff er daher diese. Er suchte die Reichsfürsten auf seine Seite zu bringen, und versprach sogar, Sachsen und Thüringen mit ihnen zu theilen, wenn sie ihm zur Unterjochung beider Länder behülflich seyn würden. Zu dem Ende zog er ein starkes Heer zusammen, und benahm dadurch den Vereinigten allen Muth, so daß sie sogar Buß- und Bettage anordneten. Jedoch rüsteten sie sich auch, und verabredeten, bei dem Dorfe Groß-Luppnitz, unweit Eisenach, zusammenzustoßen, um sich dem Kaiser, der seine Truppen

bei Breitenbach zusammenzog, desto eher entgegenstellen zu können. Heinrich schlug sie aber bei Langensalza gänzlich, und Erzbischof Siegfried, den diese Demüthigung der Thüringer freute, that die Unglücklichen, unter welchen das Schwerdt schrecklich gewüthet hatte, noch obenein in den Bann. So weltlich und geistlich geschlagen, geriethen die Verbündeten in die traurigste Lage, wurden darüber unter einander uneins, und bald hätten sie das Schwerdt gegen sich selbst gezogen, wenn es nicht noch einige sächsische Fürsten zeitig genug verhindert hätten. Diese Uneinigkeiten benahmen aber ihren Oberhäuptern den Muth ganz, und diese waren nun ernstlich auf Friedensvorschläge bedacht. Heinrich beschied die deshalb an ihn gesandten Abgeordneten nach Gerstungen an der Werra, wo sich gegen das Ende Oktobers 1075 sein Heer von neuem versammeln sollte.

Die Zeit erschien. Heinrichs Heer war bedeutend, das der Vereinigten aber, welches bei Nordhausen stand, nicht stark genug, sich ihm entgegenstellen zu können. Sie mußten daher, so ungern sie es auch thaten, ihm Friedensvorschläge vortragen lassen. Kaum konnten sie es aber dahin bringen, daß sich Heinrich zur Anhörung derselben bequemte. Lange wollte keiner der Fürsten der kaiserlichen Partei das Geschäft des Unterhändlers übernehmen, um sich nicht den Haß der feindlichen Parthei zuzuziehen, falls es für diese schief ablaufen sollte. Endlich aber entschlossen sich doch der Erzbischof Siegfried, die Bischöfe von Bamberg und Augsburg und der Herzog von Lothringen dazu.

Sie begaben sich in das feindliche Lager, und legten hier den Oberhäuptern der Verbündeten die harte Bedingung vor, sich dem Kaiser auf Gnade und Ungnade zu unterwerfen, versprachen jedoch, alles anzuwenden, daß ihnen nichts Unangenehmes widerfahren solle, ja sie machten sich endlich durch einen Eid verbindlich, für allen Nachtheil Bürge seyn zu wollen. Da es den Anführern an Zutrauen zu ihrem Muth und ihren Kräften fehlte, so willigten sie ein.

Der stolze Heinrich, nun triumphirend über seine Feinde, ließ hierauf alles zubereiten, um die Scene der Unterwerfung recht öffentlich und feierlich zu machen. Sie fiel am 9ten Junius bei dem eine Stunde von unserer Burg Spatenberg entfernten Sondershäusischen Dorfe Spier vor. Heinrich saß unter freiem Himmel auf einem Throne, an dessen beide Seiten sich sein Heer anschloß. In der Ferne harrten die Fürsten der Verbündeten voll banger Erwartung auf das Zeichen, welches sie vor den Thron führen sollte.

Aller Augen sahen dahin. Jetzt gab es Heinrich. Mit verdrießlicher Miene wandelten sie durch die langen Reihen, näherten sich dem Throne, fielen nieder, baten um Verzeihung, und Heinrich — lächelte ihnen hämisch entgegen. Von Beschämung und Aergerniß erfüllt, traten sie wieder ab, und glaubten in ihre Heimath zurückkehren zu können, als ihnen plötzlich Gefangenschaft angekündigt wurde. Sie waren getäuscht. Heinrich war ehr- und gewissenlos genug, sein kaiserliches Wort zu bre-

chen, und dem eidlichen Versprechen der Mittelspersonen entgegenzuhandeln. Jeder der vereinigten Fürsten wurde einem Reichsfürsten zur Verwahrung gegeben. Ihr Schicksal sollte, so hieß es, auf einem Reichstage entschieden werden. Doch dieß war nur ein neues Mittel, die unglücklichen Fürsten zu täuschen; denn bald vertheilte man sie durch ganz Deutschland in verschiedene Schlösser als Gefangene.

Dieß war das Ende eines Krieges, den die Unterdrückung deutscher Freiheit veranlaßt hatte. Thüringen befand sich am Ende desselben in der traurigsten Lage. Seiner Fürsten und Edeln beraubt, seufzte es nun unter den Bedrückungen der Schlösser. Mit der unbarmherzigsten Grausamkeit wurden seine Bewohner zur Wiederaufbauung aller zerstörten angehalten. In kurzer Zeit stiegen jene der Freiheit so verhaßten Steinmassen aus ihren Trümmern wieder empor, worunter sich auch Spangenberg befand. Der Besitz der vorigen Schlösser war Heinrichen aber nicht genug, er vermehrte sie noch durch viele neue, und bald war in Thüringen kein Berg von einiger Bedeutung, dessen Gipfel nicht eine Burg getragen hätte. Alle waren mit starker Besatzung versehen, und nun durfte es kein Vaterlandsfreund wagen, den geringsten Freiheitsgedanken zu äußern. Aber Tyrannen, Bundesbrüchige, Volksunterdrücker, oder wie das Sprichwort sie nennt: strenge Herren, regieren nicht lange. Das traf auch hier ein. Einige Jahre nachher, als Heinrichs Macht ganz sank, als alle Fürsten Deutschlands sich gegen ihn verbanden,

wurden seine Burgen wieder zerstört. Auch Spatenberg hatte dieß Schicksal. Späterhin wurde es aber doch wieder, mithin zum dritten Male, aufgebauet; von wem? — weiß man nicht.

Im 12ten Jahrhunderte kommt eine Familie von Spatenberg vor. Ob diese das Schloß besessen, oder sich nur davon schrieb, weil sie daselbst Burglehen hatte, läßt sich wegen Mangel an Nachrichten nicht bestimmen. Weiterhin findet man die Burg in den Händen der Fürsten von Anhalt, denen auch ein Gut in dem bei Sondershausen gelegenen Dorfe Stockhausen gehörte. Beides, nebst noch andern Holzungen und Grundstücken, trat die Fürstin Mechtilde von Anhalt im Jahre 1263 an Graf Heinrich II. von Hohnstein gegen funfzig Mark Silber ab, welcher am 9ten April desselben Jahres zu Weißensee vom Landgrafen Albrecht von Thüringen damit belehen wurde. Am Schlusse des 13ten Jahrhunderts wurde Spatenberg in dem Kriege, den Friedrich und Tietzmann, Söhne Albrechts, Landgrafen von Thüringen, mit dem Kaiser Adolph von Nassau führten, zum dritten und letzten Male, und zwar durch die kaiserlichen Truppen, zerstört.

Da die Grafen von Hohnstein das Schloß zur Herrschaft Sondershausen, welche ihnen gehörte, geschlagen hatten, so blieb es auch dabei, als diese Herrschaft, vermöge einer getroffenen Erbvereinigung, in der Mitte des 14ten Jahrhunderts an das gräfliche, nun fürstliche Haus Schwarzburg kam, wovon die Sondershäusische Linie auch jetzt noch im Besitze desselben ist.

Im Jahre 1637 ließ Graf Anton Heinrich von Schwarzburg den Schutt des Schlosses durchwühlen und untersuchen. Er war vielleicht ein Freund von Alterthümern, und glaubte hier welche auszugraben; man nannte ihn aber damals einen Schatzgräber. Der Erfolg muß nicht entsprechend gewesen seyn, denn man weiß nichts davon.

* * *

Eigene Bekanntschaft mit der Stelle, worauf das Schloß Spatenberg stand; Galletti's Geschichte Thüringens, 2ter Band, 1783; Mülbeners Nachrichten von zerstörten Bergschlössern in Thüringen, 1752, und Olearii Thüringische Historie, haben den Stoff zu vorstehender Erzählung geliefert. Eine Abbildung von Spatenberg kenne ich nicht.

13.

Lichtenberg

bei

Ostheim vor der Rhön.

Entstehend und verschwindend
und wiederkommend kreist,
durch Form und Zeit sich windend,
die Welt vor unserm Geist.

Tiedge.

13.

Lichtenberg.

In dem Theile der gefürsteten Grafschaft Henneberg, welcher Sachsen-Weimar gehört, und ein Stück des Fürstenthums Eisenach ist, liegt nordöstlich von dem Städtchen Ostheim vor der Rhön das alte Schloß Lichtenberg. Schon die Lage, die ganze Form, und die daraus ersichtliche Bestimmung dieses Bergschlosses, welches auf die Trümmern sehr vieler seiner Geschwister zurückblicken kann, lassen keinen Zweifel übrig, daß es aus solchen Zeiten herrühre, wo die Gerechtigkeitspflege noch in der Wiege lag, wo jeder sein Eigenthum selbst sichern mußte, so gut er konnte, und wo man den Besitz einer solchen Veste nicht um große Schätze vertauschte, weil man das Ansehen und die Größe eines Fürsten gewöhnlich nach der Zahl seiner Schlösser und Reisigen zu messen pflegte.

Man muß es beklagen, daß die Geschichte von diesem Bergschlosse nicht weiter als bis in das 12te Jahrhundert zurückführt, wo es den Wohnsitz der Grafen von Henneberg ausmachte, und eine Nebenlinie derselben, im Jahre 1168, sich davon den Namen beilegte. Doch dürfte es

wohl dem unter ihm gelegenen Städtchen Ostheim, dessen die Geschichte schon im 9ten Jahrhundert erwähnt, am Alter nichts nachgeben. Denn sehr häufig findet man es in der Geschichte der alten Burgen, daß sie nahe gelegenen Orten zum Schutz erbauet waren. Diesemnach könnte man wohl annehmen, daß Lichtenberg, so wie mehrere im Hennebergschen gelegene Schlösser, den sonstigen Gaugrafen des Grabfeldes, die hier zur Zeit der Gauverfassung kaiserliche Beamte waren, sein Daseyn zu verdanken hat.

Vor Erfindung des Schießpulvers war Lichtenberg eine ansehnliche Veste. Seine äußern Wallgräben, seine doppelten hohen Ringmauern, die darauf an allen Seiten befindlichen Blockhäuser, ein von gehauenen Steinen erbaueter Thurm, dessen Höhe über 200 Fuß beträgt, und dessen Mauern über 10 Fuß dick sind, ein anderer runder Thurm, auch von Quadern, von welchem man die ganze umliegende Gegend beherrschen kann, die Verbindung mit andern in der Nähe gelegenen und durchgängig korrespondirenden festen Schlössern, Henneberg, Hildenberg, Huthsberg, Salzburg — alles dieß gab Lichtenberg ein vorzügliches Ansehen, und gewährte volle Sicherheit. Daher kam es auch, daß benachbarte Adelige, die zu schwach waren, Befehdungen zu widerstehen, bei den Besitzern solcher Burgen Schutz suchten, als Burgmänner (milites burgenses) bei ihnen antraten, und dadurch Mitvertheidiger solcher Schlösser wurden, bis in der Folge das Kriegswesen mehr System erhielt, und geordnete Miliz an die Stelle der Burgleute trat. Dieß war denn auch die Ob-

liegenheit der ehemaligen Lichtenbergschen Burgmänner, aus welchen in der Folge die nachherigen Ganerben zu Ostheim entstanden sind.

Nach dem Uebergange des Schlosses an das Haus Henneberg mögen es die gräflichen Besitzer zuweilen bewohnt haben; denn sie baueten daselbst eine Kapelle, welche noch jetzt im innern Theile des Schlosses, auf der rechten Seite des Thores, zu sehen ist, aber zu verfallen beginnt. Ein Prediger scheint aber nicht dabei angestellt gewesen zu seyn, sondern der Frühmesser in Ostheim mußte jeden dritten Sonntag daselbst predigen, wofür er den Zehnten von etlichen Grundstücken unter Lichtenberg genoß. Noch jetzt nennt man daher einen, von Ostheim nach Lichtenberg, einen steilen Berg hinan führenden Pfad, den Pfaffenstieg.

Nachdem diese Bergveste durch die von Zeit zu Zeit, besonders unter Graf Georg I. von Henneberg, gemachten ansehnlichen Erwerbungen zu einem beträchtlichen Bezirk angewachsen war, wurde auch dessen obrigkeitliche Verwaltung mehr ausgebildet, und es entstand nun ein Amt Lichtenberg, dessen Justizbeamter oder Amtsschösser auf dem Schlosse Lichtenberg seine Wohnung hatte. Die erste Bestallung der Art lernt man aus einer Urkunde vom Jahre 1452 kennen, nach welcher Graf Georg I. dem Ritter Melchior von der Thann die Stelle eines Amtmanns zu Lichtenberg anvertraut hatte, und ihm, nach der damaligen Staatsverfassung, neben der Justizpflege,

auch die Vertheidigung des Schlosses und andere militärische Verrichtungen übertrug.

Bis gegen das Jahr 1680 blieb der Aufenthalt der Justizbeamten unverrückt auf dem Schlosse Lichtenberg, aber von dieser Zeit an kam das Amt nach Ostheim. Jetzt ist daher das sonst so zahlreich bewohnte Schloß nur noch die einsame, dem Rentbeamten, dem Thorwärter, und vier täglich abwechselnden Frohnwächtern bestimmte Wohnung, wo sich noch die herrschaftlichen Fruchtböden nebst einigen Gefängnissen befinden, und wo Eulen und Käuzchen nisten.

Im Jahre 1525 hatte dieses Schloß im Bauernkriege gleiches Schicksal mit seinen Geschwistern Hennеberg, Hiltenberg und Huthsberg. Es wurde beinahe völlig zerstört, und nur die Mauern und zwei Thürme widerstanden durch ihre ganz außerordentliche Festigkeit der grenzenlosen Wuth eines fanatischen Pöbels. Statt daß jene drei Schlösser seit dieser Zeit in ihren Ruinen liegen geblieben, und die Spuren ihres Daseyns jetzt fast ganz verwischt sind, erhob sich Lichtenberg wieder aus seinen Trümmern, und mehrere Male wurden sogar wieder neue Befestigungen angelegt. Im Jahre 1672, wo der zwischen Frankreich und Deutschland entstandene Krieg den deutschen Fürsten Gefahr drohete, wurden die Ringmauern Lichtenbergs mit sechs neuen Blockhäusern befestigt, der äußere Wall ausgegraben, ein neues Außenwerk angelegt, das mit Eisen beschlagene Thor hergestellt, und sogar eine kleine Besatzung mit einem Offizier in das Schloß gelegt. Die

Zeit

Zeit hat indessen auch diese Anlagen theils verwüstet, theils entbehrlich gemacht. Mit jedem Jahre werden die alten Gebäude, deren nur noch wenige übrig sind, baufälliger, und die äußern Ringmauern, ohne welche die Sicherheit des Schlosses nicht bestehen kann, drohen den Einsturz; sogar an dem kolossalischen Thurme, dem ältesten Monumente der Gegend, der in vielen alten Urkunden „der große Thurm" genannt wird, sind mehrere Sprünge sichtbar, welche für die Zukunft Gefahr fürchten lassen.

Was die Lage und Form des Lichtenberger Schlosses anlangt, so zeichnet sich erstere durch ihr romantisches, und letztere durch ihr ehrwürdiges Ansehen, welches ihr hohes Alter sehr deutlich bezeichnet, aus. Von allen Seiten ist es mit Laubholz bis an den Wall umringt. Der Berg, worauf es steht, und der fast ringsumher sehr steil abfällt, besteht aus Kalkfelsen und röthlichem Mergel. Zwei schlangenförmig um die Hälfte des Berges sich hinauf windende Wege dienen dazu, die Zinsfrüchte und Bedürfnisse, unter der größten Anstrengung des Zugviehes, hinauf zu schaffen. Auf der mittägigen Seite liegt vor dem Schlosse ein kleines Gebüsch, das Gesträup genannt, in welchem bei vorkommenden Lichtenberger Centfällen, auf einem freien Platze bei einer großen Linde, das Hochgericht gehalten wird. Dieses Gehölz ist ein steter Aufenthalt von Nachtigallen, und ein sehr angenehmer Spatziergang im Frühjahre.

Noch jetzt ist das Schloß mit zwei hohen Ringmauern umgeben, und mit einem mit Eisen beschlagenen Thore

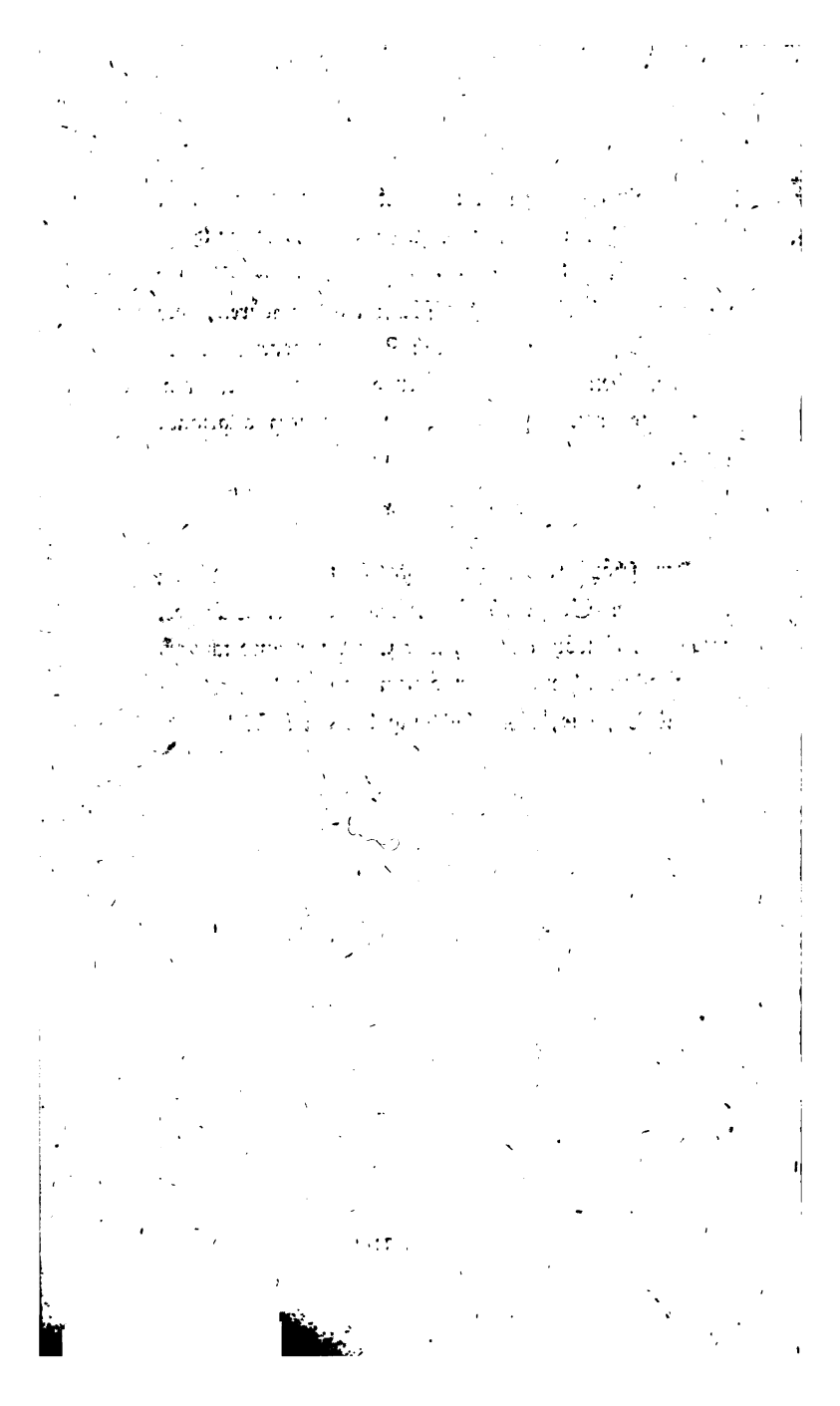
versehen, das beständig verschlossen gehalten, und von vier, täglich abwechselnden, Frohnwächtern bewacht wird. Die Aussicht von den zwei Thürmen ist überaus schön und malerisch. Gegen Mittag kann man mit Fernröhren die zehn Meilen weiten Anhöhen bei Würzburg erkennen. Gegen Morgen erscheint die, sieben Meilen entfernte, Festung Koburg bei der Stadt gleiches Namens, und gegen Mitternacht erblickt man am äußersten Horizont den Thüringer Wald mit seinem hohen Inselsberge. Auch in der Nähe stellen sich dem Auge die schönsten Gegenstände dar. Nahe und entfernte Wiesengründe, Waldungen jeder Art, mit Fluren abwechselnd, Flüßchen, große, Wäldern ähnliche Obstplantagen: alles dieses bildet die schönste, mit tausend Veränderungen versehene Landschaft. Nur gegen Abend beschränkt das, von Mittag nach Mitternacht hin, sieben Stunden lang ausgedehnte hohe Rhöngebirge die Aussicht in die Ferne.

Eine der größten Unbequemlichkeiten, welche die Bewohner dieses hohen Bergschlosses haben, ist die, daß alles Wasser mit unsäglicher Mühe und Kosten hinauf gebracht werden muß. Sonst findet man auf Schlössern der Art immer Brunnen; hier aber nicht, selbst nicht die Spur von einem vordem dagewesenen. Eine Bemerkung anderer Art dringt sich dem Beobachter bei Betrachtung des großen Thurms auf. Man erblickt nemlich an demselben eine ganz ungeheure Masse von gehauenen Sandsteinen, von welchen Millionen Centner auf einander gethürmt sind. Gleichwohl ist in der ganzen Gegend und in einem weiten

Umkreise kein Sandsteinbruch zu finden. Diese sonderbare Erscheinung hat ohne Zweifel zu der lustigen Sage Gelegenheit gegeben, daß die Materialien zu diesem Thurme von Fulda nach Lichtenberg geschafft worden wären, und da deren Transport in Einem Zuge geschehen, so sey der letzte Wagen zu dem Fulda'schen Thore herausgefahren, als der erste schon auf dem Schlosse Lichtenberg angelangt gewesen.

* * *

Der schätzbaren historisch-statistischen Beschreibung der gefürsteten Grafschaft Hennsberg, von v. Schultes, 2ter Band, Hildburghausen, 1804. 4., verdanke ich vorstehende Nachrichten. Vor diesem Bande befindet sich auch, als Vignette, eine Abbildung des Schlosses Lichtenberg.



14.

Trotzky.

Ich habe die alten Völker und ihre Werke gesucht, und ich habe bloß die Spuren davon gesehen, so wie sie der Fußtritt des Wanderers auf dem Sande zurückläßt.

Volney.

14.

Trosky.

Wer die Ruinen der böhmischen Burg Trosky zum ersten Male erblickt, wird schwerlich sogleich entscheiden können, ob er sie für ein Spiel der Natur, oder für ein Werk menschlicher Kraft halten soll. Erst bei einer höhern und längern Besichtigung wird er finden, daß sich Natur und Kunst hier vereinigten, und eingestehen müssen, daß eine zweite Burg von ähnlicher sonderbarer Form und Bauart in Deutschland schwerlich noch aufzufinden seyn möchte.

Ihrer Eigenthümlichkeit halber ist hier eine Abbildung davon beigefügt *), welche sie dem Leser sehr deutlich darstellt. Zwei nicht weit von einander stehende, in ihrer Basis fast zusammenlaufende, steile, konische Felsen, tragen auf ihren Gipfeln zwei Citadellen. Durch eine Doppelmauer waren die Felsen in der Mitte vereinigt. Diese Mauer ist noch jetzt überall sieben Fuß dick, und fünf, auch sechs Klafter hoch. In dem freien Platze, den sie

*) Sie befindet sich auch als Vignette auf dem Titelblatte der ersten Ausgabe dieses Bandes.

umgeben, kann ein vierspänniger Wagen recht gemächlich herumfahren. Das Hauptgebäude stand auf der Nordseite, wo man noch ziemlich hohe Mauern mit Thoren und Fenstern findet. Auch war auf dieser Seite die Haupteinfahrt.

Von den beiden Felsen ist der eine um ein Drittel höher, als der andere. Der höhere heißt Panna oder die Jungfrau, der kleinere Baba oder die alte Mutter. Auf dem Gipfel eines jeden stand ein Gebäude, das als Warte und Citadelle diente, und die Stelle der sonst üblichen Thürme der Burgen vertrat. Sie waren von gebrannten Ziegelsteinen, viereckig erbauet, und jedes enthielt vier geräumige Gemächer. Jetzt kann man das höher liegende gar nicht, und das niedrigere nur mit Lebensgefahr erklimmen. Die Höhe der Felsen ist beträchtlich. Man kann von ihnen bis in die Gegend von Prag, das eilf Meilen davon entfernt liegt, sehen, überhaupt die ganze umliegende Gegend mit ununterbrochenem Blick beherrschen.

Spuren von Schanzen, die auf der Nordseite angebracht waren, den Eingang zu decken, sieht man auch noch. Auch findet sich am Fuße des Berges ein unterirdischer Gang, den man noch auf dreihundert Schritte lang verfolgen kann, und der ohne Zweifel aus dem Schlosse führte. Am Fuße des Berges gegen Süden liegt das Dorf Troßkowitz, wahrscheinlich von dem verfallenen Schlosse so genannt, wovon auf der Abbildung noch einige Häuser zu sehen sind. Es gehört zu der gräflich Waldsteinschen Herrschaft Groß-Skall.

Wer den genialen Gedanken zuerst faßte, diese beiden Felsenkegel zu einem solchen kühnen Bau zu benutzen, und zu welcher Zeit dieß geschah, ist nicht mehr zu ergründen. Wahrscheinlich aber war es einer der Herren Berka von Dub und Leipa, der es entweder gegen das Ende des vierzehnten oder zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts erbaute; denn um das Jahr 1420 findet man bei mehrern böhmischen Chronikenschreibern einen Otto Berka von Trosk auf Chlumecz erwähnt. Ziska, dieser einäugige, furchtbare Feldherr der Hussiten in Böhmen, der so viele Siege gegen die Katholiken erfocht, belagerte auch Troßky im Jahre 1424. Er mußte aber ohne Erfolg und mit Verlust vieler Menschen davon abziehen. Daher bekam wahrscheinlich das eine der Kastelle den Beinamen Jungfrau, weil es, diesem berühmten Helden zum Trotz, Jungfrau, oder unerobert blieb. Glücklicher war Georg von Podiebrad, vier und vierzig Jahre später. Damals befand sich Troßky im Besitz Wilhelms Zapicz von Hasenburg. Er war einer von denjenigen böhmischen Baronen, die es mit dem König Mathias von Ungarn gehalten hatten. Georg war dieß nicht, und nachdem er ihn sammt dem König zum Frieden genöthigt hatte, wandte er seine Waffen gegen die Besitzungen seiner Feinde. Troßky wurde belagert, erobert und zerstört Doch kehrte es bald wieder in den Besitz der Familie Hasenburg zurück, denn Wilhelm unterwarf sich König Georgs Zepter. Troßky scheint darauf auch wieder, wenn schon nicht zur festen Burg, doch zum bewohnbaren Schlosse hergestellt worden

zu seyn; denn 1493 entrichtete Agnes, verwittwete Sternberg, geb. v. Hasenburg, ihrem Vater und ihren Brüdern eine gewisse Summe, unter der Bedingung, daß sie dafür Lebenslang den Genuß des Schlosses Troßky haben dürfe.

Von hier an verschwindet aber diese Burg in der beglaubten Geschichte; und nur durch Tradition ist noch folgende Volkssage auf uns gekommen: Troßky gehörte einst zwei Schwestern, Fräulein oder Wittwen ist unbekannt. Jede bewohnte eine von den Burgwarten; und da die eine Schwester der katholischen, die andere aber der hussitischen Lehre zugethan war, so haßten sie sich so ächt schwesterlich, daß sie, wenn sie einander gegenüber zum Fenster heraussahen, sich wacker ausschimpften, zankten, ungeheuchelte Beweise ihres Hasses einander zukreischten, und durch geballte Fäuste rein aussprechen ließen. Beide erbauten auch im Dorfe Troßkowitz Kirchen, die in gleicher Entfernung, wie die Burgwarten, von einander standen, und wo jede nach ihrer Religion Gottesdienst halten ließ. Beglaubte Gründe hat dieses Geschichtchen nicht für sich, doch auch nichts Unwahrscheinliches. Wenigstens sind jetzt zwei Kapellen in angegebener Entfernung noch da. Auch nimmt sich das Bild jener freundschwesterlichen Unterhaltung bei einer nur geringen Einbildungskraft so drollicht aus, daß es fast Schade wäre, sich mühsam nach Gegenbeweisen davon umzusehen.

Die Herrschaft Groß-Skall, zu welcher Troßky längst gehörte und noch gehört, kam abwechselnd an die

Familie Waldstein, dann an die Boskowitz, dann an die Smiwzizky. Die letztere verlor nach der Schlacht auf dem weißen Berge bei Prag, ihre zahlreichen Güter und auch Troßky. Albrecht von Wallenstein, nachheriger Herzog von Friedland, erkaufte sie hierauf von der kaiserlichen Kammer, und seine Nachkommen sind noch jetzt im Besitz derselben.

* * *

Aus den historisch-malerischen Darstellungen aus Böhmen, von A. G. Meißner, Prag, 1798. Querfol. S. 248, sind diese Nachrichten von Troßky genommen. Da befindet sich auch eine illuminirte Abbildung von Troßky.

zu seyn; denn 1493 entrichtete Agnes, verwittwete Sternberg, geb. v. Hasenburg, ihrem Vater und ihren Brüdern eine gewisse Summe, unter der Bedingung, daß sie dafür Lebenslang den Genuß des Schlosses Troßky haben dürfe.

Von hier an verschwindet aber diese Burg in der beglaubten Geschichte; und nur durch Tradition ist noch folgende Volkssage auf uns gekommen: Troßky gehörte einst zwei Schwestern, Fräulein oder Wittwen ist unbekannt. Jede bewohnte eine von den Burgwarten; und da die eine Schwester der katholischen, die andere aber der hussitischen Lehre zugethan war, so haßten sie sich so ächt schwesterlich, daß sie, wenn sie einander gegenüber zum Fenster heraussahen, sich wacker ausschimpften, zankten, ungeheuchelte Beweise ihres Hasses einander zukreischten, und durch geballte Fäuste rein aussprechen ließen. Beide erbauten auch im Dorfe Troßkowitz Kirchen, die in gleicher Entfernung, wie die Burgwarten, von einander standen, und wo jede nach ihrer Religion Gottesdienst halten ließ. Beglaubte Gründe hat dieses Geschichtchen nicht für sich, doch auch nichts Unwahrscheinliches. Wenigstens sind jetzt zwei Kapellen in angegebener Entfernung noch da. Auch nimmt sich das Bild jener freundschwesterlichen Unterhaltung bei einer nur geringen Einbildungskraft so drollicht aus, daß es fast Schade wäre, sich mühsam nach Gegenbeweisen davon umzusehen.

Die Herrschaft Groß-Skall, zu welcher Troßky längst gehörte und noch gehört, kam abwechselnd an die

Familie Waldstein, dann an die Boskowitz, dann an die Smivzizky. Die letztere verlor nach der Schlacht auf dem weißen Berge bei Prag, ihre zahlreichen Güter und auch Troßky. Albrecht von Wallenstein, nachheriger Herzog von Friedland, erkaufte sie hierauf von der kaiserlichen Kammer, und seine Nachkommen sind noch jetzt im Besitz derselben.

* * *

Aus den historisch-malerischen Darstellungen aus Böhmen, von A. S. Meißner, Prag, 1798. Querfol. S. 248, sind diese Nachrichten von Troßky genommen. Da befindet sich auch eine illuminirte Abbildung von Troßky.

15.

Harzburg

am Harze.

O der Wandlung! Graun und Nacht umdüstern
nun den Schauplatz jener Herrlichkeit;
schwermuthsvolle Abendwinde flüstern,
wo die Starken sich des Mahls gefreut.
Disteln wanken einsam auf der Stäte,
wo um Schild und Speer der Knabe flehte,
wenn der Kriegstrommete Ruf erklang,
und auf's Kampfroß sich der Vater schwang.

F. Matthisson.

den Klöstern überstreuet ist. Die Dörfer Harzburg und Bündheim ziehen sich vom Fuße des Berges tief ins Land, und bilden eine lange Reihe reinlicher Häuser, von grünen Wiesen umgeben. Die Radau schlängelt sich meandrisch auf diesen grünen Teppichen hin, und liefert den an ihren Ufern stets geschäftigen Bleicherinnen das reinste Wasser zum Netzen. Im Hintergrunde der großen Landschaft sieht man bei heiterm Himmel Wolfenbüttel und Braunschweig.

Das Schloß Harzburg, an der mitternächtlichen Seite des Harzgebirges, zwischen den Städten Goslar und Wernigerode gelegen, hat vielerlei Herren und mancherlei Schicksale gehabt. Es wurde zu drei verschiedenen Malen aufgebaut und eben so oft wieder niedergerissen, öfter noch belagert. Es war Götzentempel, Festung, Raubschloß und Wallfahrtsort.

Die erste Veranlassung zur Erbauung eines festen Schlosses auf diesem Berge, so wie die Zeit derselben, lassen sich nicht genau angeben. Sie verlieren sich im Nebel des Alterthums. Vor Karls des Großen Zeiten standen aber hier schon Gebäude, worin der Götze Krodo verehrt wurde. Das Daseyn dieses Götzen ist nun zwar neuerlich gewaltig angefochten, und der alte Krodo ganz aus der Reihe der Dinge hinweg bewiesen worden *); allein ich will thun, als sey mir dieser historische Skepticismus unbekannt,

*) Nachträge zu Sulzers Theorie der schönen Künste, Bd. 7. S. 59.

kannt, und meinen Lesern erzählen, was sich von Krodo erzählen läßt.

Krodo war eine der obersten Gottheiten der heidnischen Sachsen, und besonders der Harzbewohner. Sie nannten ihn de Grote, da sie ihn für den Vater der Menschen hielten. Er hatte die Gestalt eines Mannes mit magerm Gesichte, langem Barte und entblößtem Haupte, der mit nackten Füßen auf dem stachlichten Rücken eines Barsches stand, in der rechten Hand einen Wassereimer voll Blumen, Obst und Früchte, in der linken ein Rad hielt, und mit einem langen Rocke, den eine weiße leinene Binde um den Leib festhielt, bekleidet war. Auf der Harzburg stand er. Hier wurde er verehrt, und die Opfer, welche man ihm brachte, waren — erstgeborne Kinder. Die unschuldigen Schlachtopfer wurden auf die Haken, die sich am Altar befanden, befestigt, und hauchten hier das kaum begonnene Leben auf eine schmähliche Art wieder aus. Dieser Altar ist noch vorhanden. Bis zum Jahre 1807 stand er im hohen Münster zu Goslar, und diese alte Reichsstadt konnte stolz seyn auf den Besitz dieses merkwürdigen Alterthumsstücks, das ihm noch aus den Zeiten, wo die Kaiser Deutschlands oft zu Goslar residirten, übrig geblieben war. Zur Zeit der großen Kunst- und Alterthums-Räubereien der Franzosen wurde aber auch er von hier weggestohlen und nach Paris geschafft. Hier blieb er bis zu der bessern Zeit, wo jeder das Seine wieder nehmen konnte, und kam im Frühjahre 1815 nach Goslar zurück. Doch auf der alten Stelle sucht man

ihn jetzt umsonst. In der Stephanskirche ist er aufgestellt, deren neue innere und äußere Form sich in gar keine Beziehung zu diesem Alterthumsstück bringen lassen will, und im uralten Dom, wo seine Stelle so passend, so bezeugvoll, so ganz der Umgebung wieder angemessen gewesen wäre, ist's nun wüst' und leer. Denn, während der verrufenen westphälischen Regierung, wo alles vertrödelt wurde, was nur einige Thaler einbrachte, verschleuderte man auch die andern Merkwürdigkeiten und Alterthümer dieses Doms für eine geringe Summe, und was übrig blieb, nahm man in jene Kirche, wohin es nicht paßt. Wer diese Sünden alle auf sich lud, weiß ich nicht, aber schämen möge er sich sein Lebelang. Doch nicht genug, daß man dem achthundertjährigen Dom alles Schmuckes beraubte, man läßt ihn nun auch verfallen. Bald wird man unter seinen Trümmern herumwandeln, und, vom gerechten Schmerze erfüllt, diejenigen laut anklagen müssen, die so lau sind, die Werke unserer Urväter verfallen zu lassen, die der Erhaltung doch so werth wären.

Die Form von Krodo's Altar ist ein längliches Viereck, 3 Fuß 2 Zoll lang, 2½ Fuß breit und 2 Fuß 7 Zoll hoch. Er wird von vier metallenen Götzenfiguren getragen, ist inwendig hohl und auf den Seiten durchbrochen. Oben darauf liegt eine Marmorplatte, in welche ein Kreuz eingehauen ist: ein Zeichen, daß der Altar bei der Einführung des Christenthums zum christlichen Gebrauche eingeweiht wurde. Man hat, wie gesagt, seine Aechtheit sehr in Zweifel gezogen, was freilich schon daraus folgt, wenn

man den Krodo selbst für eine Fabel hält. Indessen bleibt er immer ein sehr ehrwürdiger Ueberrest des Alterthums, der vielleicht von ungleich höherm Alter ist, als er der Sage nach seyn soll. Der Götze selbst ist nicht mehr da. Als Karl der Große die heidnischen Sachsen mit Feuer und Schwerdt bekehrte, sie auf diese barbarische Art Christen zu seyn zwang, zerstörte er in heiligem Eifer alle ihre Götzenbilder. Dieß Schicksal hatte im Jahre 780 auch Krodo, den er nur den groten Dübel nannte. Er ließ ihn ganz zermalmen, und seine Verehrer mußten sich von ihm losschwören. An die Stelle seines Tempels erbaute er eine Kapelle: eine Gewohnheit, welche in der Folge, ganz dem Geiste jenes Zeitalters gemäß, Veranlassung zum Entstehen manches Klosters und Stiftes wurde, und es auch hier war. Kaiser Konrad I. verlegte sie, so lautet die Sage, im Jahre 916 in das am Fuße des Berges gelegene Dörfchen Schulenrode, erhob sie zu einer Stiftskirche, und weihte sie dem heiligen Mathias. Kaiser Heinrich III. vereinigte sie aber 1039 mit dem von ihm in Goslar erbauten Dom. Bis dahin hatte also noch kein Schloß oder eine feste Burg auf der Stelle der jetzigen Ruinen gestanden. Heinrich IV. war es, der im Jahre 1068 die erste dahin bauete, und, wie man aus der Pracht der Gebäude, aus der schönen Kirche und sonstigen Umständen schließen kann, so war sie eine seiner Lieblingsburgen. Auch hielt er sich oft daselbst, oder in ihrer Nähe, zu Goslar, auf.

Ich habe oben bei der Geschichte des Schlosses Spatenberg erzählt, in welche ernsthafte Fehden Kaiser Heinrich IV. mit den Thüringern und Sachsen verwickelt war. Mit der Geschichte dieser Fehden steht ein Theil der Schicksale der Harzburg in genauer Verbindung. Um Wiederholungen zu vermeiden, werde ich hier nur mit Hinweisung auf jene erzählen. Als im Jahre 1072 die verbündeten Thüringer und Sachsen mit einer Macht von 60000 Mann nach Goslar rückten, Heinrichen, der sich da aufhielt, zu bewegen, daß er seine Bergschlösser niederreißen, und sie in ihrer Freiheit ungekränkt lassen möchte, floh Heinrich auf die Harzburg. Die Verbündeten folgten ihm. Sie belagerten das Schloß, und ob er ihnen schon Friedensvorschläge thun ließ, so trauten sie doch seinen Worten nicht, und schlossen es vielmehr immer enger ein. Heinrich hielt sich hier nicht mehr sicher, und entfloh durch einen geheimen Gang, von den Bischöfen von Zeitz und Osnabrück und dem Herzoge von Kärnthen begleitet. Als die Belagerer dieß erfuhren, und die Harzburg nicht zu erobern vermochten, zogen sie wieder ab, ließen aber ihre Wuth an andern nahgelegenen, weniger festen Schlössern Heinrichs aus.

Heinrich, der wohl einsah, daß er nichts gegen die aufgebrachten Thüringer auszurichten, kein Heer zusammenzubringen vermochte, womit er sie zum Gehorsam hätte zwingen können; der da sah, daß die Zahl der Unzufriedenen wie eine Schneelauwine wuchs und immer mächtiger wurde, schlug endlich, wiewohl höchst ungern, vor,

Frieden zu machen. Goslar bestimmte er zum Kongreßorte, und um zu zeigen, daß es ihm damit ein Ernst sey, ertheilte er den Seinigen den Befehl, die Bergschlösser zu räumen. Namentlich erging ein solcher Befehl an die Besatzung der Harzburg. Diese aber weigerte sich. Sie bestand aus lauter Edelleuten, welche sich durch viele Räubereien bereichert, und dieß Handwerk aufzugeben keine Lust hatten. Heinrich, dem die Harzburg sehr am Herzen lag, war mit dieser Widersetzlichkeit gar nicht unzufrieden, und, durch den Muth der adeligen Räuber angefeuert, schob er die Zerstörung der Schlösser von neuem auf, schrieb aber zugleich einen förmlichen Reichstag nach Goslar aus. Die Verbündeten waren dieß zufrieden; da sie aber Heinrichs Absichten, nur Zeit zu gewinnen, merkten, so lagerten sie sich nicht weit von Goslar mit einem ansehnlichen Heere. Heinrich willigte nun zwar in die Niederreißung seiner Schlösser; allein die Harzburg, die ihm gar zu theuer war; suchte er immer noch zu retten. Er wagte zu dem Ende den letzten Versuch, indem er behauptete, die Harzburg sey nicht zu seiner, sondern zur allgemeinen Sicherheit des Reichs von ihm erbaut worden. Es sey daher billig, erst die Meinung der übrigen Fürst... hören, ob diese auch mit der Schleifung derselben zufrieden wären. Die Verbündeten wollten aber hiervon nichts wissen. Sie drangen auf eine bestimmte Erklärung, rückten näher auf Goslar los, und da Heinrich immer noch damit zögerte, so drangen sie in seinen Pallast ein. In dieser abermaligen persönlichen Gefahr willigte er endlich ein, machte

jedoch die Bedingung, daß die Verbündeten ihre erbauten und eroberten Schlösser ebenfalls niederreißen sollten. Dieß ward versprochen und auch gehalten. Heinrich hatte aber nicht so bald wieder etwas Luft, als er sich, sein Versprechen zu erfüllen, von neuem weigerte. Gar zu gern wollte er seine Harzburg, und besonders den schönen Dom, von dem Schicksale der Zerstörung retten; allein diese Unbeständigkeit, dieses stete Hin- und Herschwanken zwischen Versprechen und Erfüllen empörte die Sachsen, und besonders die von der Harzburg gedrangsalten umliegenden Einwohner. Mit Wuth erstürmten sie das Schloß, erwürgten die Besatzung, rissen Kirche, Häuser, Thürme und Mauern, alles bis auf den Grund nieder, schonten selbst die Domkirche nicht, und zertrümmerten Altäre, Reliquien und Kirchengeräthe. Ja ihre Erbitterung ging so weit, daß sie die königliche Gruft erbrachen, die Leichname eines Bruders und eines Kindes Heinrichs hervorwühlten, und auf das schändlichste mißhandelten. Heinrich konnte diesen Anblick nicht ertragen. Er verließ Sachsen voll Schmerz und Rache, und klagte es dem Papste, wie sehr sich die Sachsen an den Heiligthümern der Harzburg versündigt hätten.

Dieß war das traurige Ende des ersten Schlosses Harzburg, zu dessen gänzlicher Zerstörung selbst die thüringischen anti-kaiserlich gesinnten Fürsten unwillig die Köpfe schüttelten. Sie wollten den Dom geschont, und die kaiserliche Gruft als ein Heiligthum behandelt wissen; allein die Wuth des Pöbels kannte keine Grenzen.

Nicht lange aber blieb Harzburg in seinen Ruinen liegen; denn Heinrich, der zu sehr gekränkt war, verlangte Genugthuung. Er hatte sich daher kaum wieder mit seinen Leuten gesammelt, als er den Sachsen von neuem den Krieg ankündigte. Jetzt war er Sieger, und nun stiegen alle Schlösser wieder aus den Ruinen hervor. Auch auf dem Gipfel des Burgberges — so hieß der Berg — stand im Jahre 1075 ein neues Schloß Harzburg.

Im Jahre 1157 schenkte es Kaiser Friedrich II., nebst andern Schlössern und Besitzungen am Harze, Heinrich dem Löwen. Als dieser aber siebzehn Jahre später Friedrichen einen Zug gegen die Longobarden mitzumachen abschlug, so bewirkte Friedrich die Reichsacht wider ihn, überzog ihn mit Krieg, und nahm ihm alle jene Geschenke, mit Einschluß der Harzburg, wieder ab.

Seit der Zeit hielten sich die deutschen Kaiser oft auf der Harzburg auf. Otto IV. lebte hier einige Jahre in stiller Einsamkeit, und starb auch daselbst 1218. Von dieser Zeit an wanderte sie aus einer Hand in die andere; denn 1284 kam sie wieder in Braunschweigische Hände, und zwar an den jüngsten Sohn Herzog Alberts des Großen, Wilhelm. Im Jahre 1370 besaßen sie die Grafen von Wernigerode, wo es jedoch nicht bekannt geworden ist, wie sie dazu gelangten. Ihnen entriß sie Herzog Otto der Quade wieder. Die Grafen hatten nemlich unter ihren Leuten einen treulosen Menschen, einen Reitknecht, wie er genannt wird. Dieser verrieth dem Herzog die schwächste Seite der Harzburg, so daß sie, ohne große Mühe, in

Einer Nacht besetzt und eingenommen wurde. Als er Tages darauf einige Wagen mit Lebensmitteln hinaufschaffen lassen wollte, so mengte sich der Bischof von Hildesheim in die Sache, und ließ die Wagen nicht durch. Otto rächte sich dafür so an ihm, daß er in der darauf folgenden Nacht ins Hildesheimische einfiel, und die Stadt Alfeld wegnahm, welche der Bischof auch nicht eher wieder erhielt, bis er auf seine Kosten die Harzburg mit allen Lebensmitteln reichlich versehen hatte.

Ungefähr ein Jahr darauf kam die Harzburg schon wieder in andere Hände. Herzog Otto hatte einen Streifzug in die Mark Brandenburg gemacht, und wollte auf dem Rückwege in einem Dorfe unweit dem Schlosse Liebenburg im Hildesheimischen übernachten. Dieß erfuhr der Besitzer des Schlosses zu Liebenburg, Hans von Schwichelt, nicht so bald, als er sich zum Herzog begab, ihn einladete, mit seinem Gefolge auf Liebenburg zu übernachten, und, da es eben Martinstag sey, eine Martinsgans bei ihm zu verzehren. Otto nahm dieß Anerbieten an, und feierte auf diesem Schlosse den Martinsabend recht festlich mit. Als er nun am andern Morgen seinen freundlichen Wirth fragte, was er für seine Zeche schuldig sey, dieser aber sich sehr geehrt und hinreichend belohnt durch den Besuch Otto's schätzte, so schenkte ihm Otto für seine Gastfreundschaft die Harzburg erb- und eigenthümlich. Es scheint dieß allerdings eine mehr als fürstliche Belohnung für eine Gans und ein Nachtquartier; wenn man aber erwägt, daß damals der Besitz mehrerer Schlösser im

Grunde mehr lästig als von Nutzen war, so konnte Otto freilich keine bessere Gelegenheit finden, sie wieder an Mann zu bringen.

Die Brüder, Konrad, Brandanus und Heinrich von Schwicheldt, waren reiche Edelleute, und im Hildesheimischen die begütertsten. Dessen ungeachtet gehörten sie mit zu der damals sehr großen Horde der adeligen Buschklepper, welche Straßen und Wege höchst unsicher machten. Unter andern raubten sie einmal im Jahre 1411 eine Heerde Kühe vor Hakeborn im Magdeburgischen. Der Graf Kurt von Egeln und Otto von Warberg jagten den Räubern nach, ihnen die Beute wieder abzunehmen; allein sie waren nicht so glücklich, dieß zu bewerkstelligen, im Gegentheil büßte der Letztere sein Leben ein, da ihn die von Schwicheldt bei Dornburg erschlugen. Diesen Mord suchten der Bischof Günther von Magdeburg, der Bischof Albert von Halberstadt, und die Herzöge Bernhard und Heinrich von Braunschweig zu rächen. Sie belagerten zu dem Ende die Harzburg, und die von den von Schwicheldt bedrängten und beraubten Magdeburger, Halberstädter und Goslarienser gesellten sich dazu, die Buben mit züchtigen zu helfen. Ja diese Letztern baueten sogar auf dem Petersilienberge, dicht bei der Harzburg, eine Burg auf, um ihnen die Zufuhr an Lebensmitteln abzuschneiden, und nannten sie Steuerburg.

Die Harzburg war nun zwar sehr fest, und nur durch das Aushungern hätte allenfalls eine Uebergabe bewirkt werden können; allein die Belagerten hielten es doch für

rathsamer, sich in Friedensunterhandlungen einzulassen. Sie thaten daher den Vorschlag, daß, wenn man die Belagerung aufheben werde, sie auf der Stelle, wo Otto von Warberg geblieben sey, eine Kapelle erbauen, auch die umliegende Gegend fernerhin nicht mehr mit ihren Streifzügen beunruhigen wollten. Da nun die Belagerung schon vier Wochen gedauert hatte, und der herannahende Winter den Aufenthalt im Felde erschwerte, so wurden diese Vorschläge angenommen; die Herren zogen ab, und nur eine Besatzung blieb in der Steuerburg zurück. So wie sich aber die von Schwicheld wieder frei sahen, vergaßen sie auch ihr Versprechen. Sie dachten an nichts weniger, als die Kapelle bei Dornburg zu erbauen, sondern nur auf Rache an ihren Feinden. Sie plünderten und raubten daher den folgenden Winter nach wie vor, und trieben, besonders der Stadt Goslar, alle Viehheerden weg, um sich, im Fall es zu einer neuen Belagerung kommen sollte, recht gut versorgt zu haben. Dazu kam es auch. Gegen Ostern 1412 rückten dieselben Bischöfe und Fürsten, vereint und mit verstärkter Macht, wieder vor die Harzburg, bestürmten sie, beschossen sie mit grobem Geschütz; allein ohne Erfolg. Endlich baueten sie auf dem der Harzburg gegenüberliegenden Berge eine zweite Burg, und nannten sie Altenah, wahrscheinlich aus demselben Grunde, aus welchem Altona bei Hamburg seinen Namen erhielt, der Nähe wegen. Als diese stand, wurde die Harzburg von hier, und von der Steuerburg aus beschossen, und die Thürme, Häuser und alle Gebäude sehr

beschädigt. Da krochen die Herren von Schwicheld zu Kreuze. Sie übergaben die Harzburg, indem sie die völlige Eroberung nicht abwarten wollten, versprachen von neuem, jene Kapelle bei Dornburg zu erbauen, auch die umliegenden Gegenden nicht weiter zu drücken und zu verheeren, und erhielten dann freien Abzug. Die Harzburg wurde nun gänzlich geschleift, wobei die Goslarienser sich am thätigsten bezeigten.

Dieß war das Ende der zweiten Burg, die hier stand, aber noch sollte eine dritte aus den Ruinen derselben hervorgehen, ehe der Ort ganz verlassen wurde. Er schien zum Sitze einer Raubburg, und diese zur Zuchtruthe der ganzen Gegend bestimmt zu seyn, immer neue Besitzer haben, belagert, eingenommen, niedergerissen zu werden, und aus seinen Ruinen wieder hervorgehen zu sollen. Wer es nach dieser zweiten Einnahme wieder aufbauete, ist unbekannt, so wie auch das Jahr, wann es geschah. Allein, es scheint nicht lange in den Ruinen gelegen zu haben; denn schon 1438 findet man, daß ein gewisser Hartwig von Ulze das neu erbauete Schloß mit List erstieg und einnahm. Vorher hatten schon Räuber darauf gehaus't, und nun kam wieder einer dahin; denn Hartwig setzte dieses Handwerk fort, plünderte in der Nachbarschaft alles aus, raubte dem Landmann das Vieh, und trieb es in seine Burg. Herzog Heinrich III. von der Braunschweig-Lüneburg-Grubenhagenschen Linie vernahm aber nicht so bald dieses Unwesen, als er davor rückte, sie eroberte, und mit eigner Mannschaft besetzte. Als aber im Jahre 1486

der Bischof Berthold von Hildesheim mit der Stadt Hildesheim in Streitigkeiten gerieth, welche in Krieg übergingen, mehrere Städte, auch Goslar, der Stadt Hildesheim beistanden, und der Herzog Wilhelm der jüngere von Braunschweig dem Bischof überhalf, so fiel es den Goslariensern ein, sich deshalb am Herzoge auf die Art zu rächen, daß sie während jenes Krieges die Harzburg berennten, einnahmen, und die Besatzung mit sich nach Goslar führten. Diesen Streich mußten sie aber theuer bezahlen; denn Heinrich rückte mit 400 Reitern vor Goslar, nahm 450 Einwohner als Geißeln mit, und lieferte diese nicht eher wieder aus, als bis sie die Summe von 12000 Gulden erlegt hatten.

Im dreißigjährigen Kriege diente die Harzburg verschiedenen Partheien zum Aufenthalte. So lag 1626 der dänische Hauptmann von Wildenstein darin, und stellte, von da aus datirt, der Bergstadt Altenau auf dem Harze unterm 15ten Mai einen Schutzbrief aus. Im Jahre 1654 wurde die Harzburg zum dritten und letzten Male niedergerissen, und zwar auf folgende Veranlassung: Schon seit vielen Jahren stand auf dem Altar der Kirche auf der Harzburg ein Marienbild, das der Ruf wunderthätig gemacht hatte. Es heilte Krankheiten und Gebrechen, machte sehend, hörend, gehend, und dergleichen mehr. Das Volk aus der Nähe und aus der Ferne besuchte es häufig, und die Kirche, so wie der Pförtner, standen sich nicht schlecht dabei; denn ersterer mußte nach vollbrachtem Gebete vor dem Bilde etwas Geld geopfert, auch mußte das schad-

hafte und gebrechliche Glied des Leibes in Wachs geformt, und Letzterm für den Einlaß ein Trinkgeld gereicht werden. Was Wunder, daß man den gemeinen Mann in seinem Glauben bestärkte, alles that, das Wunderding in Ansehen zu erhalten, und vorgab, daß das am Saume des Kleides befindliche Bild des Abgottes Krodo jene heilende Kraft besitze. Allein, es fand sich bald ein zweiter Karl der Große, ein zweiter Zerstörer der Abgötterei, nemlich Herzog August von Braunschweig. Er ließ 1654 das Marienbild wegnehmen, die geopferten wächsernen Beine, Nasen, Ohren, Köpfe, Hände, und wer weiß was noch für Glieder, verbrennen, und, um dem Spuk für immer das Garaus zu machen, die Harzburg gänzlich abtragen und der Erde gleich machen. Seit dieser Zeit hat nie wieder hier eine Burg gestanden, und die wenigen Ruinen, welche wir noch jetzt sehen, sind daher die des dritten, vor nunmehr hundert und sechzig Jahren zerstörten Schlosses.

* * *

Müllers Streifereien in den Harz, 1ster Bd. — Galletti's Thüringische Geschichte. — v. Rohrs Merkwürdigkeiten des Vor- und Unterharzes. — Honemanns Alterthümer des Harzes. — Eigene örtliche Bekanntschaft.

In Merians Topographie ist eine Abbildung der Harzburger Ruinen, die aber, da sie damals schon unbedeutend waren, wenigen Werth hat.

16.

Berneck.

Das Irdische vollendet seinen Lauf;
es richtet an den wüsten Trümmern
der eingesunknen Zeit die Ewigkeit sich auf.

Tiedge.

16.

Berneck.

Im Fürstenthume Baireuth, an der Straße von Baireuth nach Hof, liegt zwischen Bergen des Fichtelgebirges das kleine Städtchen Berneck eingezwängt. Wild und romantisch ist seine Umgebung, und den Bewohner des flachen Landes überfällt eine heimliche Furcht, wenn er an den Felsenwänden vorübergeht, die, seiner Meinung nach, jeden Augenblick einstürzen müssen. Ungemein erhöht wird das Romantische dieser Gegend durch die Ruinen des Schlosses Berneck, oder vielmehr der Schlösser — denn es sind ihrer zwei —, welche dicht über dem Städtchen auf einem abgesondert stehenden Felsen, der Schloßberg genannt, liegen. Ganz vorn am Abhange des Berges liegt das erste, oder das alte Schloß Berneck. Ein hundert Fuß hoher viereckiger Thurm, dessen feste Bauart der Zeit und Witterung schon seit Jahrhunderten trotzt, ist noch übrig. Er ist fast ganz unversehrt, hat unten keinen Eingang, aber in der Mitte eine große Oeffnung, zu welcher man wahrscheinlich durch eine Fallbrücke vom Hauptgebäude aus gelangte. Um ihn her liegen die Reste von den Wohn-

gebäuden und den Mauern, die sie umgaben, zwischen welchen die Betriebsamkeit der Bernecker Einwohner kleine Kohlgärten angelegt hat. Durch diese Spuren menschlichen Wirkens und Fleißes wird der finstere Eindruck, welchen dieß Bild der Vergänglichkeit, dieser Ort der Einsamkeit und Ruhe beim Wanderer erzeugt, in etwas gemildert.

Die Anlage der Burg war vortrefflich gegen jeden Ueberfall gesichert, denn von allen Seiten umgaben sie Mauern und Wälle, wo der steile Abhang des Berges nicht schützte; aber ganz ohne Ebenmaaß, und so, wie es die Form der Bergfläche vorschrieb, war sie erbauet. Hinter ihr, auf demselben Bergrücken, nur weit höher, liegen die Ruinen des zweiten Berneckschen Schlosses, der Burgstall, Neuenwallenrode oder Hohenberneck genannt. Sie sind ziemlich beträchtlich, und zeigen noch deutlich eine weit künstlichere und zierlichere Bauart, und weit mehr Ebenmaaß, als bei dem Schlosse. Vorn am Eingange steht ein Thorhaus mit einem Portale. Ueber diesem findet man noch das Wappen der Familie von Wallenrode, von welcher wir weiter unten mehr hören werden. Von dem Hauptgebäude, das ein längliches Viereck bildete, stehen noch die vier Wände, theils mehr, theils weniger beschädigt. Um dasselbe herum standen drei runde und ein viereckiger Thurm. Drei davon sind fast der Erde gleich, der vierte, der stärkste und vermuthlich auch der höchste, hat 30 Fuß im Durchmesser, und steht noch 30 Fuß aus der Erde heraus. Ungeachtet dieser Höhe wachsen doch in

seinem Innern, das nie ein Sonnenstrahl erleuchtet, Hollunderbüsche und Farrenkraut. Oben, nach dem darüberliegenden Berge zu, wo die Burg am wenigsten durch die Natur gesichert war, war außer dem Schloßgraben noch ein doppelter Wall und Graben vorgezogen, welche noch deutlich zu sehen sind.

Zu beiden Schlössern gehörte eine Kapelle, welche zwischen ihnen, höher als das vordere, und niedriger als das hintere Schloß liegt, jetzt aber auch verfallen ist. Ihre Anlage ist ziemlich regelmäßig. Die vordere Seite, an welcher in der Mitte das Thor angebracht ist, hatte man auch zugleich zur Vertheidigung bestimmt. Sie hatte deshalb auch keine Kirchenfenster, an deren Stelle aber vier viereckige Steine, deren jeder drei Schießlöcher hat. Rechts über dem Thore ist eine steinerne Tafel, mit einem kleinen steinernen Wetterdache bedeckt, eingemauert, auf welcher man folgende eingehauene Worte lies't:

„Da . man . zahlt . nach . Christi . geburt .
„M.CCCC.LXXX . jar . am . sanct . yurage . abent ,
„durch . reit . von . wallenrod . ist . der . erst . steyn .
„an . disse . capellen . gelegt."

Ueber dem Thore ist ein Postament in die Mauer eingefügt, auf welchem ehemals ein Marienbild stand. Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts verschwand es in einer dunkeln Nacht, wohin? ist unbekannt. Weniger wahrscheinlich ist es jedoch, daß es gen Himmel als vielmehr zur Erde fuhr. Lustige Buben oder Bigotismus entführten die Patronin dieser Kirche, welche es geduldig

zulassen mußte. Die Kapelle theilte sich, wie man noch sieht, in Schiff und Chor. Neben dem Chor war die Sakristei, und aus dieser gelangte man in das Pfaffenhaus, oder in die Wohnung des Burgkaplans, die aber jetzt der Erde ganz gleich ist.

Dieß sind die drei Ruinen der Berneckschen Schlösser auf dem steilen Schloßberge, dessen Fuß die Oelsnitz und der Knoden bespült. Kühn drangen bei ihrer Anlage die Erbauer durch manche Schwierigkeiten, um zu ihrer Sicherheit Werke hinzustellen, deren Ueberreste unsere Enkel noch erblicken werden. Wer diese Erbauer waren, welche Schicksale ihre Werke hatten, wollen wir nun, so weit der Blick in die Geschichte vergönnt ist, sehen.

Es ist eine zu großer Wahrscheinlichkeit gebrachte Vermuthung, daß die Wenden in dieser Gegend den Donnergott Perun verehrten, aus welchem Namen, und der unter den slavischen Nationen nicht ungewöhnlichen Endsylbe ec, Perunec, dann in der verstümmelten Volkssprache, welche nicht selten Wörter zusammenzieht, Perneck oder Berneck wurde. Die vielen wendischen Namen um Berneck herum beweisen, daß sich diese Nation hier auch niederließ. Vielleicht daß von ihnen die alte Burg Berneck zu ihrer Sicherheit angelegt wurde. Ihre Bauart, das ausgenommen, was in spätern Zeiten hinzugekommen seyn mag, trägt auch zu deutliche Spuren eines grauen Alterthums. An einem Paß, in einer wasserreichen Gegend, auf einer Höhe, welche von höhern Bergen gedeckt war, aber doch durch ihren Thurm in viele umliegende Gegen-

den Aussicht verstattete, war diese Veste gewiß vortheilhaft angebracht. Vielleicht nannten sich die ältesten wendischen Burgmänner von Berneck, nur daß das erste Geschlecht nicht fortdauerte. Die Wenden wurden allmählig vertrieben, die sorbische Mark hörte auf. Es entstand die Herrschaft Plassenberg. Berneck sammt dem Städtchen wurde mit dazu geschlagen, und kam folglich auch an die Herzöge von Meran, und aus Otto's II. Erbschaft im Jahre 1248 an die Grafen von Orlamünde. Die Burgmänner, welche bisher die Veste bewohnten, sind eben so unbekannt, als die ersten Amtleute, welche vermuthlich schon die Herzöge von Meran und Grafen von Orlamünde hersetzten, um die herrschaftlichen Einkünfte zu besorgen und Gerechtigkeit zu handhaben; denn Kriegsunruhen und Brände vernichteten alle Nachrichten. Durch Erbverbrüderung und Kauf kam Berneck 1338 an die Burggrafen Johann II. und Albrecht den Schönen. Unter ihrer Regierung wurde Berneck ein besonderes Amt, und das Schloß die beständige Wohnung des burggräflichen Amtmanns. 1406 versetzten sie es an die Brüder Arnold und Hans von Wallenrode, wahrscheinlich aus Mangel an Gelde, das damals schon, wie noch jetzt, die großen Herren bei den kleinern oft suchen mußten. 1431 im Hussitenkriege litt es sehr. Nach der Zeit findet man wieder besoldete Amtleute darauf, woraus zu erhellen scheint, daß es wieder eingelöst seyn mußte. Im zweiten baierschen Kriege des Kurfürsten Albrecht Achilles mit dem Herzoge Ludwig in Baiern, dem Reichen, wurde es von den Böhmen, als

Bundesgenossen der Baiern, fast ganz zerstört. Hernach wurde es zwar wieder aufgebauet, als aber der Amtmann zu Berneck den Burgstall bezog, so verfiel es. Bei seiner ungemein festen Bauart würde jedoch gegenwärtig noch mehr daran zu sehen seyn, wenn es nicht in dem Kriege Albrechts des Streitbaren, wo man sich seiner zur Vertheidigung bediente, durch die bundesständischen Völker äußerst beschädigt worden wäre.

Der Burgstall oder die Burgwohnung — denn Stal oder Stall hieß ehedem so viel als Wohnung — wurde aller Wahrscheinlichkeit nach von den Herzögen von Meran angelegt, um dadurch die vordere Burg, der zwar nicht von vorn, wohl aber vom höher liegenden Theile des Berges beizukommen war, desto mehr zu sichern. Diese neue Burg hieß Hohenberneck, weil sie, wie oben erwähnt, höher als die alte Burg lag. Im Hussiten- und baierschen Kriege mochte sie sehr mitgenommen seyn. Kurfürst Albrecht von Brandenburg verlieh sie daher im Jahre 1478 an Veit von Wallenrode, unter der Bedingung, sie wieder aufzubauen und zu bewohnen. Aus unbekannten Ursachen geschah dieß indessen erst nach 1485. Veit von Wallenrode, der auf seinen Reisen nach Palästina eine bessere Bauart kennen gelernt hatte, gab ihr nach damaliger Art viel Schönheit und Festigkeit, wovon man noch in den Ruinen Spuren entdecken kann. Er nannte sie nach sich Neuenwallenrode. Noch vor vollendetem Bau starb er aber. Seine Nachkommenschaft bestand in drei Töchtern, welche 1499, mit lehnsherrlicher Einwilligung,

dieses Gebäude an Albrecht von Wirsberg, Amtmann zu Stein, für 1250 rheinische Gulden verkauften. Der neue Besitzer bauete es nun vollends fertig, überließ es aber zwei Jahre nachher an den Markgrafen Friedrich zu Brandenburg-Kulmbach für 2000 rheinische Gulden.

Nun erhielt es wieder den Namen Hohen-Berneck, und wurde die Wohnung des herrschaftlichen Amtmanns, der bis dahin in der alten Burg gewohnt hatte. Sie wurde noch mehr verschönert, ja sogar mit einer eigenen Wasserleitung versehen. Theils die Unbequemlichkeit des Weges, theils die darauf erfolgten verwüstenden Albertinischen Unruhen, mochten wohl die Ursache seyn, daß die Amtleute in der Folge ihre Wohnung unten im Städtchen Berneck nahmen. Es ging daher, weil es nicht mehr unterhalten wurde, nach und nach ein, und jetzt steht nur noch die überaus dauerhaft gebaute Hauptwand des Schlosses, nebst einem beträchtlichen Ueberrest der Mauer, die es umgab.

Zugleich mit dem Schlosse ließ Veit von Wallenrode zwischen den beiden Schlössern auch eine Kapelle erbauen. Das Geschlecht der Wallenrode, welches sich durch ritterliche Tugenden, so wie durch Frömmigkeit auszeichnete, hatte zwar schon zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts in der Pfarrkirche zu Berneck der Mutter Maria zu Ehren eine eigene Messe gestiftet; Veit machte sich aber um die Frau Maria noch verdienter. Er mochte, auf seinen zwei Reisen nach dem gelobten Lande, vielleicht auch zu Hause, die Bemerkung gemacht haben, daß die Schönen

gern allein glänzen, und fand es daher unhöflich, daß seine Eltern die heilige Jungfrau mit dem Sankt Nikolaus, dem Patron der Pfarrkirche, in Verbindung gesetzt hatten. Hierdurch veranlaßt, erbauete er im Jahre 1480 eine Kapelle, wo ihr allein gedient werden konnte. Ein Volksmährchen giebt indessen noch einen andern Bewegungsgrund zu dieser Erbauung an. Veit soll sich nemlich auf seinem Zuge nach Jerusalem angemerkt haben, wie viel Schritte es von dem Richthause zu Jerusalem bis an die Schädelstätte waren. Bei seiner Zurückkunft habe er gefunden, daß es von der Mainbrücke bis an den Platz, wo die Kapelle steht, gerade so viel Schritte waren, daher er sie hier hinbaute. Welche luftige Sprünge machen nicht Volksmährchen! Indessen ist es doch nicht so ganz unwahrscheinlich, denn solcher Mißgeburten religiöser Schwärmerei findet man mehrere. So z. B. sieht man noch jetzt vor dem Kielschen Thore der Stadt Sangerhausen in Thüringen zwei steinerne Säulen, welche ein Ludwig von der Asseburg 1557 aufrichten ließ, um damit die Länge des Weges anzudeuten, auf dem Christus sein Kreuz selbst tragen mußte, wovon er das Maaß auch mit aus dem gelobten Lande zurückgebracht hatte.

Veits drei Erbinnen behielten beim Verkauf des Schlosses das Kapital, für dessen jährliche Zinsen der heiligen Jungfrau ewige Messen gelesen werden sollten, für sich, indem sie es besser anzuwenden glaubten. Wer möchte auch hierunter, ohne dem schönen Geschlecht zu nahe zu treten, einen andern Beweggrund suchen wollen! Dieser

Mangel an Gelde zum Messelesen und die Reformationszeit bewirkten daher den allmähligen Verfall der Kapelle.

Uebrigens sind die Berneckschen Schlösser, wie auch ihre Geschichte schon lehrt, nicht unter die Reihe der Raubschlösser zu setzen, indem sie immer die friedliche Wohnung der Beamten waren.

* * *

Ruinen merkwürdiger Gegenden und Alterthümer des fränkischen Kreises, 1stes Heft: die Gegend von Berneck, von J. G. Hentze, Baireuth, 1790. 4.; und: Ruinen, Alterthümer und noch stehende Schlösser auf und an dem Fichtelgebirge (von Helfrecht), Hof, 1795. 8., sind die Quellen, aus denen ich die vorstehenden Nachrichten geschöpft habe. In ersterm findet man zwei perspektivische Ansichten des Städtchens und der Ruinen von Berneck, in letzterm eben solche Ansichten der Schlösser und der Kapelle, wie auch Grundrisse von allen dreien. In ästhetischer Hinsicht haben sie wenigen Werth, sie geben aber ein deutliches Bild von den Ruinen, welche wohl werth wären, durch die Hand eines Künstlers dargestellt zu werden; denn die zwei Blätter, welche Küffner in 4. lieferte, lassen auch noch manchen Wunsch übrig.

17.

Strausberg.

Dort wirbelten Dirnen im Prunksaal hinab,
hier tönten die Becher mit Wein.
Der Prunksaal zertrümmert, die Dirnen im Grab,
die Wind' ihre Asche zerstreun.

B. G.

17.

Strausberg.

Es wird mir recht schwer, die Fülle von heiligen reinen Empfindungen und Gefühlen in mich zu verschließen, welche die Erinnerung an Strausbergs Ruinen so lebendig in mir hervorrufen, welche die lieblichen Bilder aus einer recht frohen Zeit meines Lebens mir wieder mit allen seinen Reizen vorhalten, indem ich hier den Namen Strausberg niederschreibe. Hier war es, wo ich einst die glücklichsten Stunden meiner ernstern Jugend verlebte. Hier, mitten unter dem verfallenen Gemäuer, saß ich oft, im traulichen Zirkel einer achtungswerthen Familie, auf einer Ruhebank, die sie Sanssouci nannte, und von wo man der lieblichsten Aussicht in die Ferne genoß. Hier saß ich öfters noch an der Seite eines Freundes, für den mein ganzes Ich durchglühte, mit dem ich schwärmte in Plänen für unsere Zukunft, mit dem ich schwärmte im reinsten Genusse unseres lieben Bundes. Hier erschien mir die Erde voll ihrer Menschen im rosenfarbenen Lichte, die Heiligkeit der Freundschaft im klarsten Schein. Der Zauber der vor uns ausgebreiteten Landschaft, der Zauber der roman-

tischen Burgruine um uns her, und eine reiche lebendige Phantasie, voll Ahnung und Sehnsucht nach entlegenen Zielen, ach! wohin versetzten uns diese nicht, welche süße Träume goß diese in die leichten Stunden! — Selige, glückliche Augenblicke waren das! O Erinnerung, führe sie mir nicht oft zurück, denn — sie sind dahin und nie kehren sie wieder, nie. Der Schauplatz hat sich geändert. Der Blick auf sie, auf jene verschwundene Zeit der Jugend und Unbefangenheit ist bittersüß, ist wehmüthig stimmend. Zerflossen sind sie, jene Gebilde, jene Träume der Jahre des arglosen Frohsinns, zerflossen in der wirklichen Welt, im Leben unter Menschen — wie sie sind. Verhältnisse und Zeit haben den Zauberspiegel, in dem ich damals alles um mich her erblickte, zerbrochen, und mit gepreßtem Herzen sehe ich hin auf seine Trümmern.

Doch — zu viel schon der Worte für mich und nur für Wenige noch!

Die Ruinen des Schlosses Strausberg liegen im Fürstenthume Schwarzburg, Rudolstädtschen Antheils, im Amte gleiches Namens; Nordhausen ist drei, Sondershausen zwei Stunden davon entfernt.

Der Erbauer desselben ist unbekannt, seine frühesten Besitzer waren aber die Grafen von Kirchberg, welche das eine halbe Stunde davon gelegene Schloß Kirchberg bewohnten. Von ihnen bekam es im 13ten Jahrhunderte die reiche und ansehnliche Familie Kämmerer pfandweise in Besitz, welche sich nach ihren verschiedenen Besitzungen

bald Kämmerer von Mühlhausen, Kämmerer von Almenhausen, Kämmerer von Strausberg u. s. w. nannten. Im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts traten diese das Schloß an die Grafen von Hohnstein, wahrscheinlich kaufweise, ab. Zwischen den Jahren 1308 und 1320 geschah dieß zuverlässig, denn unter noch vorhandenen Urkunden schrieben sie sich im Jahre 1308 Herren von Strausberg, und 1320 vormalige Herren von Strausberg. Auch findet man, daß sich schon 1324 Graf Dietrich III. von Hohnstein Herr von Sondershausen und Strausberg schrieb, und sein Sohn Heinrich III. auf dem Schlosse Strausberg oft residirte. Dieser Graf Heinrich starb 1356 nach Ostern ohne männliche Erben. Da er mit seinen Schwiegersöhnen, den Grafen Günther XXV. und Heinrich XVI. von Schwatzburg einige Jahre vorher ein vom Kaiser auch bestätigtes Successionspactum errichtet hatte, so fiel nach seinem Tode die Herrschaft Sondershausen und Strausberg an diese.

Graf Heinrich liebte Strausberg sehr. Das dabei gelegene Dorf, wovon man jedoch gegenwärtig nichts mehr sieht, suchte er auf alle Art zu heben. Mit Kaiser Karls IV. Erlaubniß und Bestätigung wandelte er es in einen Marktflecken um, und erhielt darüber, so wie über das dazu gehörige Gebiet, die Gerichtsbarkeit über Hals und Hand, ohne weitern Einfluß der kaiserlichen Vögte. Auch das Schloß wurde von ihm verbessert und vergrößert.

Siebzehn Jahre lang war er aber nur Besitzer davon, denn 1373 starb er, und seine Länder fielen an seine

Vettern. Diese errichteten im Jahre 1419 einen Erbvertrag mit dem Grafen zu Stolberg und Wernigerode, in welchem sie eine wechselseitige Succession in ihren Besitzungen verabredeten. Da nun der Erzbischof von Mainz Lehnsherr verschiedener in diese Erbverbrüderung mit eingeschlossener Oerter und Schlösser war, so war dessen Einwilligung dabei nöthig. Diese zu geben, weigerte sich derselbe auch nicht; er belieh alle diese Grafen zur gesammten Hand mit seinen Lehnen, begab sich zugleich gewisser Ansprüche, die er auf das auch Schwarzburgsche Städtchen Heringen in der goldenen Aue, jetzt der Schwarzburg-Rudolstädtschen Linie gehörig, hatte jedoch alles dieß unter der Bedingung, daß dafür Strausberg und der Ort Keula, der gegenwärtig der Schwarzburg-Sondershäusischen Linie gehört, bei dem Stifte Mainz zu Lehn gehen sollten. Dieß wurde zugestanden, und seitdem war Strausberg ein mainzisches Lehn.

Sowohl die Grafen von Hohnstein als die von Schwarzburg hatten stets Burgmänner oder Burgvögte auf Strausberg, welche in ihrer Abwesenheit für die Vertheidigung desselben Sorge tragen mußten. Die vornehmsten davon waren die von Werther, von Germar, von Wittern, von Türcherode, von Wurmb, von Gleichen u. s. f.

Bis zum Jahre 1465 fiel nichts Bedeutendes in der Geschichte Strausbergs vor. Da aber wurde es mit allem, was dazu gehörte, den Dörfern Immenrode, Kirchberg, Wangen, Strausberg und Wolkramshausen von dem

dem Grafen Heinrich dem 31sten, an Bethmann von Tütcherode, der wahrscheinlich damals eben Burgvogt des Schlosses war, für 500 Mark Silber wiederkäuflich abgetreten. Zugleich wurde festgesetzt, daß, wenn der von Tütcherode ohne Leibeserben stürbe, Lutze Worm (von Wurmb) in dem unter Strausberg liegenden Dorfe Großen-Furra (jetzt preußisch) ganz in seine Stelle treten, jedoch verbunden seyn solle, gegen Erlegung der Hälfte obiger Summe sämmtliche Besitzungen wieder zurückzugeben. Was den Grafen Heinrich bewegen mochte, diese Veräußerung vorzunehmen, sagt die Geschichte nicht. Wahrscheinlich aber brauchte er Geld, das in den damaligen Zeiten nicht anders zu erhalten war, als wenn man Land und Leute dafür versetzen konnte.

Graf Günther von Schwarzburg löste 83 Jahre nachher Strausberg wieder ein. Er muß aber auch nicht in besondern Umständen gewesen seyn; denn er mußte, um dieß zu bewerkstelligen, 1800 Gulden erborgen. Nach dieser Zeit ist es nie wieder in fremden Händen gewesen, sondern immer beim Hause Schwarzburg geblieben.

In einer Theilung der Grafen, welche 1552 geschah, erhielt Graf Wilhelm das Schloß Strausberg. Seine Residenz war in Frankenhausen, aber er hielt sich oft, besonders im Sommer, mit seinem Hofstaat auf dem Strausberge, dem er sehr gewogen war, auf. Im Jahre 1584 ließ er das ganze Schloß repariren, was noch jetzt die Jahrzahl über dem Eingange des mittelsten Gebäudes beurkundet, und starb auch daselbst im Jahre 1598. Seit

dem hat keiner der nachfolgenden Besitzer wieder hier gewohnt, noch sich daselbst lange Zeit aufgehalten. Jetzt gehört es der Rudolstädtschen Linie des Hauses Schwarzburg.

Zwar ist es nicht ganz verfallen, alle Gebäude sind auch noch mit Dächern versehen, aber die alles zerstörende Zeit hat schon vieles mürbe gemacht; und da ihm alle Fenster mangeln, so ist es den Verwüstungen des Wetters ganz ausgesetzt. Schade ist es, daß man seinem Untergange nicht Einhalt thut, denn die Aussicht aus den obern Gemächern ist überaus lieblich und reizend. Man sieht die ganze Kette der Harzgebirge, den Brocken, und nächst mehrern Dörfern die Stadt Nordhausen vor sich. Auf den übrigen Seiten wird es von Waldungen umgeben; denn es liegt zwar auf einem hohen langen Gebirge, aber nicht dicht am Abhange desselben, sondern mehr zurück, so daß es nur durch ein enges tiefes Thal, zwischen zwei hohen Bergen hindurch, jenen freien Blick hat. Aber eben dieser beschränkte Gesichtskreis, diese Verborgenheit im Gebirge, giebt der Aussicht einen melancholisch-sanften Charakter. Wer in stiller Abgeschiedenheit, entfernt vom Getümmel der Welt, einsam und still leben wollte, für den wäre das Schloß Strausberg ein passendes Plätzchen.

Der Gemächer sind noch viele. Ein großer Saal mit Resten von Malereien, und eine kleine Kirche, worin noch jetzt von dem Prediger des Dorfes Immenrode alle vierzehn Tage Gottesdienst gehalten wird, sind die erhaltensten Theile darin. Diese Kirche stifteten die Grafen

von Hohnstein. Sie war reichlich dotirt, hatte einen eigenen Prediger, mehrere Hufen Land, Zinsfrüchte, und besaß auch das noch vorhandene Vorwerk beim Schlosse Kirchberg. Bis zur Reformation stand sie unter der geistlichen Inspektion des Erzbischofs zu Mainz, und seines Archidiakonus, des Probsts zu Jachaburg, welches Kloster eine gute Stunde davon lag. Graf Wilhelm von Schwarzburg, der eine Betschwester zur Frau hatte, ließ, auf Veranlassung ihrer unersättlichen Bigotterie, diese Kirche ganz neu einrichten, einen Altar und einen Taufstein aus Muschelmarmor, welchen man nicht weit vom Schlosse brach, verfertigen, und auch eine neue Kanzel bauen. Noch jetzt sieht man in einem der Fenster die gemahlten Wappen Wilhelms und seiner Ehefrau nebst ihrem Namen, und hinter dem Altar stehen folgende Chronostichen:

hIC DIVInae aeDeM trIaDI pIetate faCraVIt
sLICorVM VIVVM stIrpIs eLysIa DeGVs.

Elisabeth war eine Gräfin von Schlicken. Ferner:

qVIsqVIs es aVDItor VerbI, sI ConCIo sana,
perCIpIas Vera CoeLICa Verba fIDe.

Der veralteten Spielerei zu Folge findet man in den ersten beiden Zeilen die damalige Jahrzahl der Welt, und in den letzten die Jahrzahl der christlichen Zeitrechnung 1590, wo diese Wiederherstellung der Kirche vorgenommen war.

Um die Außenseite des Schlosses läuft ein tiefer, in den Felsen gehauener Graben, über welchen vordem eine Zugbrücke führte, jetzt aber eine fest liegende angebracht

ist. Im Hofe steht ein hoher, runder, wohlerhaltener Thurm, auf dessen Spitze sich noch eine Fahne dreht. Der ehemalige Ort Strausberg ist verschwunden, aber dicht neben dem Schlosse liegt ein fürstliches beträchtliches Gut gleiches Namens.

* * *

Der historischen Nachrichten lieferte Mülleners Beschreibung einiger Bergschlösser in Thüringen, Leipzig, 1752. S. 71; die örtlichen Angaben meine genaue Bekanntschaft mit Strausberg.

18.

Norbeck bei Marburg.

Schweigen ruh't in der Burg; den Hain durchjubeln nicht mehr Hörner der Jagd: nur im Geklüfte tönt die Klage der Eul' und auf den Zinnen Rabengekrächze.

18.

Nordeck.

Drei Stunden von Marburg erhebt sich eine waldige Anhöhe, der kalte Steg genannt, auf deren Gipfel das Schloß Nordeck lag. Noch sieht man davon eine hohe Warte und einzelne Ruinen. Die Mauern der erstern sind zehn Werkschuh dick. Inwendig findet man Spuren einer bis oben hinauf gehenden Wendeltreppe. Einer der letzten Inhaber des Schlosses, der im Jahre 1794 verstorbene Geheimerath von Rau, ließ einmal in den Boden dieser Warte graben, fand aber nichts als Skelette und Knochen von Menschen, die vielleicht auf die traurigste Art ihr Leben in diesem Kerker geendet hatten. Neben der Warte steht ein noch bewohnbares Gebäude, dessen gothische Bauart beurkundet, daß es aus spätern Zeiten abstamme, und kein Theil der alten Burg war. Auch giebt eine Inschrift über der Thür des Flügelgebäudes den Freiherrn Philipp Adolph von Rau, den Stifter der Nordecker Linie, als den vermuthlichen Wiederhersteller und Verbesserer des Gebäudes, und darunter den 18ten März des Jahres 1675 an. Aus den Fenstern dieses Gebäudes übersieht man eine schöne Landschaft, reich an den mannichfaltigsten Abwechselungen. Gegen Mittag liegt im Vordergrunde das Dorf Nordeck nebst mehrern Mühlen, weiterhin andere Dörfer. Das Flüßchen, die Lumde, schlängelt sich durch ein Thal, und in der weite-

[illegible] das unter dem Namen des Vogelberges [illegible] hervor. Gegen Abend sieht man das [illegible] und gegen Mitter- [illegible] mit Wald bewachsenen Felsen, der braune [illegible] Nord-Ecke das [illegible] sollen.

[illegible] Nach- [illegible] zusammenhängende, [illegible] des Schlosses Nordeck [illegible]

[illegible] Nordeck mit dem übrigen [illegible] Der [illegible] bestimmen. [illegible] Nordeck [illegible] Reichs- [illegible] Nordeck [illegible] die- [illegible] des Ge- [illegible] ist, gewesen zu seyn.

Die Geschichte des [illegible] nebst Nordeck reicht bis in die frühesten Zeiten hinauf. Volkssagen und eine geschriebene Chronik melden zwar, daß Karl der Große seine beiden Waffenträger Enidebert und Ohlhard damit beschenkt habe, welche Nordeck und das unweit davon im Thale gelegene Schloß Rabenau erbauet hätten; allein das sind unerweisliche Behauptungen. Erbliche Namen hatte man zu jener Zeit noch gar nicht, und an gültigen Urkunden fehlte es ganz. Solche Erzählun- [illegible] meist in einer Periode, wo man das Ver- [illegible] nur nach Jahrhunderten abmaaß, und

ihm Vorfahren aus einer Zeit andichtete, die für uns ein undurchdringliches Dunkel bleiben wird. Vielleicht war Nordeck eine von den Herrschaften, welche Karl der Große in Deutschland angeordnet hatte, deren jeder er einen Landrichter oder Grafen vorsetzte. Diese Landrichter machten sich in der Folge zu erblichen Herren solcher Distrikte: und daher kann jene Fabel entstanden seyn.

Der erste Herr von Nordeck, von dem mit Gewißheit etwas gesagt werden kann, hieß Thiemo, und lebte ums Jahr 1080. Seine Gattin war Hildegard, Gräfin von Thüringen, eine Tochter Ludwigs des Bärtigen. Vielleicht war er einer von den duodecim militaribus, die mit Ludwig dem Bärtigen auf gut Glück nach Thüringen kamen, wovon bei der Geschichte der Schauenburg am Thüringer Walde mehr erzählt werden wird*). Im Oktober 1336 wurde Nordeck mit 300 Mark Silbers dem Landgrafen Herrmann von Hessen, dem Sohne Otto's I., einem jüngern Bruder des regierenden Landgrafen Heinrichs des Eisernen, von diesem zur Appanage eingeräumt, und Herrmann schlug seinen Wohnsitz da auf. Er besaß es bis an seinen Tod, 1367, und ward gewöhnlich Herrmann von Nordeck genannt. Nach seinem Tode fiel es an Heinrich den Eisernen zurück, der es einige Jahre darauf nebst dem Städtchen Allendorf an Herrmann Schutzbar, genannt Milchling, zur Belohnung treuer Dienste, und weil er ihm 5654 Pfund Heller geliehen, womit er Homburg von den von Riedeseln wieder eingelöst hatte,

*) im 4ten Bande.

gab. In der Zeit von 1395 bis 1427 scheint es wieder von dieser Familie abgekommen zu seyn. An wen es aber nun gelangte, ist unbekannt. Eben so wenig weiß man, zu welcher Zeit Nordeck an die Familie von Nordeck, welche jedoch nicht von der ältern Familie dieses Namens abstammt, oder wann es an die Familie von Rau zu Holzhausen, welche es gegenwärtig besitzt, gekommen ist, oder ob und wie lange diese beiden Familien zugleich im Besitze desselben gewesen sind.

Die noch blühende Familie der von Nordeck zur Rabenau scheint, wie ich eben erwähnte, nicht von den ältesten Nordeckern abzustammen. Höchst wahrscheinlich waren sie anfänglich nur Burgmänner und Vasallen der alten Herren von Nordeck, welche die Burg Nordeck zu vertheidigen hatten, aber deswegen auch, wie im Mittelalter oft geschah, den Namen ihrer Lehnsherren, oder der Burgen, die sie vertheidigen mußten, mit angenommen haben. Aehnliche Beispiele liefern im Nassauschen die adeligen Geschlechter v. Nassau, v. Dietz, so wie in Thüringen die v. Beichlingen, v. Sangerhausen, v. Wiehe u. s. f., welche sämmtlich zum niedern Adel gehörten, Vasallen und Burgmänner der Grafen und Dynasten gleiches Namens waren, und die Namen ihrer Lehnsherren geführt haben.

* * *

Die Hessischen Denkwürdigkeiten von Justi und Hartmann, 1ster Bd. 1799, sind die Quelle, aus der Vorstehendes gezogen ist. Eine Abbildung der Ruinen ist mir nicht bekannt.

19.

Rötteln.

Seht ihr die zerstörte Veste
dort auf jenem Hügelrund?
Drohend starren ihre Reste
nach dem nahen Wiesengrund.
Den ergreift ein ängstlich Beben,
der allein die Kühnheit hat,
und in grauer Dämm'rung Weben
diesen ernsten Trümmern naht!

Juſti.

19.

Rötteln.

Am Ufer des Rheinstroms und im Anfange des Wiesenthals, 2½ Stunde von Basel und eine halbe Stunde von Lörrach im großherzoglich Badenschen Oberamte Rötteln, liegt die Ruine von Rötteln auf einem nicht sehr hohen fruchtbaren Berge. Ungeachtet dieser geringen Höhe des Berges hat man doch auf ihm eine vortreffliche Aussicht, besonders in das schöne Wiesenthal. Der dabei liegende kleine Ort Rötteln kommt schon ums Jahr 898 in einer Urkunde vor. Wann aber das Schloß erbaut ist, läßt sich nicht bestimmen. Im Anfange des eilften Jahrhunderts gehörte es schon Herren von Rötelein, von welchen 938 einer dem ersten Turnier in Magdeburg beigewohnt haben soll. Es waren stattliche Ritter, deren Besitzungen nicht gering gewesen zu seyn scheinen. Sie gehörten zu den angesehensten Familien, und waren mit vielen fürstlichen Häusern nahe verschwägert. Markgraf Rudolph I. von Hochberg-Sausenberg hatte eine Dynastin von Rötteln zur Gemahlin, daher er auch 1311, wo Walther von Rötteln ohne Kinder starb, die Herrschaft Rötteln mit des-

18.

Nordeck.

Drei Stunden von Marburg erhebt sich eine waldige Anhöhe, der kalte Steg genannt, auf deren Gipfel das Schloß Nordeck lag. Noch sieht man davon eine hohe Warte und einzelne Ruinen. Die Mauern der erstern sind zehn Werkschuh dick. Inwendig findet man Spuren einer bis oben hinauf gehenden Wendeltreppe. Einer der letzten Inhaber des Schlosses, der im Jahre 1794 verstorbene Geheimerath von Rau, ließ einmal in den Boden dieser Warte graben, fand aber nichts als Skelette und Knochen von Menschen, die vielleicht auf die traurigste Art ihr Leben in diesem Kerker geendet hatten. Neben der Warte steht ein noch bewohnbares Gebäude, dessen gothische Bauart beurkundet, daß es aus spätern Zeiten abstamme, und kein Theil der alten Burg war. Auch giebt eine Inschrift über der Thür des Flügelgebäudes den Freiherrn Philipp Adolph von Rau, den Stifter der Nordecker Linie, als den vermuthlichen Wiederhersteller und Verbesserer des Gebäudes, und darunter den 18ten März des Jahres 1675 an. Aus den Fenstern dieses Gebäudes übersieht man eine schöne Landschaft, reich an den mannichfaltigsten Abwechselungen. Gegen Mittag liegt im Vordergrunde das Dorf Nordeck nebst mehrern Mühlen, weiterhin andere Dörfer. Das Flüßchen, die Lumde, schlängelt sich durch ein Thal, und in der weite-

sten Ferne ragt das unter dem Namen des Vogelberges bekannte Gebirge hervor. Gegen Abend sieht man das Städtchen Allendorf an der Lumde, und gegen Mitternacht einen steilen mit Wald bewachsenen Felsen, der braune Stein genannt, von welcher schauerlicher Nord-Ecke das Schloß den Namen erhalten haben soll.

Beim gänzlichen Mangel an glaubwürdigen Nachrichten läßt sich durchaus keine zusammenhängende, sondern nur Bruchstücke der Geschichte des Schlosses Nordeck liefern. Dieß sind folgende:

In alten Zeiten machte Nordeck mit dem übrigen Londorfer Grunde eine eigene Herrschaft aus. Die Grenzen derselben lassen sich aber nicht mehr genau bestimmen. Ihre Besitzer, die Herren von Nordeck, waren Reichsherren oder Dynasten. Nordeck scheint der Hauptsitz dieser Dynastie und das ursprüngliche Stammhaus des Geschlechts derer von Nordeck, das jedoch längst erloschen ist, gewesen zu seyn.

Die Geschichte des Londorfer Grundes nebst Nordeck reicht bis in die frühesten Zeiten hinauf. Volkssagen und eine geschriebene Chronik melden zwar, daß Karl der Große seine beiden Waffenträger Childebert und Ohlhard damit beschenkt habe, welche Nordeck und das unweit davon im Thale gelegene Schloß Rabenau erbauet hätten; allein das sind unerweisliche Behauptungen. Erbliche Namen hatte man zu jener Zeit noch gar nicht, und an gültigen Urkunden fehlte es ganz. Solche Erzählungen entstanden meist in einer Periode, wo man das Verdienst des Adels nur nach Jahrhunderten abmaaß, und

ihm Vorfahren aus einer Zeit andichtete, die für uns ein undurchdringliches Dunkel bleiben wird. Vielleicht war Nordeck eine von den Herrschaften, welche Karl der Große in Deutschland angeordnet hatte, deren jeder er einen Landrichter oder Grafen vorsetzte. Diese Landrichter machten sich in der Folge zu erblichen Herren solcher Distrikte: und daher kann jene Fabel entstanden seyn.

Der erste Herr von Nordeck, von dem mit Gewißheit etwas gesagt werden kann, hieß Thiemo, und lebte ums Jahr 1080. Seine Gattin war Hildegard, Gräfin von Thüringen, eine Tochter Ludwigs des Bärtigen. Vielleicht war er einer von den duodecim militaribus, die mit Ludwig dem Bärtigen auf gut Glück nach Thüringen kamen, wovon bei der Geschichte der Schauenburg am Thüringer Walde mehr erzählt werden wird*). Im Oktober 1336 wurde Nordeck mit 300 Mark Silbers dem Landgrafen Herrmann von Hessen, dem Sohne Otto's I., einem jüngern Bruder des regierenden Landgrafen Heinrichs des Eisernen, von diesem zur Appanage eingeräumt, und Herrmann schlug seinen Wohnsitz da auf. Er besaß es bis an seinen Tod, 1367, und ward gewöhnlich Herrmann von Nordeck genannt. Nach seinem Tode fiel es an Heinrich den Eisernen zurück, der es einige Jahre darauf nebst dem Städtchen Allendorf an Herrmann Schutzbar, genannt Milchling, zur Belohnung treuer Dienste, und weil er ihm 5654 Pfund Heller geliehen, womit er Homburg von den von Riedesel wieder eingelöst hatte,

*) im 4ten Bande.

gab. In der Zeit von 1395 bis 1427 scheint es wieder von dieser Familie abgekommen zu seyn. An wen es aber nun gelangte, ist unbekannt. Eben so wenig weiß man, zu welcher Zeit Nordeck an die Familie von Nordeck, welche jedoch nicht von der ältern Familie dieses Namens abstammt, oder wann es an die Familie von Rau zu Holzhausen, welche es gegenwärtig besitzt, gekommen ist, oder ob und wie lange diese beiden Familien zugleich im Besitze desselben gewesen sind.

Die noch blühende Familie der von Nordeck zur Rabenau scheint, wie ich eben erwähnte, nicht von den ältesten Nordeckern abzustammen. Höchst wahrscheinlich waren sie anfänglich nur Burgmänner und Vasallen der alten Herren von Nordeck, welche die Burg Nordeck zu vertheidigen hatten, aber deswegen auch, wie im Mittelalter oft geschah, den Namen ihrer Lehnsherren, oder der Burgen, die sie vertheidigen mußten, mit angenommen haben. Aehnliche Beispiele liefern im Nassauschen die adeligen Geschlechter v. Nassau, v. Dietz, so wie in Thüringen die v. Beichlingen, v. Sangerhausen, v. Wiehe u. s. f., welche sämmtlich zum niedern Adel gehörten, Vasallen und Burgmänner der Grafen und Dynasten gleiches Namens waren, und die Namen ihrer Lehnsherren geführt haben.

* * *

Die Hessischen Denkwürdigkeiten von Justi und Hartmann, 1ster Bd. 1799, sind die Quelle, aus der Vorstehendes gezogen ist. Eine Abbildung der Ruinen ist mir nicht bekannt.

19.

Rötteln.

Seht ihr die zerstörte Veste
dort auf jenem Hügelrund?
Drohend starren ihre Reste
nach dem nahen Wiesengrund.
Den ergreift ein ängstlich Beben,
der allein die Kühnheit hat,
und in grauer Dämm'rung Weben
diesen ernsten Trümmern naht!

Just.

19.

Rötteln.

Am Ufer des Rheinstroms und im Anfange des Wiesenthals, 2½ Stunde von Basel und eine halbe Stunde von Lörrach im großherzoglich Badenschen Oberamte Rötteln, liegt die Ruine von Rötteln auf einem nicht sehr hohen fruchtbaren Berge. Ungeachtet dieser geringen Höhe des Berges hat man doch auf ihm eine vortreffliche Aussicht, besonders in das schöne Wiesenthal. Der dabei liegende kleine Ort Rötteln kommt schon ums Jahr 898 in einer Urkunde vor. Wann aber das Schloß erbaut ist, läßt sich nicht bestimmen. Im Anfange des eilften Jahrhunderts gehörte es schon Herren von Rötelein, von welchen 938 einer dem ersten Turnier in Magdeburg beigewohnt haben soll. Es waren stattliche Ritter, deren Besitzungen nicht gering gewesen zu seyn scheinen. Sie gehörten zu den angesehensten Familien, und waren mit vielen fürstlichen Häusern nahe verschwägert. Markgraf Rudolph I. von Hochberg-Sausenberg hatte eine Dynastin von Rötteln zur Gemahlin, daher er auch 1311, wo Walther von Rötteln ohne Kinder starb, die Herrschaft Rötteln mit des-

Verstorbenen Oheim, Lutold, gemeinschaftlich erbte. Nach des Letztern Tode kam die Herrschaft ganz an die Markgrafen von Hochberg-Sausenberg, welche auch ihre Residenz aus dem alten Sausenberg in das angenehmere Rötteln verlegten.

Als diese Markgrafen ausstarben, fiel Rötteln an Christoph I., Markgrafen von Baden, von dem es noch mehr befestigt, vergrößert und verschönert wurde. Es bestand damals aus zwei festen Burgen, der obern und der untern. Die letztere hieß die Vorburg.

Nach der Theilung der Badenschen Lande, 1535, fiel es nebst der ganzen Herrschaft der jüngern Linie zu. Mehrere Markgrafen, besonders Georg Friedrich, residirten noch auf dem Schlosse.

In mehrern Kriegen wurde es belagert und eingenommen. 1333 belagerten es die Basler. Im Bauernkriege litt es auch sehr. Im dreißigjährigen Kriege wurde es 1638 vom Herzog Bernhard von Weimar erobert, weil es kaiserliche und lothringische Truppen inne hatten. Im Jahre 1678 eroberten es die Franzosen, sprengten und zerstörten es zugleich mit den Schlössern Badenweiler und Sausenburg, und seit dieser Zeit liegt es in seinen Ruinen, welche noch von seiner ehemaligen Größe und Schönheit zeugen. Im obern Schlosse findet man noch an zwei Orten über dem Portal des Wohngebäudes und über der Pforte des obersten Gebäudes das Badensche Wappen mit der Jahrzahl 1488. Auch am Hausthore der Meierei,

welche bei den Ruinen liegt, sieht man das Badensche Wappen mit der Jahrzahl 1494.

Das Erzhaus Oesterreich machte einmal Ansprüche auf die Lehnsherrlichkeit über dieses Schloß, und im Jahre 1371 ließen sich einige Markgrafen zu Insbruck vom Erzherzog Leopold damit beleihen; allein nachher geschah dieß nicht wieder, und im Jahre 1741 entsagte Oesterreich diesem Rechte ganz.

Der Ort Rötteln war sonst ein bedeutender Marktflecken, und einer Stadt ähnlich; jetzt stehen kaum noch fünf bis sechs Häuser davon.

* * *

Geographisch-statistisch-topographische Beschreibung von dem Kurfürstenthum Baden.

Ende des ersten Bandes.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX
TILDEN FOUNDATIONS

Falkenstein am Harz.

Die Ritterburgen und Bergschlösser Deutschlands.

von

Friedrich Gottschalck.

Ruinen des Hannstein.

Zweiter Band.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.

Halle,
bei Hemmerde und Schwetschke. 1817.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
816288
ASTOR LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1918 L

Die Ritterburgen und Bergschlösser Deutschlands.

Zweiter Band.

29. Kriebenstein bei Waldheim im Königreich Sachsen . . . . . Seite 115

30. Tenneberg bei Waltershausen im Herzogthum Gotha 125

31. Falkenstein an der Donau bei Linz . 139
(Vom Herrn Major von Boyneburg-Lengsfeld in Weiler.)

32. Hardegsen bei Göttingen im Königreich Hannover 149

33. Altenburg bei Bamberg im Königreich Baiern 167

34. Habichtstein bei Böhmisch-Leipa in Böhmen 185

35. Falkenstein am Harz im preußischen Fürstenthum Halberstadt 195
(Vom Herrn *** s ***.)

36. Kyffhausen in der goldenen Aue im Fürstenthum Schwarzburg-Rudolstadt . . 221

37. Rotenburg ebendaselbst . . . 249

38. Rauhenstein
39. Rauheneck } bei Baaden in Oesterreich 265
40. Scharfeneck

41. Mansfeld bei der Stadt Mansfeld in der preuß. Grafschaft Mansfeld 275

20.

Hohenstaufen

bei Göppingen.

Hier — keine Spur von jenem alten Glanz,
Nicht Spur von Kunst, von Ordnung keine Spur!
Es ist der Schöpfung wildes Chaos hier,
Das letzte Grauen endlicher Zerstörung.

v. Göthe.

20.

Hohenstaufen.

Hohenstaufen, wo vor fünf bis sechs Jahrhunderten, wenn auch nicht die größten und mächtigsten, doch die glänzendsten und geräuschvollsten deutschen Kaiser thronten, von wo aus Deutschland und Italien beherrscht und beunruhigt wurden, auf dessen Bewohner die Augen von ganz Europa, und selbst von einem großen Theile Asiens gerichtet waren, — Hohenstaufen, die Wiege des kraftvollen Barbarossa und seines großen Enkels, deren Nachkommenschaft einer unerschütterlichen Herrschaft über jens Reiche entgegensehen konnte und entgegensah, Hohenstaufen — ist nicht mehr. Verschwunden ist das mächtige Geschlecht, in Staub verwandelt liegt die kaiserliche Burg, und kaum zeigt noch ein kleiner Ueberrest von mürber Mauer die Spur vom Stammsitze der hohen kaiserlichen Dynastie der Staufen.

Lebendiger vermag wohl nicht das Gefühl des Hinschwindens aller Menschengröße, das Gefühl des Nichts aller Erdenherrlichkeit aufgeregt zu werden, als vor diesem

staufen, der manchmal im innern Hofe des Schlosses Frücht bauet. Der Berg ist rund wie ein Spitzhut, doch auf einer Seite länger als breit. Außer den Mauern, wo man herumgehen konnte, war wenig Raum. Bei dem Thore theilt sich das Schloß in zwei Theile, die besondere Mauern haben. Rechts ist kein Gebäude. Man sieht nichts als Gras, Holderstauden u. s. w. Hier stand eine Kapelle. Links in der Ecke war ein Brunnen, der nun mit Steinen angefüllt ist. Durch ein Thor geht man links in den andern Theil des Schlosses. Hier steht ein Thurm, der Mannsthurm genannt, der noch 52 Schuh hoch ist. In diesen legte man die Gefangenen. Er hatte oben, nicht unten, einen Eingang. Auf der linken Seite gegen dem Dorfe war die Wohnung des Frauenzimmers, und auf der Seite daran ein Weinkeller, jetzt aber mit Steinen angefüllt. Ich wollte hineinkriechen, konnte aber nicht. Im äußersten Eck, gegen Beuren hin, steht ein Thurm, der Bubenthurm genannt. Unten daran ist eine Höhle, die man das Heidenloch nennt. Die Mauer, die das Schloß umgiebt, ist beinahe sieben Schuh dick, von Steinen, die in der Mitte ein Viereck haben, wie die Steine der Nürnberger Stadtmauer. Sie sind noch roth vom Brand. Wir gingen darauf herum, und es ist gewiß eine anmuthige Aussicht bis an den Rhein u. s. w. Aber kein Bildniß, kein Wappen, keine Inschrift war mehr zu sehen; Brand, Regen und böse Zeiten tilgten alles aus."

Wem die Burg Hohenstaufen ihren Ursprung zu danken hat, weiß man nicht. Im Jahre 1070 muß sie aber schon gestanden haben, denn sie war da zerstört, und wurde wieder aufgebauet. Dies that ihr Besitzer, Friedrich, Graf von Büren oder Buren, der bis dahin auf der Burg Büren, (jetzt das Wäschen-Schlößle genannt), welche in der Mitte der alten Bürenschen Stammgüter lag, und der heimathliche Sitz seiner Familie war, gewohnt hatte, jetzt aber das wiederhergestellte Schloß bezog, und sich nun von Staufen, das Schloß aber, zum Unterschiede von dem darunter liegenden Dorfe Staufen, Hohenstaufen nannte. Aus alten Zeichnungen läßt sich schließen, daß dieser Bau fest und nach damaliger Art prächtig war. Seinen Vater, der auch Friedrich hieß, dessen Stammname aber unbekannt ist, weil er wohl keinen hatte, da ja vor dem 10ten Jahrhunderte die Benennung von Burgen gar nicht gewöhnlich war, nimmt man als den Stammvater des Hohenstaufenschen Geschlechts an. Mit dem Sohne aber hob es sich erst, und stieg bis zum Throne der deutschen Kaiser. Friedrich war nemlich ein treuer Anhänger Kaiser Heinrichs IV. Er begleitete ihn in allen seinen Feldzügen, stand ihm mit Rath und That bei, und blieb ihm treu, selbst als Heinrich unter Gregors Bannstrahl schmachtete und alle Fürsten von ihm abfielen. Heinrich war nicht undankbar. Er gab 1080 Friedrichen seine Tochter zum Weibe, und das, eben erledigte Herzogthum Schwaben als Mitgift, nach welchem sich nun Friedrich, Herzog von Schwaben

nannte. Aus seiner Nachkommenschaft gingen in einem Zeitraume von 117 Jahre sechs deutsche Kaiser hervor, nemlich Konrad III., Friedrich I., Heinrich VI., zugleich König von Italien, was auch Philipp, Friedrich II., Konrad IV. und Konradin waren, mit dessen Enthauptung, 1269, das Geschlecht der Hohenstaufen erlosch.

Wie stürmisch es in den damaligen Zeiten bei den römischen Königswahlen herging, wie oft es geschah, daß das deutsche Reich, in mehrere Partheien getheilt, mehr als Einen Kaiser zu gleicher Zeit hatte, wie so mancher nach dem unruhigen, nach dem stets wankenden Kaiserthrone strebte, und mit Verschleuderung seiner Erbgüter sich Anhänger und Ansehn zu seiner Aufrechthaltung zu werben suchte, das ist aus der Geschichte der Kaiser Deutschlands bekannt. Auch die Kaiser der Hohenstaufenschen Dynastie hatten mit vielen Feinden ihres Glanzes, mit Gegenkaisern zu kämpfen, und auch sie mußten sich daher oft zur Veräußerung ihrer Erbgüter in Schwaben und Franken bequemen, um sich Freunde und Macht zu verschaffen. Philipp und Konrad IV. opferten auf diese Art viel auf, und die Grafen von Württemberg bereicherten sich dabei ganz vorzüglich. Sie waren reich und mächtig, kein Wunder, daß man ihre Freundschaft suchte, erhandelte, und durch Versatz oder gar durch Verschenken großer Güter zu sichern bemüht war.

Konradin, der alles aufbieten mußte, um sich aufrecht zu erhalten, verpfändete sogar seine Stammburg

Hohenstaufen an die Schenken von Limpurg. Von diesen kam sie an die Rechberge 1274, und wanderte alsdann aus einer Hand in die andere. Denn von den Rechbergs kam sie an Kaiser Karl IV., dann an die Herzöge von Oesterreich, dann 1370 an die Brüder Hans und Wilhelm von Rietheim für 12000 ungarische Dukaten, alles pfandweise. Diese verkauften sie sechs Jahre später für eben diese Summe an den Grafen Eberhard II. von Württemberg, wodurch diese Familie nun ganz zum Besitze der Herrschaft Hohenstaufen gelangt war. Anderthalb Jahrhunderte hindurch erhielten die Württemberger diese ihnen so bequem gelegene Burg im besten Stande, und hatten einen Kommandanten nebst einer Besatzung darauf, bis sie im Bauernkriege zerstört ward. Einer dieser Kommandanten auf Hohenstaufen, und zugleich Obervoigt in Göppingen, war im Jahr 1519 Georg Stauffer. In welcher Verwirrung sich um diese Zeit das Württemberger Land befand, und was für ein trauriges Loos dabei den Herzog Ulrich traf, ist bereits bei der Geschichte des Schlosses Württemberg *) erzählt worden. Diesen Zeitpunkt hielt der Georg Stauffer, vielleicht durch seinen Namen dazu veranlaßt, für passend, sich die Burg Hohenstaufen nebst einigen Dörfern zuzueignen; allein es mißlang. Er wurde mit langer Nase abgeführt, blieb aber dessen ungeachtet noch als Kommandant auf der Burg — ein Schicksal, was in

*) Im ersten Theile, S. 257 u. f.

unsern Tagen wohl nicht ein solcher verrätherischer Festungskommandant haben möchte.

Im Jahre 1525, wo die aufrührerischen Bauern auch in diesen Gegenden gleich einem verheerenden Unwetter alle Ordnung der Dinge umzukehren suchten, lagerten sie sich am Fuße des Berges Hohenstaufen. In der Burg lag nur eine Besatzung von 32 Invaliden. Stauffer war eben abwesend, und an seiner Stelle versah Michel Reuß von Reußenstein, der sonst auf dem Schlosse Wilseck wohnte, den Dienst. Dieser alte Mann, der den Frieden mehr als den Krieg liebte, fühlte nicht den Muth, den Bauern, die freilich durch ihre Grausamkeit und durch zwei Kanonen, die sie mit sich führten, Schrecken und Furcht verbreiteten, Widerstand zu leisten. Er schlich daher in aller Stille mit der Besatzung an der hintern Seite des Berges hinab, und überließ die Burg ihrem Schicksale, die nun von den Bauern erstiegen, ausgeplündert, angezündet, und bis auf die Hauptmauern und Thürme zerstört ward.

Nachdem die württembergischen Herzöge über hundert Jahre lang Hohenstaufen unter österreichischer Herrschaft hatten sehen müssen, bekamen sie es endlich durch den westphälischen Friedensschluß 1648 wieder.

In der Kirche des Marktfleckens Hohenstaufen, das am Berge unter den Ruinen liegt, findet man neben der Kanzel, Kaiser Friedrichs des Rothbarts Bild in Lebensgröße, an einer Stelle, wo sonst eine Thür war, auf die

Wand gemahlt. Der Kopf scheint sehr alt zu seyn, das Uebrige ist aufgefrischt. Darüber stehen folgende Reime:

Hic transibat Caesar.

Der großmüthig Kaiser wohl bekannt,
Fridericus Barbarossa genannt,
Das demüthig edel deutsche Blut
Uebt ganz und gar keinen Uebermuth;
Auf diesem Berg hat Hof gehalten,
Wie vor und nach ihm die Alten;
Zu Fuß in diese Kirche ist gangen
Ohn allen Pracht, ohn Stolz und Prangen
Durch diese Thür, wie ich bericht,
Ist wahrlich wahr und kein Gedicht.

Amor honorum, terror malorum.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Kaiser Friedrich diese Kirche des zu seiner Burg gehörigen Dorfes besuchte, welches die Veranlassung zu dem Gemälde gab; aber gewiß hatte er eine eigene Burgkapelle, und beehrte nur dann und wann diese Kirche seiner Leibeigenen mit seinem Besuche.

Ich füge hier noch kurz die Geschichte der Erlöschung des Hohenstaufenschen Hauses, das nur zwei Jahrhunderte hindurch blühte, hinzu.

Konrad IV. aus diesem Hause, Herzog von Schwaben, König in Neapel und Sicilien, und römischer König, starb plötzlich im Jahre 1254. Sein einziger Sohn, und der letzte Zweig des Hohenstaufenschen Geschlechts, Konrad, oder wie ihn die Italiener nannten, Konradin,

Erbkönig in Neapel und Sicilien, war damals erst zwei Jahre alt. Er wurde bei seinen mütterlichen Seitenverwandten in Baiern erzogen, und hatte den Markgrafen Berthold von Hochberg zum Vormund. Dieser konnte jedoch nicht verhindern, daß Manfred, ein natürlicher Sohn Friedrichs II., Konradins Großvater, sich zum Herrn in Neapel und Sicilien aufwarf. Papst Innocenz IV., der heftigste Feind des Hauses Hohenstaufen, benutzte die allgemeine Bestürzung über Konrads IV. Tod, stellte sich zwar, als ob er dem jungen Konradin eben dieses sein Erbkönigreich erhalten wollte, nahm es aber dennoch selbst in Besitz, und verrieth deutlich, daß er damit umging, das Meiste für sich zu behalten, denn er bestätigte den Manfred nur im Besitz des Fürstenthums Tarent.

In Deutschland verursachte indessen die Wahl des neuen Königs große Zwistigkeiten und Partheien. Wilhelm von Holland wurde zwar von einigen zum Könige angenommen, er blieb aber zwei Jahre darauf, 1256, schon wieder in einer Schlacht, wo sein Pferd auf dem Eise stolperte und er von den Friesen niedergehauen ward. Nun wurde die Verwirrung in Deutschland noch größer. Der Papst Alexander IV. drohte jedem Wahlfürsten mit dem Banne, der für Konradin stimmen würde, und empfahl dagegen Richard von Cornwallis, einen Bruder Heinrichs III., Königs von England. Durch Verschwendung vielen Geldes setzte dieser seine Wahl zwar durch, aber nach drei Jahren verließen ihn die Fürsten, und wollten

unter andern auch Konradin wählen. Ein erneuerter Bannstrahl Papst Urbans IV. hielt sie aber davon zurück. Konradin war indessen 14 Jahr alt geworden, und sah wohl ein, daß er das Aeußerste wagen müsse, um wenigstens zum Besitze seines Erbkönigreichs, um das sich noch immer Manfred, der Papst und Karl von Anjou stritten, zu gelangen. Er sammelte daher ein Heer, und obgleich der Papst auch hier wieder Bannblitze gegen alle die schleuderte, die es wagen würden, ihm beizustehen, so machten doch einige Fürsten den Zug mit, worunter auch Konradins Oheim, Herzog Ludwig von Baiern, und Graf Meinhard von Tyrol, sein Stiefvater, waren. Sie begleiteten ihn aber nur bis nach Verona, und kehrten da um, als ob sie sein Unglück vorhergesehen hätten. Ludwig ließ sich vorher seine übrigen Güter theils schenken, theils seinem Bruder Heinrich die obere Pfalz verpfänden. Der Prinz Heinrich von Kastilien, sein Vetter, suchte wenigstens einen guten Erfolg zu befördern; aber der Prinz von Baden, Friedrich, den Einige auch von Oesterreich nennen, weil er Ansprache darauf machte, war es vor allen andern, der ihn begleitete, und in Noth und Tod bei ihm aushielt. — Viele andere, die bei ihm waren, gingen in Italien wieder zurück, entweder weil sie das Unternehmen für viel zu gefährlich hielten, oder weil sie sich bereits aufgezehrt hatten.

Die Städte der Lombardei nahmen Konradin gefälliger auf, als keinen der vorigen Kaiser. Bald kam er nach Rom, wo er seine Armee durch den Zulauf sehr ver-

größerte. Da er bei dem Papst weder Vermittelung noch gütige Einräumung seines Erbkönigreichs erlangen konnte, so rückte er nach Apulien, wo er es auf eine Hauptschlacht mußte ankommen lassen. Diese erfolgte zwischen ihm und Karl von Anjou, bei Palenza, am Celaner See, den 23sten August 1268. Anfänglich war das Glück ganz auf seiner Seite. Die Franzosen wurden geschlagen, und fliehend zurückgetrieben, und nun plünderten die Deutschen das Gepäck, und zerstreueten sich der Beute halber. Dieser Zufall, der eben nicht ungewöhnlich, aber immer schädlich war, brachte den unglücklichen Prinzen um den Sieg. Einer der Heerführer Karls, der wenige Stunden vorher aus Asien angekommen war, bemerkte von einer Anhöhe, nahe am See, die Unordnung der deutschen Truppen, und benachrichtigte Karln davon. Plötzlich sammelten sie neue und ausgeruhete Truppen um sich her, griffen die Deutschen von neuem an, und schlugen sie bei der Verwirrung leicht in die Flucht. Eine große Anzahl büßte auf dem Schlachtfelde das Leben ein.

Konradin und sein treuer Freund Friedrich mußten fliehen. Verkleidet kamen sie auf Umwegen in das Städtchen Astura, das im päpstlichen Gebiete lag. Von da wollten sie das Pisa'sche überschiffen. Um einige Lebensmittel hierzu anzuschaffen, gab Friedrich dem Schiffsmann einen kostbaren Ring, denn an Gelde fehlte es ihnen, um ihn zu verhandeln, und allerlei dafür einzukaufen. Dieser bot ihn in verschiedenen Häusern an, und da man ihn oft fragte, woher er den Ring erhalten, so sagte er,

von

von einem jungen Herrn. Der Kommandant des Orts, mit Namen Frangipani, hörte davon, ließ den Ring zu sich holen, schloß aus der Kostbarkeit desselben auf den Stand seines Besitzers, und ließ sogleich die beiden Prinzen gefangen nehmen.

Man erkannte sie. Karl von Anjou, der sich nach der gewonnenen Schlacht zum Könige von Neapel erklärt hatte, erhielt nicht so bald Nachricht davon, als ihm Frangipani die Prinzen ausliefern mußte. Er ließ sie einsperren, war aber nicht gleich schlüssig, was er mit ihnen anfangen solle. Sein Schwiegersohn, Robert von Flandern, rieth ihm, großmüthig zu handeln, dem einen seine Tochter, dem andern seine Base zur Gemahlin zu geben, wodurch er sie sich Beide zu Freunden machen werde. Dies paßte aber nicht in Karls Plan. Um diesen schicklicher ausführen zu können, fragte er den Papst Klemens IV. um Rath. Er wußte wohl, daß dieser, so wie alle vorhergehende Päpste, für die Vertilgung des Hohenstaufenschen Geschlechts seyn werde, was er im Stillen auch wünschte. Dieser schrieb ihm nun die bekannten Worte zurück: Vita Conradini, mors Caroli; mors Conradini, vita Caroli, welche Karln höchst willkommen waren. Um jedoch den Schein des Rechts für sich zu haben, wurden die beiden Prinzen als Friedensstörer, als Feinde der Kirche und des Königs Karl, von ihm selbst angeklagt, der Prozeß kurz gemacht, und auch bald das Urtheil der Enthauptung über sie ausgesprochen.

Die unglücklichen Schlachtopfer wurden wirklich auf das Blutgerüst geführt. Der königliche Kanzler, Robert, las das Todesurtheil laut ab. Konradin, der seiner Jugend ungeachtet, die Fassung nicht verlor, spie ihm ins Gesicht, und sagte mit fester Stimme: „Wer macht dich so kühn, über königliches Geblüt ein Urtheil zu fällen? Ich protestire dawider vor Gott, und bezeuge, daß mir an allen Verbrechen, die man mir aufbürdet, Unrecht geschieht.“ Da dies aber keinen Erfolg hatte, wenn auch gleich die Zuschauer äußerst gerührt waren, so wandte er sich gegen die andere Seite; und da er den Truchseß Heinrich von Waldburg erblickte, zog er seinen Siegelring ab, steckte ihn in seinen Handschuh, und warf ihn dem Truchseß mit den Worten zu: „Ueberbringt diesen meinem Vetter, Peter, König von Arragonien, und vermeldet ihm, daß ich ihn hierdurch, statt eines ordentlichen Testaments, zum Erben meiner Königreiche Neapel und Sicilien erkläre.“ Der Truchseß war auch so glücklich, im Gedränge durchzukommen. Bald war er bei dem König Peter, dem er pünktlich diesen Auftrag ausrichtete, und der ihn auch nachgehends glücklich vollführte.

Das Todesurtheil wurde hierauf vollstreckt. Schluchzen und Weinen der Zuschauer war dabei allgemein. Zuerst stieg der zwanzigjährige Prinz, Friedrich von Baden, auf das Blutgerüst, kniete nieder, und sein Haupt fiel unter der Schärfe des Beils. Konradin hob es auf, und küßte es. Jammernd beklagte er, daß er den einzigen Sohn einer trostlosen Mutter, wider ihren Rath und

Willen, mit in dies Unglück gezogen habe. Er selbst, kaum 16 Jahre alt, wurde nun auch zum Tode hingeführt, und plötzlich fiel auch sein Haupt von dem jugendlichen Nacken. Der königliche Stamm der Hohenstaufen war dahin, und endete sich mit diesem letzten erst aufblühenden Zweige. Nach ihm mußte noch Gerhard, Graf von Pisa, ingleichen ein schwäbischer Edelmann von Hirnheim, und andere, die es mit Konradin gehalten, und in der Schlacht gefangen wurden, unter dem Mordbeil das Leben lassen. Es war der 29ste Oktober 1269. Man sagt, daß Karl, der durch diese That in den Annalen der Menschheit auf ewig gebrandmarkt seyn wird, dieser Schauder erregenden Hinrichtung von einem hohen Thurme heimlich und mit großem Vergnügen zugesehen habe.

Vielleicht wäre doch dieses höchst ungerechte Urtheil nicht vollführt worden, wenn Graf Robert von Flandern damals nicht abwesend gewesen wäre. Er war aber eben auf der Heimreise begriffen, und da er unterweges mit Entsetzen erfuhr, was der König, sein Schwiegervater, mit diesen beiden Prinzen vorhabe, kehrte er plötzlich um, und eilte so schnell als möglich, um sie noch zu retten. Aber er kam zu spät. Voll des heftigsten Unwillens und Abscheues über eine so gräuliche Handlung, suchte er den Kanzler Robert auf, warf ihm sein schändliches Betragen vor, daß er sich zur Verurtheilung dieser trefflichen Prinzen habe gebrauchen lassen, und stieß ihn nieder. Darauf gar er Befehl, auch den Henker zu tödten, damit nie-

mand auf der Welt sey, der sich rühmen könnte, er habe ein so edles und hohes Blut vergossen.

Karl genoß den unrechtmäßigen Besitz des Königreichs nur vierzehn Jahre lang. Durch einen sehr geheim veranstalteten Aufstand wurden 1282 in wenigen Stunden 8000 Franzosen, die allgemein gehaßt wurden, erschlagen. Zu gleicher Zeit kam König Peter von Arragonien mit einer Flotte dazu, und behielt die Oberhand. Ja, sein Admiral schlug einige Jahre darauf (1285) die Flotte Karls des Henkenden, und bekam ihn gefangen. Darüber kümmerte sich Karl von Anjou, Vater von jenem, so sehr, daß er seinen stolzen Geist ausblies. König Peter wollte zwar den Tod Konradins an dem jungen Karl rächen, aber seine Gemahlin Constantia erbat ihm das Leben. Sicilien blieb bei Arragonien oder Spanien viele Jahrhunderte hindurch.

* * *

Benutzt habe ich bei Vorstehendem: Sattlers württembergische Geschichte. Hohenstaufen, oder Ursprung und Geschichte der schwäbischen Herzöge und Kaiser aus diesem Hause, von J. F. Ammermüller. 2te Ausgabe. Gmünd. 1815. 8., worin sich auch eine Abbildung des Berges, auf dem Hohenstaufen stand, befindet; und Meiners kleinere Länder- und Reisebeschreibungen, 2ter Theil, S. 351. — Eine Darstellung des Restes von Mauer des Hohenstaufener Schlosses findet man im Stuttgarter Almanach zum Nutzen und Vergnügen auf 1799. 12.

21.

Frauenberg

bei Marburg.

Seht hin, wo einst die Veste stand
Mit ihren stolzen Thürmen,
Trotzt öde nur noch eine Wand
Der Zeit und ihren Stürmen!

Tiedge.

21.

Frauenberg.

Auf dem am linken Ufer der Lahn sich hinziehenden, mit dem schönsten Laubholze dicht besetzten Sandsteingebirge, dem Lahnberge, liegt in einer Entfernung von ungefähr 1½ Stunde von der Universitätsstadt Marburg gegen Süden der Frauenberg, ein kegelförmiger isolirter Basaltberg. Den abgeplatteten Gipfel desselben zieren die Ruinen eines ehemaligen Schlosses, das ebenfalls den Namen Frauenberg führte.

Stolz erheben sich über das dichte und schöne Grün alter Eichen und Buchen diese kahlen, schon in einer ziemlichen Entfernung bemerkbaren Reste der Vorzeit, die wegen der entzückenden Aussicht, die man von ihnen nach allen Seiten hin genießt, häufig von Fremden und Einheimischen besucht werden. Gegen Norden erblickt man nemlich einen großen Theil der Stadt Marburg, nebst seinem hochgelegenen Schlosse, nordostwärts die Städte

Kirchhain und Amöneburg, mehr nach Osten hin einen Theil des Vogelgebirges, die Stadt Homburg an der Ohm, und eine Menge, in einem der fruchtbarsten Thäler zerstreut liegender Dörfer. Gegen Süden übersieht man die Gebirge in den Gegenden von Gießen und Wetzlar, und gegen Westen und Nordwesten die nach Süden sich hinschlängelnde Lahn.

Der Fuß des Berges ist ringsherum mit Korn- und Saatfeldern, die einigen auf der Nordostseite wohnenden Kolonisten gehören, und mit einer schönen Buchenwaldung in einer amphitheatralischen Form bekleidet. Er selbst ist auf dieser Seite mit kurzem Gesträuche und einer überaus großen Menge Basaltstücke bedeckt, die, von der Witterung zerstört, eine asch- und gelblich-graue Farbe haben.

Von der Burg stehen nur noch einige ungleich hohe, augenblicklichen Einsturz drohende, und dennoch ungemein feste Mauern, die einen ziemlich geräumigen, mit Rasen und Heidekraut dürftig bewachsenen Boden einschließen. Eigentlich erblickt man Ueberreste von zwei verschiedenen Mauern, einer innern und einer äußern. Die innern sind noch ungleich höher und minder verfallen, als die äußern, und mögen da, wo sie am stärksten sind, etwa 10 bis 12 Fuß in der Dicke haben. Ihre Masse besteht meistentheils aus Basaltsteinen, die das Innere ausmachen, und äußerlich mit nicht allzu großen, aber regelmäßigen Sandsteinen bekleidet sind.

So viel sich noch aus diesen Trümmern erkennen läßt, ist die Burg auf der südwestlichen Seite in einem

Bogen ausgeschweift gewesen. Noch ziemlich wohl erhalten ist ein gewölbter Eingang auf einer Ecke. Zu beiden Seiten desselben sieht man auch noch Reste von runden Wachtthürmen oder Vorsprungshäuschen. Diese Reste der eigentlichen Burg sind von einer andern, so viel sich noch erkennen läßt, meist parallel laufenden Mauer, welche vermuthlich den Hof eingeschlossen hat, umgeben; doch sind von ihr nur noch wenige Bruchstücke übrig. Bewundern muß man ihre ganz außerordentliche Festigkeit. Schon Jahrhunderte hindurch haben sie der Vergänglichkeit getrotzt, und noch jetzt sind die Steine so in einander verwittert, daß sie wie Fels dastehen, oder wenigstens die Festigkeit eines Felsens erlangt haben.

Sehr natürlich drängen sich beim Anblick einer solchen Burg die Fragen auf: Wer gab ihr das Daseyn? Was war ihre Bestimmung? Durfte die Burg ihr getreu bleiben oder nicht? Verfiel sie, sich selbst überlassen, oder wurde sie gewaltsam zerstört? Aber selten möchte wohl der Fall seyn, alle diese Fragen bei irgend einer Burg genügend beantworten zu können. Und so ists auch hier.

Die erste Erbauung von Frauenberg geschah von der Herzogin Sophie aus Brabant, der Mutter Heinrichs des Kindes, im Jahre 1247. Man wird mir eine kleine Abschweifung über das Leben und die Schicksale dieser in vieler Absicht merkwürdigen Fürstin zu gut halten, zumal da sie einiges Licht auf das Folgende wirft.

Sophie war eine Tochter Landgraf Ludwigs IV. von Thüringen, und der bekannten, sogenannten heiligen

Elisabeth. Im Jahr 1242 wurde sie mit Heinrich V., oder dem Großmüthigen, Herzog von Brabant, vermählt, und ward die Mutter Heinrichs, dem man den Beinamen „das Kind" gab, weil ihn Hessen, als ein Kind von einigen Jahren, zu seinem Beherrscher verlangte. Damals war eben der thüringische Landgraf Heinrich Raspo, der Onkel Sophiens, ohne männliche Erben gestorben, und mit ihm war zugleich der Mannsstamm der bisherigen Landgrafen von Thüringen und Hessen erloschen. Die rechtmäßigen Nachfolger in seine beträchtlichen Länder waren: ein Schwestersohn, Markgraf Heinrich der Erlauchte von Meißen, und unsere Sophie als Bruderstochter. Nach altdeutschen Rechten ging die Bruderstochter dem Schwestersohne vor. Doch pflegte man sich damals nicht so genau an die Regeln und Gesetze der Feudisten zu binden, und die Kaiser machten sich kein Gewissen daraus, hierin Ausnahmen zu machen. Anfänglich erhielt Sophie, ohne Widerrede des meißnischen Landgrafen, die Landgrafschaft Hessen und die thüringischen Allodialgüter. Mit der Landgrafschaft Thüringen aber hatte sich schon 1242 der Markgraf von Meißen, auf den Fall, wenn Heinrich Raspo ohne Erben sterben sollte, vom Kaiser Friedrich II. belehnen lassen, und Sophie machte daher an diese keine Ansprüche. Jene aber nahm sie für ihren Sohn, Heinrich das Kind, in Besitz. Ob sich nun gleich beide Länder glücklich schätzten, unter der Regierung einer so klugen Fürstin — denn sie war Vormünderin und Regentin — zu stehen, so gab es doch auch einige widerspen-

stige Oerter und Schlösser in Hessen, welche sich der Herrschaft Sophiens nicht unterwerfen wollten. Um nun diese zu gebührendem Gehorsam zu bringen, und ihren Nachbarn die Gelegenheit abzuschneiden, sich, zum Nachtheile Hessens, mit diesen Räubern zu vereinigen, reiste Sophie selbst, von 800 wohlgerüsteten Rittern begleitet, nach Oberhessen, zerstörte die Raubnester der widerspenstigen Edelleute, und zwang sie zur Unterwürfigkeit. Als sie auf diese Art im Innern des Landes Ruhe und Ordnung hergestellt hatte, war sie auch bemüht, ihre Nachbarn gegen sich in Ehrfurcht zu setzen. Mainz gehörte, unter andern, zu den vornehmsten auswärtigen Feinden Sophiens. So hatten zum Beispiel die vormaligen Besitzer Hessens stets die Belehnung von diesem Erzstifte erhalten, und jetzt glaubte es sich berechtigt, sie Sophien zu verweigern. Mit Gewalt der Waffen suchte der Erzbischof die in Oberhessen liegenden mainzischen Lehnen den Allodialerben des thüringischen Hauses zu entziehen. Sophie aber wußte diesem Plane vortrefflich entgegenzuwirken, und zerstörte bei der Gelegenheit die vom Erzbischof zu seiner Sicherheit neuerbaute Burg Meinau bei Wetter. Dagegen erbauete sie sich Frauenberg. Dies geschah, wie vorhin erwähnt, im Jahre 1247. Den Namen erhielt es deswegen, weil es von einer Frau erbauet ward, welches Ursprungs sich nur noch wenige andere Burgen rühmen können. So genau aber auch die Veranlassung zur Erbauung und das Jahr derselben bekannt ist, so wenig weiß man von den weitern Schicksalen dieser Burg. Weder von ihren Be-

wohnern, noch von deren Thaten und Verdienſten iſt etwas bekannt. Nach einem ziemlich allgemeinen Vorgeben der heſſiſchen Geſchichtſchreiber, wurde ſie deshalb zerſtört, weil ein Raubneſt aus ihr geworden. Eine Angabe des Jahres dieſer Zerſtörung findet ſich aber auch nirgends. Daß es aber zerſtört, und nicht, ſich ſelbſt überlaſſen, in Schutt und Trümmer verfallen iſt, lehrt der Augenſchein ſehr deutlich, denn allenthalben findet man die deutlichſten Spuren einer gewaltſamen Zerſtörung. Faſt eben ſo allgemein iſt die Sage, daß die Familie von Scheuerſchloß Frauenberg bewohnt habe.

Gegenwärtig wohnt am Fuße des Berges, worauf die Ruinen liegen, eine franzöſiſche Kolonie, die aber nur aus drei Bauerhöfen beſteht.

Für den Mineralogen und Naturforſcher hat übrigens der Berg, welcher die Ruinen trägt, viel Anziehendes. Seine Form, und noch mehr die vielen umherliegenden Baſaltſtücken, laſſen mit vieler Wahrſcheinlichkeit ſchließen, daß er ein ausgebrannter Vulkan iſt. Gegen die Mitte des Berges trifft man mehrere, wahrſcheinlich durch einen kleinen Steinbruch in ältern Zeiten entblößte, und ſehr verwitterte Baſaltſäulen, welche ungefähr unter einem Winkel von 75 Grad von Oſten nach Weſten gerichtet ſind. Dieſe Prismen ſind meiſtens 5- oder 6ſeitig, haben beinahe einen Fuß im Durchmeſſer, und beſtehen gewiſſermaßen aus einer ſäulenförmigen Zuſammenhäufung ſehr großkörnichter, unverkennbar durch Witterung entſtandener, abgeſonderter Stücke. Im Bezirk der Burgruinen

ist eine länglich runde, gegen 4 Fuß tiefe Grube, die, wie man sagt, Schatzgräbern ihr Daseyn verdankt, jetzt aber ganz mit Basaltstücken auf dem Boden verschüttet ist. Selbst in dem sonstigen Burghofe befindet sich eine kleine säulenförmige Basaltpartie, deren Prismen ungefähr 2 Fuß hoch aus der Dammerde hervorstehen, aber verwittert eine unvollkommene Zergliederung zeigen, und unter einem Winkel von 80 Graden nach Osten fallen. Weiter den Berg hinunter gelangt man zu einem großen Steinbruche, aus welchem die Basalte zu der bei Marburg angelegten, nach Cassel und Frankfurt führenden Chaussee zum Theil genommen sind. Hier zeigt sich die innere Struktur des Berges am deutlichsten. Der Basalt steht in völlig vertikalen fünf- und sechsseitigen Säulen, die gewöhnlich 1½, seltener 2 oder 3 Fuß im Durchmesser haben. Ihre Länge, so weit sie durch das Abbrechen der vordern Prismen entblößt ist, beträgt ungefähr 20 Fuß.

* * *

Eine Abbildung der Reste von Frauenberg findet sich vor dem elften Stücke des Journals von und für Deutschland, vom Jahr 1788, die durch Treue der Darstellung Werth erhält. Die dabei befindliche Beschreibung von Justi, so wie die mineralogischen Bemerkungen über den Berg Frauenberg von Ullmann, in Justi's und Hartmanns hessischen Denkwürdigkeiten, 2ter Bd. S. 321, habe ich hier benutzt.

22.

Questenberg am Harz.

Ein Volk geflügelter Mäuse
Bewohnte jeglichen Sitz,
Und Käuzlein nahmen in Schaaren
Die Trümmer des Thurms in Besitz.

A. F. C. Langbein.

22.

Queſtenberg.

Unter die bedeutende Anzahl von Ruinen ſonſtiger Burgen, welche das Harzgebirge auf ſeinem Rücken trägt, gehören auch die von Queſtenberg. Man findet ſie an ſeiner mittägigen Seite in der Grafſchaft Stollberg, wo ſie, eine Stunde von Roßla entfernt, dicht über dem Dorfe Queſtenberg liegen.

Verſteckter lag nicht leicht eine Burg, und liſtig genug hatte ſich ein Ritter des Mittelalters dieſen Schlupfwinkel für Thaten, die das Licht ſcheuen, ausgeſucht. Der Berg, auf welchem ſie liegt, erhebt ſich ziemlich ſteil, zu einer Höhe von drei- bis vierhundert Fuß. Er iſt faſt ringsum von höhern Bergen umkränzt, welche die Burg ſchützten und verſteckten. Dieſe ſind zum Theil mit Holz bewachſen, zum Theil kahl, wo ſie alsdann blendend weiße Gypsmaſſen in großen Flächen zeigen. Nur auf einer Seite bietet ein enges Thal der in der Ferne kaum bemerkbaren Burg eine freie Ausſicht dar. In dieſem ſieht man zunächſt das Dörfchen Queſtenberg, dann über einen

ziemlich beschränkten Strich quer durch das fruchtbare Thal, die goldene Aue, und am Ende des Horizonts den Bergzug, auf dem die Ruinen der Burg Kyffhausen liegen, welche wir in diesem Bande noch näher kennen lernen werden. Nichts konnte daher durch die goldene-Aue, diesen sehr besuchten Theil Thüringens, passiren, ohne dem spähenden Blicke des Burgherrn auf Questenberg zu entgehen, der, versteckt im Hintergrunde, gleich dem Ameisenlöwen, in der Spitze seines Sandtrichters auf Beute lauerte.

Ungeachtet dieser Beschränktheit der Aussicht ist aber doch der Blick von den Ruinen hinab in dieses kleine enge Thal mit seinem ansehnlichen Dörfchen und nackten Bergen sehr lieblich. Es ist eine kleine Schweizerparthie, die man da vor sich hat, welche es recht sehr verdiente, daß sie durch den Grabstichel irgend eines Künstlers bekannter gemacht würde.

Aus dem Umfange der noch hier und da sich erhebenden Burgmauer ersieht man, daß das Ganze eben nicht von beträchtlichem Umfange war. Nichts hat sich von allen Gebäuden, die meist alle aus dem nahe brechenden weißen Gypsfelsen erbauet sind, so gut erhalten, als einige geräumige Keller, deren Eingänge jedoch auch bald ganz verschüttet seyn werden. Vom Thorthurme stehs noch ein ziemlich hohes Stück der vordern Mauer, das aber jeden Augenblick niederstürzen zu müssen scheint. Das Thorgewölbe steht auch noch, das Burgverließ ist aber am vollständigsten noch zu sehen. Dies ist in einem run-

den, jetzt einzeln stehenden Thurme, der sonst unstreitig von Gebäuden rings umschlossen war, und noch gegen dreißig Fuß Höhe hat. Schatzgräber oder neugierige Reisende, haben durch die acht Fuß dicke Mauer eine Oeffnung gebrochen, durch die man auf Händen und Füßen so weit hineinzukriechen vermag, daß man in das Innere dieses furchtbaren Kellers blicken kann. Hier bemerkt man zuerst einen freien Raum von etwa funfzehn Fuß im Durchmesser; dann, daß der jetzige Boden des Thurms sich noch etwa funfzehn Fuß tief in die Erde erstreckt; ferner oben in der Mitte der Decke des Gewölbes eine große Oeffnung, durch welche jetzt das Ganze sehr deutlich erhellt wird, und ehedem die unglücklichen Schlachtopfer der Wuth, zum lebendigen, hoffnungslosen Begräbniß herabgelassen wurden. Das Merkwürdigste darin sind die vielen Figuren und Bilder, die wahrscheinlich von Gefangenen vor Schmerz, Wuth oder Ueberdruß in den weichen Gypsfelsen eingegraben wurden. Sie reizten meine Neugierde außerordentlich, als ich sie im Sommer 1810, bei einer Besichtigung der Ruinen, durch jene Oeffnung erblickte. Aber ich sahe nur Figuren ohne besondere Bedeutung, als: einen Spaten, ein Beil, ein Malthéserkreuz, einen Kamm, einen Hammer, ein Messer, die Figur des uns auch bekannten Mühlenspiels und dergleichen mehr. Nach Schriftzügen forschte ich umsonst. Gern wäre ich tiefer in dieses Archiv aus einer unbekannten Zeit eingedrungen, um alle diese Bilder, die ich nur in schräger Richtung sah, gerade vor mir zu haben, aber die damit verknüpfte Ge-

fahr hielt mich davon ab. Bei der Zurückkunft in das Haus meines freundlichen, lieben Wirthes, des nun verstorbenen Predigers von Questenberg, Herrn Hadelich, äußerte ich mein Bedauern, einem solchen Schatze, der so ausgebreitet da läge, nicht ganz nahe kommen zu können. Und da theilte mir dieser würdige Greis zu meiner großen Freude, eine Abbildung aller jener eingegrabenen Figuren mit. Es waren an 63 Stück, aber leider! nur unbedeutende. Nur folgende Schriftzüge waren darunter, deren Entzifferung ich jedoch nicht bewirken kann.

Pxxxv
hank homix xi
Wochen
hank hamekz

Bei allen Figuren zeigte es aber die Art der Darstellung und die Manier, in der sie gezeichnet waren, daß sie aus frühern Jahrhunderten herrührten, und nicht ein Erzeugniß neuerer Zeiten sind.

Der ganze Raum, den die Burg sonst einnahm, ist jetzt mit hohem fettem Grase und Gesträuchen überzogen. Bäume sind aus den todten Mauern aufgesprießt, was von malerischer Wirkung ist. Das lebendige Geflüster in ihren belaubten Wipfeln verscheuchte den unter Ruinen so leicht erregten wehmüthig stimmenden Gedanken an Vergänglichkeit und Auflösung, und ihr schönes lebendiges Grün rief mir laut entgegen, daß alles in der Natur dem

Kreislaufe des Vergehens und Wiederauflebens folge, überall der Keim zu neuem Leben verborgen liege.

Ziemlich fest muß Questenberg zu seiner Zeit gewesen seyn, denn der Berg, der es trägt, ist rings herum durch tiefe Thäler von dem angrenzenden Gebirge getrennt, und an den mehresten Seiten sehr steil ablaufend. Er konnte daher mit Steinen oder herabgerollten Holzstücken leicht vertheidigt werden. Damit aber auch die Thäler gegen Osten und Westen gegen Einbrüche oder Durchzüge feindlicher Heere von der Besatzung der Burg beschützt und vertheidigt werden konnten, so waren vom Burgberge herab durch diese beiden Thäler, westwärts bis an den Questenberg und ostwärts bis an den Arminsberg, hohe feste Mauern gezogen, durch die nur ein Thor in jedes Thal führte. Von dem westlichen Thore sieht man noch Ueberreste dicht vor dem Dorfe Questenberg und an dem Wege, der nach Agnesdorf und Breitenbach oder in den Harz führt. Außer einem, nun bald verschütteten Brunnen, wurde der Burg auch durch eine Wasserleitung Wasser zugeführt. Von den nördlichen höhern Bergen lief es in Röhren über den Schloßgraben weg, bis in den innersten Hof. Auf der schiefen abhängigen Höhe, dem Schlosse gegenüber, liegt eine fruchtbare Wiese. Diese war vormals der Lust- und Obstgarten des Bewohners der Burg von wo man eine schöne weite Aussicht hat.

Die Geschichte der Entstehung der Burg Questenberg liegt ganz im Dunkel der Vorzeit, aus dem sie auch schwerlich hervorgezogen werden dürfte; denn daß ein Rit-

wohnern, noch von deren Thaten und Verdiensten ist etwas bekannt. Nach einem ziemlich allgemeinen Vorgeben der hessischen Geschichtschreiber, wurde sie deshalb zerstört, weil ein Raubnest aus ihr geworden. Eine Angabe des Jahres dieser Zerstörung findet sich aber auch nirgends. Daß es aber zerstört, und nicht, sich selbst überlassen, in Schutt und Trümmer verfallen ist, lehrt der Augenschein sehr deutlich, denn allenthalben findet man die deutlichsten Spuren einer gewaltsamen Zerstörung. Fast eben so allgemein ist die Sage, daß die Familie von Scheuerschloß Frauenberg bewohnt habe.

Gegenwärtig wohnt am Fuße des Berges, worauf die Ruinen liegen, eine französische Kolonie, die aber nur aus drei Bauerhöfen besteht.

Für den Mineralogen und Naturforscher hat übrigens der Berg, welcher die Ruinen trägt, viel Anziehendes. Seine Form, und noch mehr die vielen umherliegenden Basaltstücken, lassen mit vieler Wahrscheinlichkeit schließen, daß er ein ausgebrannter Vulkan ist. Gegen die Mitte des Berges trifft man mehrere, wahrscheinlich durch einen kleinen Steinbruch in ältern Zeiten entblößte, und sehr verwitterte Basaltsäulen, welche ungefähr unter einem Winkel von 75 Grad von Osten nach Westen gerichtet sind. Diese Prismen sind meistens 5- oder 6seitig, haben beinahe einen Fuß im Durchmesser, und bestehen gewissermaßen aus einer säulenförmigen Zusammenhäufung sehr großkörnichter, unverkennbar durch Witterung entstandener, abgesonderter Stücke. Im Bezirk der Burgruinen

ist eine länglich runde, gegen 4 Fuß tiefe Grube, die, wie man sagt, Schatzgräbern ihr Daseyn verdankt, jetzt aber ganz mit Basaltstücken auf dem Boden verschüttet ist. Selbst in dem sonstigen Burghofe befindet sich eine kleine säulenförmige Basaltpartie, deren Prismen ungefähr 2 Fuß hoch aus der Dammerde hervorstehen, aber verwittert eine unvollkommene Zergliederung zeigen, und unter einem Winkel von 80 Graden nach Osten fallen. Weiter den Berg hinunter gelangt man zu einem großen Steinbruche, aus welchem die Basalte zu der bei Marburg angelegten, nach Cassel und Frankfurt führenden Chaussee zum Theil genommen sind. Hier zeigt sich die innere Struktur des Berges am deutlichsten. Der Basalt steht in völlig vertikalen fünf- und sechsseitigen Säulen, die gewöhnlich 1½, seltener 2 oder 3 Fuß im Durchmesser haben. Ihre Länge, so weit sie durch das Abbrechen der vordern Prismen entblößt ist, beträgt ungefähr 20 Fuß.

* * *

Eine Abbildung der Reste von Frauenberg findet sich vor dem elften Stücke des Journals von und für Deutschland, vom Jahr 1788, die durch Treue der Darstellung Werth erhält. Die dabei befindliche Beschreibung von Justi, so wie die mineralogischen Bemerkungen über den Berg Frauenberg von Ullmann, in Justi's und Hartmanns hessischen Denkwürdigkeiten, 2ter Bd. S. 321, habe ich hier benutzt.

22.

Questenberg

am Harz.

Ein Volk geflügelter Mäuse
Bewohnte jeglichen Sitz,
Und Käuzlein nahmen in Schaaren
Die Trümmer des Thurms in Besitz.

A. F. E. Langbein.

22.

Questenberg.

Unter die bedeutende Anzahl von Ruinen sonstiger Burgen, welche das Harzgebirge auf seinem Rücken trägt, gehören auch die von Questenberg. Man findet sie an seiner mittägigen Seite in der Grafschaft Stollberg, wo sie, eine Stunde von Roßla entfernt, dicht über dem Dorfe Questenberg liegen.

Versteckter lag nicht leicht eine Burg, und listig genug hatte sich ein Ritter des Mittelalters diesen Schlupfwinkel für Thaten, die das Licht scheuen, ausgesucht. Der Berg, auf welchem sie liegt, erhebt sich ziemlich steil, zu einer Höhe von drei- bis vierhundert Fuß. Er ist fast ringsum von höhern Bergen umkränzt, welche die Burg schützten und versteckten. Diese sind zum Theil mit Holz bewachsen, zum Theil kahl, wo sie alsdann blendend weiße Gypsmassen in großen Flächen zeigen. Nur auf einer Seite bietet ein enges Thal der in der Ferne kaum bemerkbaren Burg eine freie Aussicht dar. In diesem sieht man zunächst das Dörfchen Questenberg, dann über einen

ziemlich beschränkten Strich quer durch das fruchtbare Thal, die goldene Aue, und am Ende des Horizonts den Bergzug, auf dem die Ruinen der Burg Kyffhausen liegen, welche wir in diesem Bande noch näher kennen lernen werden. Nichts konnte daher durch die goldene-Aue, diesen sehr besuchten Theil Thüringens, passiren, ohne dem spähenden Blicke des Burgherrn auf Questenberg zu entgehen, der, versteckt im Hintergrunde, gleich dem Ameisenlöwen, in der Spitze seines Sandtrichters auf Beute lauerte.

Ungeachtet dieser Beschränktheit der Aussicht ist aber doch der Blick von den Ruinen hinab in dieses kleine enge Thal mit seinem ansehnlichen Dörfchen und nackten Bergen sehr lieblich. Es ist eine kleine Schweizerparthie, die man da vor sich hat, welche es recht sehr verdiente, daß sie durch den Grabstichel irgend eines Künstlers bekannter gemacht würde.

Aus dem Umfange der noch hier und da sich erhebenden Burgmauer ersieht man, daß das Ganze eben nicht von beträchtlichem Umfange war. Nichts hat sich von allen Gebäuden, die meist alle aus dem nahe brechenden weißen Gypsfelsen erbauet sind, so gut erhalten, als einige geräumige Keller, deren Eingänge jedoch auch bald ganz verschüttet seyn werden. Vom Thorthurme steht noch ein ziemlich hohes Stück der vordern Mauer, das aber jeden Augenblick niederstürzen zu müssen scheint. Das Thorgewölbe steht auch noch, das Burgverließ ist aber am vollständigsten noch zu sehen. Dies ist in einem run-

den, jetzt einzeln stehenden Thurme, der sonst unstreitig von Gebäuden rings umschlossen war, und noch gegen dreißig Fuß Höhe hat. Schatzgräber oder neugierige Reisende, haben durch die acht Fuß dicke Mauer eine Oeffnung gebrochen, durch die man auf Händen und Füßen so weit hineinzukriechen vermag, daß man in das Innere dieses furchtbaren Kellers blicken kann. Hier bemerkt man zuerst einen freien Raum von etwa funfzehn Fuß im Durchmesser; dann, daß der jetzige Boden des Thurms sich noch etwa funfzehn Fuß tief in die Erde erstreckt; ferner oben in der Mitte der Decke des Gewölbes eine große Oeffnung, durch welche jetzt das Ganze sehr deutlich erhellt wird, und ehedem die unglücklichen Schlachtopfer der Wuth, zum lebendigen, hoffnungslosen Begräbniß herabgelassen wurden. Das Merkwürdigste darin sind die vielen Figuren und Bilder, die wahrscheinlich von Gefangenen vor Schmerz, Wuth oder Ueberdruß in den weichen Gypsfelsen eingegraben wurden. Sie reizten meine Neugierde außerordentlich, als ich sie im Sommer 1810, bei einer Besichtigung der Ruinen, durch jene Oeffnung erblickte. Aber ich sahe nur Figuren ohne besondere Bedeutung, als: einen Spaten, ein Beil, ein Malthéserkreuz, einen Kamm, einen Hammer, ein Messer, die Figur des uns auch bekannten Mühlenspiels und dergleichen mehr. Nach Schriftzügen forschte ich umsonst. Gern wäre ich tiefer in dieses Archiv aus einer unbekannten Zeit eingedrungen, um alle diese Bilder, die ich nur in schräger Richtung sah, gerade vor mir zu haben, aber die damit verknüpfte Ge-

fahr hielt mich davon ab. Bei der Zurückkunft in das Haus meines freundlichen, lieben Wirthes, des nun verstorbenen Predigers von Questenberg, Herrn Hadelich, äußerte ich mein Bedauern, einem solchen Schatze, der so ausgebreitet da läge, nicht ganz nahe kommen zu können. Und da theilte mir dieser würdige Greis zu meiner großen Freude, eine Abbildung aller jener eingegrabenen Figuren mit. Es waren an 63 Stück, aber leider! nur unbedeutende. Nur folgende Schriftzüge waren darunter, deren Entzifferung ich jedoch nicht bewirken kann.

Pxxxv
hank homix xi
Wochen
hank hamekz

Bei allen Figuren zeigte es aber die Art der Darstellung und die Manier, in der sie gezeichnet waren, daß sie aus frühern Jahrhunderten herrührten, und nicht ein Erzeugniß neuerer Zeiten sind.

Der ganze Raum, den die Burg sonst einnahm, ist jetzt mit hohem fettem Grase und Gesträuchen überzogen. Bäume sind aus den todten Mauern aufgesprießt, was von malerischer Wirkung ist. Das lebendige Geflüster in ihren belaubten Wipfeln verscheuchte den unter Ruinen so leicht erregten wehmüthig stimmenden Gedanken an Vergänglichkeit und Auflösung, und ihr schönes lebendiges Grün rief mir laut entgegen, daß alles in der Natur dem

Kreislaufe des Vergehens und Wiederauflebens folge, überall der Keim zu neuem Leben verborgen liege.

Ziemlich fest muß Questenberg zu seiner Zeit gewesen seyn, denn der Berg, der es trägt, ist rings herum durch tiefe Thäler von dem angrenzenden Gebirge getrennt, und an den mehresten Seiten sehr steil ablaufend. Er konnte daher mit Steinen oder herabgerollten Holzstücken leicht vertheidigt werden. Damit aber auch die Thäler gegen Osten und Westen gegen Einbrüche oder Durchzüge feindlicher Heere von der Besatzung der Burg beschützt und vertheidigt werden konnten, so waren vom Burgberge herab durch diese beiden Thäler, westwärts bis an den Questenberg und ostwärts bis an den Arminsberg, hohe feste Mauern gezogen, durch die nur ein Thor in jedes Thal führte. Von dem westlichen Thore sieht man noch Ueberreste dicht vor dem Dorfe Questenberg und an dem Wege, der nach Agnesdorf und Breitenbach oder in den Harz führt. Außer einem, nun bald verschütteten Brunnen, wurde der Burg auch durch eine Wasserleitung Wasser zugeführt. Von den nördlichen höhern Bergen lief es in Röhren über den Schloßgraben weg, bis in den innersten Hof. Auf der schiefen abhängigen Höhe, dem Schlosse gegenüber, liegt eine fruchtbare Wiese. Diese war vormals der Lust- und Obstgarten des Bewohners der Burg von wo man eine schöne weite Aussicht hat.

Die Geschichte der Entstehung der Burg Questenberg liegt ganz im Dunkel der Vorzeit, aus dem sie auch schwerlich hervorgezogen werden dürfte; denn daß ein Rit-

ter, Roland Quast, sie erbauet habe, gehört wohl nur unter die Sagen.

Im 12ten und 13ten Jahrhundert besaß sie die Familie von Knaut oder Knut. Kirche und Erbbegräbniß hatten sie in einem Kloster, daß nicht fern davon lag, und mit sieben Mönchen besetzt war. Die Stelle, wo es stand, heißt noch jetzt die Klaus, und die große Glocke auf dem Questenberger Kirchthurme ist aus dem Schutte dieses Klosters herausgegraben worden. Damals hieß das Dorf noch nicht Questenberg, sondern Finsterberg (Vynsterberg), wahrscheinlich weil es zwischen finstern schattigen Bergen und Wäldern wie eingezwängt lag. Alte Urkunden bezeugen dies deutlich. Im 13ten Jahrhundert verschwand aber dieser Name, und von da an hieß es Questenberg. Als Veranlassung dazu erzählt man folgende durch Tradition bis auf uns gekommene Begebenheit.

Einer der uralten Burgherren von Knut hatte ein einziges Töchterchen, das er, da es ihm die alleinige Frucht seiner Ehe zu seyn schien, unbeschreiblich liebte. Das Kind spielte, wie alle Kinder, gern mit Blumen, und pflückte sich deren immer vor den Thoren der Burg im Gesträuch und dem nahen Walde. Die Wärterin, gewohnt, das Kind tief ins Gebüsch hineinkriechen und lange ausbleiben zu sehen, saß dabei ruhig vor des Thores Pforte, bis zu seiner Zurückkunft. Dies lief lange Zeit gut ab; einstens aber — das Kind war ungefähr vier Jahre alt — blieb es ungewöhnlich lange aus. Der

Abend dunkelte heran, es kam nicht zurück. Die Wärterin lief in den Wald, rief es beim Namen, schrie und klagte, aber nur die Felsenwände gaben ihre Klagetöne zurück. Das Kind war fort. Da eilte sie in das Schloß zurück, erzählte das schreckliche Ereigniß, und alles in der Burg versank in tiefe Trauer. Der bekümmerte Vater sandte sogleich nach allen Gegenden seine Knappen aus, und ließ alle Gemeinden seiner Dörfer aufbieten, das verlorne Töchterchen aufzusuchen.

Das Kind hatte sich durch immer schönere Blumen immer tiefer in den Wald locken lassen, war in ein finsteres Thal gekommen, durch das kein Weg führte, und endlich zu einer Köhlerhütte. Hier hatte es sich vor der Thüre hingesetzt, und drehete eben mit seinen zarten Fingerchen einen Blumenkranz, an dem zwei Quasten von Blümchen herabhingen, als der Köhler es mit einbrechender Nacht bei seiner Rückkehr fand. Das Kind lächelte so freundlich zu ihm hinauf, als kenne es den schwarzen Mann schon längst, bot ihm seinen Blumenkranz an, und verlangte zu essen. Der Köhler kannte weder das Kind, noch konnte er seinen Namen von ihm erfahren. Er nahm es aber mit Zärtlichkeit auf, drückte seinen rußigen Mund auf die volle Wange der lieben Kleinen, trug es in das enge Holzhaus, und pflegte sein. Mehrere Tage vergingen so. Kein Verlangen zum Vater zurück zeigte das holde Mädchen, denn es fand hier, wie vor des Vaters Burg, Blumen. Täglich lief es um die Hütte herum, pflückte beide Händ-

chen voll, kehrte zurück, saß dann vor dem Eingange, und flocht sie in einander zu kleinen Kränzen.

So fanden es endlich nach mehrern Tagen einige Questenberger. Groß war ihre Freude. Jubelnd und singend nahmen sie die Kleine auf, banden den Blumenkranz, den sie eben wand, an eine Stange, trugen ihn vor sich her, und der Köhler mußte mitgehen.

In tiefen Schmerz versunken, gestützt auf seine Rechte, saß indessen der bekümmerte Vater auf dem Söller seiner Burg, blickte oft hinab auf den Weg im Thale, und eine Thräne rollte über seine Wangen, wenn er immer noch nichts kommen sah.

„Ach! sie ist todt, wilde Thiere haben sie zerrissen!" so rief er eben im höchsten Schmerze aus, und verbarg sein Gesicht, als er ganz in der Ferne ein Jubeln und Jauchzen hörte.

„Da kommt sie, da kommt sie!" schrie er laut auf; „denn wer würde es sonst wagen, sich meiner Burg jetzt mit solcher Freude zu nähern, wo alles in tiefer Trauer liegt! Sie muß es seyn!"

Was noch in der Burg war, eilte auf diese Worte heraus vor die Thore, wo man den Weg entlang sehen konnte. Da zogen sie frohlockend den Berg heran mit dem theuern Kinde, und der Vater taumelte berauscht von Freude die Wendeltreppe der Burg herab, über den Hof und hinaus, ihnen entgegen, die sein Liebstes ihm wiederbrachten. An seinem Halse hing die kleine Jutta, umschlang ihn mit ihren zarten Aermchen, indessen des-

Vaters bärtiger Mund das Kind liebkoſete, und es mit ſeinen Thränen benetzte.

Nun war alles Jubel und Freude in der Burg. Die Stange mit dem Blumenkranze wurde im Burghofe aufgepflanzt, und die Knappen und Bauern tanzten und zechten um ſie herum bis tief in die Nacht. Zum dankbaren Andenken ſchenkte der glückliche Vater den Queſtenbergern einen Strich Waldes, und der Gemeinde des ihm auch gehörigen Dorfes Roda, den Holzfleck, wo das Kind vor der Köhlerhütte gefunden war. Das Holz iſt nachher ausgerodet und in eine Wieſe verwandelt worden, die noch gegenwärtig die Fräuleinwieſe heißt und zu den Grundſtücken des Predigers in Roda gehört. Ferner gab er, veranlaßt durch die Blumenquaſten, welche den Kranz des Kindes zierten, ſeiner Burg und dem Dorfe den Namen Queſtenberg, und die Queſtenberger feierten nun jährlich dieſen Tag durch Aufrichten eines Baumes auf dem höchſten Berge der Gegend, den ſie mit einem Kranze, wie der des Kindes war, ſchmückten. Dieſes Freudenfeſt iſt nicht untergegangen. Es wird noch jetzt jährlich am dritten Pfingſtfeſttage, jedoch mit einigen durch die Umſtände nothwendig gewordenen Abänderungen, gefeiert, und iſt ein ächtes Volksfeſt, gewiß einzig in ſeiner Art, geworden.

Den jungen Burſchen und Männern des Dorfes iſt es nemlich erlaubt, ſich die größte Eiche im Walde, die ſie auffinden können, auszuſuchen. Dieſe hauen ſie am Tage vor dem Pfingſtfeſte ab, und nehmen ihr, eine halbe Elle

vom Stamme, alle Aeste. Das Abgehauene gehört ihnen. So bleibt der Baum bis zum dritten Festtage liegen, wo sie ihn vor Aufgang der Sonne, von einem jauchzenden Haufen Zuschauer und mit Musik begleitet, auf den hohen sogenannten Questenberg, dicht über dem Orte, bringen. Dies muß aber, dem Herkommen gemäß, bloß mit den Händen und ohne helfende Werkzeuge, noch durch Pferde, bewerkstelligt werden. Oben auf der Höhe wird er nun aufgerichtet, und an seiner Spitze ein Kranz von grünen Birkenzweigen in der Größe eines Wagenrades befestigt, an dessen beiden Seiten große Quasten von eben solchen Zweigen herabhängen, gerade so, wie der Kranz des Kindes war. So war es sonst ein Jahr um das andere. Holzersparung führte aber eine Abänderung herbei, und jetzt dürfen sie nur immer nach acht Jahren einen neuen Baum aussuchen, erhalten aber dafür in den andern sieben Jahren, jedes Mal 8 Nehlr. als eine Vergütung. Im achten Jahre findet aber die Aufrichtung des Baumes in der erwähnten Art Statt.

Als ich im Sommer 1810 dies Fest mit ansah, wo der Baum erst vier Jahre gestanden hatte, geschah die Begehung desselben so: Die männlichen Einwohner des Dorfes zogen, mit Gewehren versehen, mit Federbüschen geschmückt und von Musik begleitet, früh vor Aufgang der Sonne auf den Berg. Hier nahmen sie den verdorrten Kranz des vorigen Jahres herunter, holten aus dem Walde Birkenzweige, wanden einen neuen Kranz, und zogen ihn mit vieler Mühe und Anstrengung den Baum

hinan, wo er wieder für ein Jahr befestigt wurde. Dies alles geschah unterm Zulauf von einer Menge Menschen, und unter stetem Jubeln, Schießen und Musiciren. Als nun gegen 12 Uhr Mittags der Kranz fest saß, schoß man drei Mal durch seinen Zirkel hindurch und verließ alsdann die steile Höhe, auf der die Zahl der Zuschauer aus der umliegenden Gegend mit jeder Stunde zugenommen hatte. Unten ordnete sich die bewaffnete Mannschaft, zog mit Musik vor die Wohnung des Predigers, gab hier eine Salve, und führte diesen alsdann in feierlicher Ordnung in die Kirche, wo Gottesdienst gehalten wurde. Ich erwartete, der Prediger würde über die Entstehung des Volksfestes, oder über Volksfeste überhaupt etwas sagen, es geschah aber nicht, und er sprach über den gewöhnlichen Text des dritten Pfingstfesttages. Die Kirche war mit Zuhörern überfüllt, und doch faßte sie kaum den dritten Theil der anwesenden Menge. Was nicht hineinging, trieb sich indessen umher, und that einzelne Freudenschüsse, selbst dicht bei der Kirche. Nach geendigtem Gottesdienste bildeten sich an verschiedenen Orten Tanzparthieen, und auf diese Art beschloß man das Fest und den Tag.

Es könnte scheinen, als ob die Wortforschung die Volkssage hervorgebracht habe, wie das nicht selten der Fall ist; indessen sehe ich nichts Unwahrscheinliches noch Unmögliches in der Tradition. Ein Vater verliert sein Kind, die Unterthanen bringen es ihm zurück: natürlich bezeigt er sich dafür dankbar; und da ihm die Begebenheit wichtig ist, so ordnet er ein jährliches Fest der Erin-

nerung an. Das Fest war ganz im Geiste der Volksfeste eingerichtet, natürlich, daß es sich da erhielt, und auf Ur-Ur-Ur-Enkel forterbte. Der Hergang der Begebenheit ist so ganz plan und natürlich, mit keiner Zauberei noch Unbegreiflichkeit ausstaffirt: warum sollte sie nicht wahr seyn! Ich kann freilich keine Dokumente darüber anführen, denn solche Ereignisse wurden damals selten aufgezeichnet, halte sie meinerseits aber für wirklich geschehen.

Noch eine andere, mit diesem Feste in Verbindung stehen sollende, Reliquie aus jener dunkeln Vorzeit sieht man hier an jedem Pfingstfeste erneuert auftreten. Es muß nemlich einer der Bewohner des Dorfes Roda, das, wie erwähnt, den Holzdistrikt, worin das verlorne Kind wiedergefunden wurde, geschenkt erhielt, jährlich am zweiten Festtage vor Sonnenaufgang dem Prediger in Questenberg ein Brodt und vier Stück Käse bringen. Der Prediger muß über den richtigen Empfang dieses Geschenks dem Ueberbringer einen Schein ausstellen und dieser muß noch vor Sonnenaufgang Questenberg wieder verlassen. Geschieht dies nicht alles genau, so wie es vorgeschrieben ist, kommen diese Käse zu spät, oder ist der Ueberbringer nicht zu rechter Zeit wieder fort, so hat die Questenberger Gemeinde das Recht, das beste Rind aus der Heerde von Roda von der Weide wegzunehmen. Auf dieses Recht halten die Questenberger mit vieler Strenge, und sind mit dem Grauen des Morgens schon vor der Thüre des Predigers, um zu sehen, ob sich auch der ro-

da'sche Gesandte zur rechten Zeit mit seinem Tribut einfindet. In der dasigen Gegend hält man dafür, daß dieses alte Herkommen auch zur Zeit und bei Gelegenheit des verlornen und wiedergefundenen Kindes gegründet sey; doch scheint mir dies unrichtig. Wie würde denn der freudetrunkene Vater derjenigen Gemeinde, in deren Gemarkung sein Kind gefunden wurde, und welcher er aus Dankbarkeit jenen Holzfleck schenkte, wie würde er dieser, zur Erinnerung an diesen Tag, die Bürde eines jährlichen, wenn gleich unbedeutenden Tributs auferlegt haben? Weit eher läßt es sich denken, daß es eine schon ältere Abgabe an das oben erwähnte Kloster Klaus war, die, nachdem dies einging, der Pfarrei in Questenberg zugelegt wurde, und die zufällig mit jenem Volksfeste auch an dem Pfingstfeste entrichtet wird.

Nach dieser Abschweifung noch etwas von der Geschichte der Burg. Wer sie erbaute, ist unbekannt. Am wahrscheinlichsten ist es noch, daß es die Grafen von Hohenstein thaten. In ihrem Besitze waren sie wenigstens eine Zeit lang. Von ihnen brachten sie die Landgrafen von Thüringen an sich, welche sie nachher an die Grafen zu Stollberg verpfändeten. Späterhin kam sie an das sächsische Haus zurück, und erst im Jahre 1649 belieh der Kurfürst Johann Georg von Sachsen die Grafen zu Stollberg, und zugleich mit ihnen die Grafen, jetzt Fürsten von Schwarzburg, mit dem Schlosse Questenberg und allen seinen Zubehörungen. In dem darüber spre-

chenden Dokumente *) wird Queſtenberg ein Schloß genannt, an welchem ſich der Kurfürſt das Oeffnungsrecht vorbehält, und von welchem immer wie von einem noch ganz feſten Platze geſprochen wird. Man ſieht hieraus, daß es damals noch völlig im Stande war, und den 30jährigen Krieg glücklich überlebt hatte. Damit ſtimmt auch die Erzählung der Bewohner des Dorfes Queſtenberg überein, welche ſagen, daß ihre Vorfahren im Laufe dieſes Kriegs ſich öfter auf das Schloß geflüchtet, und ihre Habſeligkeiten darin verſteckt gehabt hätten. Ja, man weiß aus dieſer Zeit noch, daß im Jahre 1633 von dem ſchwediſchen Generallieutenant, Herzog Wilhelm zu Sachſen, eine Kompagnie Landmiliz in der Grafſchaft Stollberg errichtet wurde, welche ein geborner Mühlhäuſer, Valentin Rothmahler, vormals Korporal unter Wallenſtein, als Hauptmann kommandirte. Dieſe wurde als Beſatzung auf das Schloß Queſtenberg gelegt, mit dem ausdrücklichen Befehle, „die Harzſchützen, Schnapphäne und Buſchklepper (was wir jetzt etwas zierlicher Marodeurs nennen), welche Straßen und Wälder unſicher machten, aufzufangen, und nach Erfurt abzuliefern.“

Nach dem 30jährigen Kriege iſt das Schloß nicht weiter bewohnt worden, und nach und nach verfallen. Jene Schätze aber, die man in dieſem Kriege dahin verſteckte, läßt die Sage noch immer oben ſeyn. In einem

*) das in v. Rohrs Merkwürdigkeiten des Oberharzes, S. 59 ſteht.

großen Braukessel liegen sie da alle beisammen, der in einem der unterirdischen Gewölbe steht und von einem Geiste bewacht wird. Einst ging einmal des Sonntags ein Einwohner aus Questenberg auf die Burg, besah die mürben Reste, kroch überall herum und kam auch an eine Stelle, wo es tief in die Erde hinab ging. Er drängte sich durch das dichte rankende Gesträuch, ging immer mehr abwärts und kam an einen dunkeln Gang. Die Neugierde ließ ihn weiter gehen, und da gewahrte er endlich im Hintergrunde, wohin kaum noch ein Schimmer von Tageslicht fiel, eine runde Oeffnung in dem Boden. Als er dicht vor dieser stand, erschien plötzlich ein Geist in einen Schleier gehüllt. Es wurde hell, und der erschrockene Mann sah vor sich den Braukessel mit puren Goldstücken angefüllt, von dem ihm gar oft schon die Großmutter erzählt hatte. Ob er gehen, oder nehmen solle, daß wußte er nicht. Da sprach der Geist mit hohler Stimme: — „Nimm eins der Goldstücke, komm alle Tage wieder und nimm dir eins, aber, nimm nie mehr als eins!" — und verschwand. Der Mann nahm nun eins der Goldstücke, steckte es hurtig ein und eilte mit klopfendem Herzen vor Angst und Freude nach der Oeffnung zurück, merkte sich aber den Ort genau und ging, zehn Mal nun besehend das Geschenk des Geistes, nach seiner Wohnung zurück. Tags darauf kam er wieder. Der Geist war nicht da, aber der Braukessel mit Gold. Er nahm sich wieder ein Stück. Den dritten, vierten, fünften Tag fand er sich wieder ein, holte immer ein Goldstück, und so trieb er's

fort, wohl ein Jahr lang. Seine Hütte hatte er während dessen in ein stattliches Haus umgewandelt, sich viele Aecker und Wiesen gekauft, schönes Zugvieh angeschafft, und kein Bauer im Dorfe konnte es ihm gleich thun.

Mit dem zunehmenden Wohlstande nahm aber auch sein Uebermuth zu. „Wozu soll ich arbeiten, sprach er, ich kann ja der Ruhe pflegen!" Und nun hielt er Knechte und Mägde, die das Feld bauen mußten, und saß im Lehnstuhl, oder ritt auf einem stattlichen Gaul hinaus ins Feld, die Saat zu besehen, die er sonst selbst ausgestreuet hatte. Nur den täglichen Gang nach dem Braukessel machte er selbst. Als nun der Mammon immer mehr anwuchs — denn so ein Goldstück war wohl an die zwanzig Thaler werth — und sein Stolz mit ihm, da kam ihm der Gedanke bei, daß es doch sehr lästig sey, täglich um *eines* Goldstücks wegen, den hohen Berg erklimmen zu müssen, er wolle das nächste Mal zwei Goldstücke nehmen. Er that's, nahm Tags darauf zwei Goldstücke und trieb dies so einen ganzen Monat hindurch. Auch damit noch nicht zufrieden, sprach er: — „Ey, was soll ich mich täglich quälen und nur zwei Goldstücke holen! Der ganze Schatz ist ja doch für mich bestimmt, ob ich ihn nun nach und nach oder auf ein Mal hole, das wird wohl dem Geiste einerlei seyn. Ich werde gehen, und den ganzen Braukessel auf ein Mal leeren, dann brauche ich mich doch nicht weiter zu bemühen!" Des andern Tags packte er viele Säcke auf, keuchte den Berg hinan — denn die gute Kost und das gemächliche Leben hatten seinen Körper wohl genährt

nährt — langte bei der bewußten Oeffnung ganz ermattet an, setzte sich erst nieder, um wieder zu Kräften zu kommen, freute sich, daß diese lästigen Gänge hierher nun aufhören würden, berechnete schon, was er nun beginnen wolle, wenn alle die mitgenommenen Säcke, wohlgefüllt erst in seinem Hause ständen, wie er dann ein großes Rittergut kaufen, in einem schönen Glaskasten mit Vieren bespannt fahren, viele Gäste bei sich sehen und mit diesen zechen wolle, trotz den alten Rittern auf Questenberg, und dergleichen mehr. Nun stand er auf, nahm die Säcke, ging durch den dunkeln Gang und langte bei dem Braukessel, der trotz alles dessen, was schon nach und nach weggeholt war, immer wieder bis an den Rand gefüllt war, an. Er nahm den ersten Sack, kniete nieder an den Rand des Kessels, fuhr mit beiden Händen in das Gold gierig hinein, und wollte so die erste Ladung in den Sack werfen, als plötzlich der ganze Braukessel vor ihm mit schrecklichem Geprassel hinabsank, Feuerflammen und Schwefelgestank heraufqualmten und der betäubte Thor fast ohnmächtig zurückfiel. Fort war der Schatz, hin alle die schönen lustigen Luftschlösser. Kein Braukessel erschien wieder, so oft auch der Nimmersatt wiederkam, der nun gern immer nur ein Goldstück genommen hätte, wenn's vergönnt gewesen wäre.

Seit der Zeit ist der schöne goldne Braukessel lange nicht wieder gesehen worden, bis er endlich einmal von ein Paar Jesuiten, die davon hörten, aufgesucht und auch gefunden ward. Ihrem trunknen Blicke zeigte er sich,

voll des glänzendsten Metalls, und schon schickten sie sich an, den Schatz zu heben, als plötzlich der Geist ihnen erschien und sprach: „Nicht euch sind diese Reichthümer beschieden, und nie könnt ihr sie heben. Das Schicksal bestimmt sie einem Grafen von Stollberg, der zweierlei Augen haben wird. Diesem allein darf ich sie übergeben; aber bis dieser kommt, schützt sie mein mächtiger Arm gegen jeden Angriff. Fort mit euch!" Voll Angst und Entsetzen flohen die Jesuiten, und erzählten den Anwohnern die seltsame Begebenheit. Noch ist kein Graf von Stollberg mit zweierlei Augen geboren worden, der Schatz also noch vorhanden.

* * *

Eine Abbildung der Questenberger Ruinen giebt es meines Wissens nicht. — Außer den von mir selbst aufgefaßten Bemerkungen haben zur Bearbeitung dieser Nachrichten mitgewirkt: 1) Rohrs Merkwürdigkeiten des Unterharzes. 2) Die deutsche Monatsschrift von 1795. 1ster Band, S. 60; und 3) Anwendung der Ordnung des Heyls, den Kindern in Questenberg, welche zum erstenmale das heilige Abendmahl genießen, zur erbaulichen Wiederholung in Druck gegeben. Stollberg, 1776. 8. — Dem Titel nach sollte man in dieser letzten Schrift nichts weniger als historische Nachrichten erwarten, und doch hat der Verfasser, der Prediger in Questenberg war und Kranold hieß, die sechs Bogen starke Vorrede ganz damit angefüllt, und besonders viel von der Gegend um Questenberg mitgetheilt.

Scharfenberg bei Meißen.

Scharfenberg an der Elbe.

Horcht! in ihren öden Hallen
Heult der Wind so schauerlich!
Wenn die Mörtelsteine fallen,
Heben leise Seufzer sich.
Wißt ihr nicht? vor grauen Jahren
Blühte hier ein stolzes Haus;
Ritter, die einst furchtbar waren,
Liegen nun in Schutt und Graus!

Just.

23.

Scharfenberg.

Die reizenden Ufer der Elbe, von der böhmischen Gränze an bis unter Meißen hin, schmückt gar manche Ruine einer alten Ritterburg. Scharfenberg gehört auch darunter. Seine malerischen Reste ertheilen der Landschaft ganz vorzüglich einen lieblichen Reiz und einen höchst romantischen Anstrich. Sie liegen am linken Ufer der Elbe, zwei Stunden oberhalb Meißen, auf einem von drei Seiten freistehenden Berge, von welchem man eine der reichsten und ausgebreitetsten Aussichten über eine Gegend hat, in der sechs Städte und zwanzig Dörfer deutlich zu erkennen sind.

Gewöhnlich giebt man den Kaiser Heinrich I. als den Erbauer, und das Jahr 933 als das der Entstehung von Scharfenberg an. Erwiesen kann dies freilich nicht werden, aber alle Umstände sprechen für diese Angabe. Unter Kaiser Otto I. soll es aber erst vollendet worden seyn.

Nach einer Urkunde von 1289, worin es Scarphenberch genannt wird, gehörte es damals den Markgrafen

von Meißen. Von ihnen kam es, wahrscheinlich als Lehn, an die Ritter Vitzthum von Eckstädt. Sie befestigten das ohnehin schon feste Schloß noch mehr, und fingen nun an zu rauben und vom Stegreife zu leben. Das trieben sie eine ziemlich lange Zeit so, bis sie es dem Markgrafen Friedrich dem Streitbaren zu bunt machten. Er belagerte 1415 ihre Burg, nahm sie ein, und jagte die Herren aus dem Lande. Nun erhielten es die damals sehr begüterten Ritter von Schleinitz zu Lehn, welche es aber zu Ende des 15ten Jahrhunderts an die Familie von Miltiz verkauften, deren Eigenthum es noch jetzt ist.

Seine gegenwärtige Gestalt erhielt es von einem kursächsischen geheimen Rathe Haubold von Miltiz im Jahre 1653. Folgende nach der Elbseite am Schlosse angebrachte und noch vorhandene Inschrift sagt das:

Scharffenberg, nobilium a Miltiz sedem avitam, Anno 938 ab Henrico aucupe coeptam, post ab Ottone I. absolutam, de hinc varie deformatam, praesenti formae restituit Haubold a Miltiz Anno MDCLIII.

Er bauete es fast ganz neu auf, ließ auch die Keller und Viehställe in den Felsen einhauen. Wie lange es bewohnt worden, weiß ich nicht. Verlassen war es aber schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, und fing seitdem an zu verfallen. Am 20sten August 1783 wurde es durch einen Blitzstrahl in wenigen Minuten größtentheils in eine Ruine verwandelt. Nur die Nebengebäude blieben unversehrt, und zeigen noch jetzt deutlich sowohl

den derben Styl der Bau- und Befestigungskunst des Mittelalters, als den leichtern des siebzehnten Jahrhunderts.

Im Schwedenkriege (1706) ließ der damalige Burgherr hinter dem Schlosse Laufgraben und Batterien anlegen, und alle seine Unterthanen bewaffnen. Er that es wohl nur, um sich gegen diejenigen Krieger zu sichern, die sich und ihren Stand durch öffentliches Berauben des Privatmannes entehren, und im Kriege alle Rechte und Verhältnisse mit Füßen treten zu können meynen; denn als eine Festung möchte Scharfenberg wohl weder von Bedeutung, noch von langer Haltbarkeit gewesen seyn. Zur Zeit dieses Krieges, oder schon im 30jährigen, soll sich bei einem feindlichen Ueberfalle ein Fahnenjunker mit seiner Fahne durch einen Sprung aus einem Fenster der Burg herab gerettet haben, und auch glücklich entkommen seyn. Ob der junge Mensch diesen Sprung in der Angst seines Herzens oder aus der militärisch-edeln Absicht that, die Fahne nicht in des Feindes Hände kommen zu lassen, darüber schweigt die Tradition. Kurz, die Geschichte soll geschehen seyn, und eine steinerne Urkunde darüber findet man noch jetzt an der Hauptfronte des Schlosses. Da ist nemlich eine geharnischte Figur in Lebensgröße zu sehen, welche eine Fahne mit dem Miltizischen Wappen hält. Schade nur, daß man damals nicht mehr in Harnischen focht, und daß es keine Miltizische Armee gegeben hat; denn wie hätte sonst das Wappen dieser Familie auf die Fahne kommen können. Das geharnischte Bild muß also wohl

eine andere uns unbekannte Beziehung haben, und nur in neuern Zeiten, zur Bewährung jener Sage, so gedeutet worden seyn.

Am Fuße des Burgberges, dessen Abhang nach der Elbe zu mit Weinreben besetzt ist, liegen verschiedene Häuser nebst einer Mühle.

* * *

Den Stoff zu Vorstehendem erhielt ich von unbekannter Hand zugeschickt. So auch eine Ansicht von Scharfenberg, welche, etwas verkleinert, hier beigefügt ist. In dem Taschenbuche: Tempe, Blüthen deutscher Dichter, herausgegeben von F. Loos; Leipzig bei Gleditsch (ohne Jahrzahl), befindet sich auch eine kleine Ansicht von Scharfenberg, von Zingg gezeichnet und von Darnstedt gestochen. Vorzüglicher aber sind zwei große kolorirte Ansichten von Jentsch, Hammer und den beiden Vizani's, die in der Rittner'schen Kunsthandlung in Dresden zu 4 Thlr. das Blatt zu haben, und vortrefflich gearbeitet sind.

24.

Starkenburg

an der Bergstraße.

Dem Wechsel unterthan ist alles, was die Zeit
Auf ihrer Flucht berührt, und unersättlich strebt
Nach ihrem Raube die Vergangenheit.

Berg, worauf die Starkenburg steht, wird in alten Urkunden des Klosters Lorsch, Burcheldon und Burgshelden genannt — eine Benennung, die schon auf eine frühere Burg auf diesem Berge hinzuweisen scheint; denn schon damals, als die Starkenburg erbauet wurde, und vorher, hatte jener Berg diesen Namen. Wahrscheinlich wird dadurch die Meinung einiger Autoren, welche behaupten, daß schon die Römer auf diesem Berge ein Kastell zur Deckung ihrer Heerstraße angelegt hätten.

Dem sey indessen wie ihm wolle, wir wissen, daß Starkenburg im Jahre 1066 von Ulrich, Abt des nahe gelegenen Klosters Lorsch, bei Gelegenheit einer Fehde mit dem Bischof Adelbert von Bremen, erbauet worden ist. Diese Fehde entstand dadurch, daß Adelbert vom Kaiser Heinrich die reiche Abtei Lorsch geschenkt verlangte.

In welcher Lage sich damals das deutsche Reich unter diesem Kaiser befand, und wie dieser schwache Fürst sich stets von den Eingebungen des schlauen Adelberts lenken ließ, ist bereits bei der Geschichte des Schlosses Spatenberg *) erzählt worden, wohin daher verwiesen werden kann.

Adelbert, der wohl wußte, daß durch jenes Begehren die Zahl seiner Feinde, deren er ohnehin schon so viele hatte, sich noch um vieles vermehren würde, suchte daher die Sache schlau einzuleiten. Er führte Heinrichen, als

*) Im ersten Bande, S. 249 u. f.

er in Worms das Osterfest feierte, so wie von ungefähr, nach Lorsch, wo er feierlich empfangen und prächtig bewirthet wurde. Unter den schmeichelhaftesten Lobeserhebungen und Versprechungen suchte der Erzbischof den Abt Ulrich für sich zu gewinnen, indessen er durch einen Juden, seinen Liebling, die Mönche des Klosters in Betreff ihrer Gesinnungen gegen den Abt, und auch über dessen Lebensart ausforschen ließ. Da er nun nichts als Gutes und Lobenswürdiges hörte, so mußte der Jude auf seinen Befehl geradezu den Mönchen die Eröffnung machen, daß die Abtei Lorsch bereits seinem Herrn, dem Erzbischofe, mit allem Zubehör geschenkt worden sey. Mit größter Bestürzung hörten die Mönche diese unerwartete Neuigkeit. Sie eilten, ihrem Abte die Nachricht davon zu ertheilen; aber dieser war schlau genug, den Schmerz in seinem Innern zu verbergen, und sich äußerlich ganz unwissend zu stellen. Als bald darauf der Abt Ulrich nach Basel von dem Könige gefordert wurde, so erschien er zwar, aber mit seiner gewöhnlichen zahlreichen Begleitung, und in fürstlicher Pracht. Ein Soldat verrieth aber Ulrichen beim Eingang in die Stadt den Plan, daß er nemlich sammt seiner Begleitung dem Erzbischofe Adelbert geschenkt worden sey, um solches alles nach Sachsen abführen zu dürfen. Natürlich kehrte Ulrich mit seinem Gefolge um, und vereitelte dadurch die Absicht des Königs und des Bischofs. Allein — letzterer ließ sich dadurch nicht abschrecken. Er beredete den König, ein gewisses Lehen für einen seiner Günstlinge von dem Lorscher Abte

zu begehren, welches Lehen für die Abtei von großer Wichtigkeit war. Der Erzbischof dachte ganz gewiß, daß der Lorscher Fürst solches abschlagen, und dadurch die Ungnade des Königs sich zuziehen werde. Lange blieb auch der Abt unschlüssig, was er thun solle; doch — um den Netzen des Erzbischofs zu entgehen, gab er dem Könige, was er verlangte, welcher dagegen dem Abte das Versprechen that, die Lorscher Abtei niemals mehr durch eine dergleichen Bitte oder einen Befahl zu belästigen. Dies waren aber leere Worte. Denn kaum war der Erzbischof nach Sachsen mit dem Könige verreist, als er den König an sein früheres Versprechen, ihm die Abtei Lorsch zu verschaffen, erinnerte, und sich den Vollzug erbat. Der König war schwach genug, in sein Begehren zu willigen. Er übergab dem Erzbischof die Abtei Lorsch, und es wurde der Abt daselbst durch den Bischof von Bamberg auf Befehl des Königs nach Goslar citirt. Der Abt war eben krank, als er das Vorladungsschreiben erhielt. Er schickte daher Entschuldigungsschreiben an den König, aber nur mit Mühe konnte er für wenige Tage Aufschub erhalten. Noch war er am wiederholten Termine von seiner Krankheit nicht hergestellt. Einen Gesandten schickte er deshalb statt seiner zum Könige, der aber nicht allein nicht angenommen, sondern schimpflich abgewiesen, und ihm ein scharfes Drohungsschreiben vom Könige mitgegeben wurde, worin der Abt des Ungehorsams und der Empörungssucht angeklagt, und ihm ein weiterer Termin auf Allerheiligen nach Goslar angesetzt wurde.

Nun wurde es dem guten Abt Ulrich bange. Er beschloß, so sehr ihm auch seine Geistlichen und Ritter abriethen, den Befehlen des Königs zu gehorchen; und so krank er auch noch war, so bestieg er doch das Pferd, und wollte eine Reise unternehmen, die seinen Kräften nicht angemessen war. Allein — er kam nicht weit; denn nicht fern vom Kloster stürzte er vom Pferde, und wurde halbtodt ins Kloster zurückgebracht. Alles im Kloster war jetzt im höchsten Grade gegen Adelbert erbittert. Wüthend über ein solches despotisches Verfahren des Königs, schwuren sie alle den fürchterlichsten Eid, mit Blut und Leben ihren Abt und Fürsten zu vertheidigen und zu schützen. Mit ganz unbegrenztem Eifer fingen sie an, den unweit Lorsch gelegenen Berg Burkhelden zu befestigen, eine Burg darauf anzulegen, mit Thürmen, Mauern und Schanzen zu umgeben, und Besatzung hineinzulegen. So entstand die Starkenburg, schnell, aber stark, ganz ihres Namens würdig. Der König erfuhr kaum die ganz unerwartete Nachricht von der Rüstung der Lorscher Edelleute und der Erbauung einer Festung zu ihrer Vertheidigung, als er ein scharfes Abmahnungsschreiben sowohl an den Abt Ulrich, als auch an dessen Konventualen erließ, welchen letztern er auf das strengste untersagte, dem Abte ferner Gehorsam zu leisten. Ulrich war gutmüthig genug, sich abermals den Fallstricken Preis zu geben, die ihm gelegt wurden. Er beschloß, den Befehlen des Königs sich zu unterwerfen, und begab sich nach Mainz in die St. Albans-Abtei. Die Ritter und Dienstleute von Lorsch aber,

unzufrieden mit diesem unvorsichtigen Schritte ihres Fürsten, eilten ihm nach, riefen ihn zurück, und übergaben ihn dem Grafen Adelbert von Kalwe zur Verwahrung und Aufsicht. Erzbischof Adelberts Plane waren nun abermals vereitelt; ihm blieb also nichts übrig, als die Starkenburg zu belagern. Er that dies auch wirklich, nachdem er zuvor den König nach Tribur gebracht hatte. Die Belagerung, welche er in Person dirigirte, dauerte aber länger, als er vermuthete. Die Zwischenzeit benutzten die Reichsfürsten, den König auf dem Reichstage zu Tribur (1066) dahin zu bewegen, daß er den Erzbischof Adelbert von sich entließ. Doch es wollte Heinrich sich nicht dazu bequemen. Als aber die Fürsten Gewalt gebrauchten, und den königlichen Pallast mit Wache umgaben, so dachte Adelbert bei der ersten desfalls erhaltenen Nachricht auf seine Flucht. Aber nur mit Mühe konnte er der Gefahr, die ihm drohete, entrinnen.

Das Reich war nun von einem fürchterlichen Feinde befreiet, die Belagerung der Starkenburg war aufgehoben, und der Abt von Lorsch von einem Nebenbuhler erlöset, der ihn doch über kurz oder lang würde zu Grunde gerichtet haben. Die Erzbischöfe Siegfried von Mainz, Hano von Köln, so wie die Herzöge Rudolf von Schwaben und Gottfried von Lothringen, die das Meiste zur Vertreibung des Erzbischofs Adelbert beitrugen, suchten nun in dem Reiche alles wieder gut zu machen, was ein kindischer, irregeführter König darin verdorben hatte. Den Fürstabt von Lorsch beschieden sie nicht sowohl vor

den

den König, als vor die Reichsversammlung, damit er daselbst die ihm gebührende Ehrenrettung und Genugthuung erhalten solle.

Abt Ulrich berathete sich dieser Sache wegen mit seinen zwölf vornehmsten Lehnträgern, welche seinen fürstlichen Heerschild ausmachten. Jeder davon brachte gar bald hundert bewaffnete Ritter zusammen, welche einen prächtigen, überaus glänzenden Heereszug bildeten, in dessen Mitte der Abt, mit allem fürstlichen Glanze ausgeziert, einherzog, und so mit seinen 1200 Rittern vor dem Angesichte des Königs und der Reichsversammlung erschien. Heinrich nahm ihn nicht allein sehr gnädig auf, sondern er kassirte auch auf der Stelle und vor der ganzen Versammlung der Reichsfürsten alle die Edikte und Befehle, die er vormals gegen ihn hatte ergehen lassen. Er versicherte ihm seine königliche Gnade und seinen Schutz, überhäufte ihn mit allen möglichen Ehrenbezeigungen, und entließ ihn nicht ohne Rührung. Die Rückkunft des Abts in sein Kloster war, wie leicht zu denken, höchst freudevoll für ihn und seine Untergebenen, welche alle bald darauf ein neues Vergnügen genossen, indem der König Heinrich dem Kloster seine Freiheits- und Immunitätsprivilegien erneuerte.

Ulrich reiste nach wiederhergestellter Ruhe zum Papste Alexander II. nach Rom, um allen fernern Intriguen des Erzbischofs von Bremen vorzubeugen, und erhielt von besagtem Papste ein erneuertes Immunitätsprivilegium für sein Kloster im Jahre 1070. Um aber auch dem Klo-

ster alle äußere und innere Sicherheit zu verschaffen, so wurde von dieser Zeit an, nicht allein im Kloster selbst eine starke militärische Besatzung gehalten, sondern auch die Starkenburg wurde noch mehr befestigt, und stets in wehrhaftem Stande gehalten.

Als aber das Kloster Lorsch nach und nach im Verfall gerieth, und dessen allzu mächtige Vasallen und Voigte die Besitzungen des Klosters so viel als möglich erblich an sich zu bringen suchten, so waren auch ihre Begierden stets nach dem Schlosse Starkenburg gerichtet. Da jedoch keiner es dem andern gönnte, so blieb es zwar noch dem Kloster, allein — dieses wurde endlich gezwungen, aus Noth es an einen der Magnaten desselben zu versetzen. Dies geschah unter dem letzten Abte Konrad, der im Anfange des 13ten Jahrhunderts, und bis zum Jahre 1229, aber schlecht, regierte, und daher auch abgesetzt wurde.

Die Verwaltung des Klosters wurde hierauf dem Erzbischofe Siegfried II. von Mainz von dem Papste Gregor IX. übertragen, nachdem Siegfried vorher schon die Starkenburg mit eigenem Gelde wieder eingelöset und dem Kloster zurückgegeben hatte. Als Siegfried im folgenden Jahre 1230 starb, übertrug Gregor dem neuen Erzbischofe Siegfried IV. die Administration des Klosters, damit die Starkenburg, als der stete Zankapfel der Magnaten des Klosters, welche alle noch immer darauf ausgingen, sie für sich zu erobern, nicht von einem oder dem andern wirklich weggenommen würde, was für das Kloster, für das Erzstift Mainz, und für alle benachbarte

Diöcesen ein unersetzlicher Schade gewesen wäre. Dies ist gewiß ein deutlicher Beweis, wie wichtig damals die Starkenburg für die ganze Gegend gewesen seyn muß. Aber sie wurde es in der Folge noch mehr. Denn als bald nach obigem Vorfalle der Erzbischof Siegfried III. von Mainz im Jahre 1232 die Abtei Lorsch mit allen ihren der Raubsucht der Vasallen noch entrissenen Besitzungen vom Kaiser Friedrich II. geschenkt erhielt, wurde die Starkenburg eine Vormauer und Schutzwehr des ganzen Mainzer Staates. Aber — wie es öfters in größern Festungen geschieht, daß man sich, eine allzu große Sicherheit träumend, eine Nachlässigkeit in Bewahrung und Vertheidigung derselben zu Schulden kommen läßt, und dadurch dem Feinde freiwillig oder gedrungen die Thore öffnet — eben so ging es mit der Starkenburg. Der Erzbischof von Mainz hatte die unruhigen und ausgearteten Benediktiner aus dem Kloster Lorsch gejagt, und Cistercienser an deren Statt eingesetzt. Die Vertriebenen, des guten Klosterlebens gewohnt, wollten sich aber nicht vertreiben lassen, sondern suchten sich mit Gewalt zu behaupten.

Der Bischof Heinrich von Speier, und dessen Bruder, Graf Emich von Leiningen, standen ihnen hierin bei. Sie erschienen mit weniger Mannschaft vor der Starkenburg, und forderten sie zur Uebergabe auf. Die Sorglosigkeit, in der man sich daselbst befand, und zugleich die Treulosigkeit der Burgmänner, welchen die Festung anvertraut war, verschafften den Belagerern gar bald den Besitz der Starkenburg 1249. Allein — wie

sehr wurden die Mönche in ihrer Hoffnung getäuscht. Nicht für sie war die Starkenburg erobert, nein, die Eroberer behielten sie für sich selbst. Der Erzbischof von Mainz, dem an dem Besitze der Starkenburg alles gelegen, der aber zu schwach war, die Räuber aus ihrem sichern Neste wieder zu vertreiben, nahm seine Zuflucht zu Klageschriften, die er an den Papst Innocenz abschickte. Sie hatten auch in so weit Wirkung, als der Papst im Jahre 1251 eine scharfe Bulle gegen jene Räuber erließ, sie mit dem Kirchenbanne belegte, und ihnen auch ernstlich befahl, die Starkenburg alsbald an das Erzstift Mainz auszuliefern. Allein, weit entfernt, diesem Befehle Folge zu leisten, oder den Bannstrahl zu fürchten, behielten vielmehr diese das Schloß noch in engerm Verwahrsam, und zwar bis zum Jahr 1253, wo es erst durch List an den Erzbischof Gerhard I. zurückkam. Es waren nemlich sowohl der Bischof von Speier als der Graf von Leiningen geneigt, die Festung an das Erzstift zurückzugeben, jedoch nur unter der Bedingung, daß auch das Mainzer Domkapitel die Schenkungsbriefe über die Pfarreien Bensheim und Handschuchsheim an der Bergstraße wieder herausgeben, und eine förmliche Resignationsurkunde desfalls ausstellen sollte. Das Domkapitel willigte zum Schein in dieses Begehren, stellte die verlangte Urkunde, jedoch nur von einem Theile des Kapitels unterschrieben, aus, und übergab solche dem Grafen von Leiningen, der alsdann mit seinen Söldnern von der Veste Starkenburg abzog, und sie dem Erzstifte über-

ließ. Kaum war aber dies geschehen, und das Schloß mit einer guten mainzischen Besatzung versehen, als der Dompropst und der Theil des Domkapitels, welcher die Urkunde nicht unterschrieben hatte, gegen deren Ausstellung protestirten. Diejenigen Kapitularen, welche die Urkunde ausgestellt hatten, traten bei, und behaupteten, daß nur der Drang der Umstände sie dahin vermocht hätte, und daß sie nie im Ernste daran gedacht hätten, die Rechte des Kapitels zu veräußern oder zu verhandeln. Nun trat auch der Erzbischof auf, und bezeugte durch eine feierliche Urkunde, daß jene Resignation von einigen Domkapitularen einseitig und widerrechtlich geschehen sey, und daß weder diese Wenigen, noch das ganze Kapitel befugt gewesen, jene Pfarreien, ohne Einwilligung des Erzbischofs, zu veräußern. Er vernichtete also die Kraft der Resignationsurkunde, und gab dagegen dem Domkapitel eine neue Bestätigungsurkunde über die beiden Pfarreien Bensheim und Handschuchsheim; auch versprach er in Ansehung der gänzlichen Entfernung der verrätherischen Burgmänner von Starkenburg, und der Vertreibung der Mönche von Lorsch, ganz den Rath des Domkapitels zu befolgen. Die Folge war, daß die Benediktiner von dieser Zeit an nicht mehr nach Lorsch kamen, und kein verrätherischer Freund mehr die Starkenburg den Feinden des Erzbischofs überlieferte. Aber man war auch mainzischer Seits durch Schaden klüger geworden. Starkenburg erhielt von dieser Zeit an nicht allein mehr Burgmannschaft, wie vorher, sondern auch einen Burggrafen, dem das

Kommando jener Burgmannschaft sowohl, als auch die ganze Verwaltung des Schlosses mit Zubehör übertragen wurde. Der erste Burggraf kommt im Jahr 1267 in einer Urkunde vor, nach welchem man die Folge der Burggrafen unausgesetzt findet, bis zum Jahre 1803. Denn das Burggrafiat wurde aufgehoben, als die Starkenburg sammt Zubehör den hessendarmstädtischen Landen zugetheilt ward. Ein Burggraf zu Starkenburg war aber in neuern Zeiten nicht sowohl der Kommandant der Veste, als vielmehr der Oberamtmann und Obertrichter über das ganze Oberamt Starkenburg. In frühern Zeiten aber, wo derselbe zugleich Festungskommandant gewesen ist, hatte er auch für die Besatzung des Schlosses zu sorgen, die Mannschaft zu stellen und zu unterhalten, wozu ihm gewisse Gefälle angewiesen waren, die ziemlich beträchtlich gewesen sind.

Unter den Burgmännern zu Starkenburg haben sich zu allen Zeiten aus den vorzüglichern Familien des rheinischen Adels, ja selbst Grafen befunden, wie noch heut zu Tage die Grafen von Erbach und andere, Burglehn zu Starkenburg besitzen. Eine burgmännische Familie, welche in mittlern Zeiten bekannt war, hatte sogar den Beinamen „von Starkenburg" und gehörte zum Ritterstande.

Die große Sorgfalt, welche die Erzbischöfe von Mainz, nachdem sie einmal gewarnt waren, auf die Starkenburg verwendeten, diente in der Folge stets zu ihrer vorzüglichen Sicherheit. Als Erzbischof Peter von Mainz im Jahr 1313, nach dem Tode Kaisers Heinrich VII. die Wahl Ludwigs von Baiern gegen Friedrich

von Oesterreich vorzüglich begünstigte und zu Stande brachte, zog er sich nicht allein den Haß der Oesterreicher, namentlich des Gegenkönigs Friedrich von Oesterreich und dessen Bruders Leopold zu, sondern es drohte auch seinem Lande ein blutiger Krieg, dessen Gefahren abzuwenden, er sich alle Mühe gab. Zwei Urkunden (bei Würdwein in Subsid. diplomat. I. p. 454 et 456) vom Jahr 1318 lehren uns deutlich, welche Sorgfalt der Erzbischof angewendet habe, um die Starkenburg sowohl, als die Schlösser Fürstenau und Weinheim in besten Vertheidigungsstand zu setzen. Diese und noch andere gute Vorkehrungen, die er ganz zweckmäßig allenthalben eingeleitet hatte, machten auch, daß die Oesterreicher nichts gegen ihn ausrichteten.

Eben so glücklich, aber auch eben so sorgfältig war Peters Nachfolger, der Erzbischof Matthias. Denn als Kaiser Ludwig im Jahr 1323 von dem Papste mit dem Kirchenbanne belegt wurde, die drei geistlichen Kurfürsten aber dieses Strafgesetz verkündigen mußten, zog sich der Erzbischof, welcher den Staaten des Kaisers, als Pfalzgrafen, beim Rhein am nächsten lag, nicht allein den Haß, sondern auch die Befehdung des Kaisers zu. Da aber der Erzbischof alle seine Festungen, namentlich Starkenburg, in besten Vertheidigungsstand gesetzt hatte, konnte ihm Ludwig nichts Sonderliches anhaben. Der Papst, dem dieser Eifer und die Standhaftigkeit des Erzbischofs sehr wohlgefiel, gab demselben, zur Schadloshaltung für die angewendeten Kosten zur Vertheidigung der Burgen

Starkenburg und Weinheim, die Pfarrei Gernsheim am Rheine mit allen davon abhangenden Rechten und Nutzungen, welche damals sehr beträchtlich waren.

Der Erzbischof Heinrich III., der eine sehr unruhige Regierung hatte, und auch mit dem Domkapitel in Zwiespalt lebte, weil er gegen den Willen desselben im Jahre 1328 vom Papste ernannt worden war, übergab, um Ruhe zu bekommen, dem Domkapitel unter andern die Burgen Starkenburg und Wildenberg (im Odenwalde), jedoch ohne Gülten und Gefälle. Der damals angestellte Kurverweser, Kuno von Falkenstein, ging noch weiter. Er versetzte im Jahre 1348 die zum Schlosse und dem Oberamte Starkenburg gehörige Stadt Bensheim um 5000 Pfund Heller an die Grafen Johann und Eberhard von Katzenelnbogen; doch wurde diese Pfandschaft sieben Jahre später von dem Erzbischofe Gerlach wieder eingelöset. Dies geschah aber nur, um sich aus einer andern und größern Verlegenheit zu reißen. Dieser Erzbischof wurde nemlich im Jahre 1346 an die Stelle des abgesetzten Heinrichs III. vom Papste ernannt; da aber der abgesetzte Erzbischof dessen ungeachtet bis an seinen Tod (1353) im Besitze der erzstiftischen Lande blieb, welche durch den Verweser, den Dompropst Kuno von Falkenstein, wie schon gesagt worden, verwaltet wurden, so kam erst im Jahre 1353 nach dem Tode Heinrichs der Erzbischof Gerlach zum völligen Besitz. Doch würde er auch dann noch nicht Ruhe erhalten haben, wenn er sich nicht mit dem noch immer herrschenden Kurverweser ab-

fand und ihn von seiner Seite wegschaffte. Zu diesem Ende mußte er demselben einige erzstiftische Besitzungen im Jahre 1354 so lange überlassen, bis er ihm 40,000 Fl. baar bezahlt haben würde. Eine für die damaligen Zeiten so sehr beträchtliche Summe Geldes hatte der Erzbischof nicht vorräthig; er lehnte also unter andern von Elisabeth von Liebesberg und Engelharden von Hirschhorn 18,000 Fl., und versetzte ihnen dafür im Jahre 1356 die Starkenburg nebst den Städten Heppenheim und Bensheim und den dazu gehörigen Dörfern, behielt sich jedoch die Oeffnung des Schlosses und der Städte vor. Doch scheint dies alles bald wieder eingelöset worden zu seyn. Denn als Erzbischof Adolph I., der gegen Ludwig von Meißen vom Domkapitel gewählt worden war, letzteres vorzüglich nöthig hatte, um in den Besitz des Erzstifts zu kommen und sich darin zu erhalten, mußte er sich harte Bedingungen gefallen lassen, worunter diese die wichtigste war, daß er dem Domkapitel die Schlösser Klopp, Lahneck, Ehrenfels, Starkenburg und Wildenberg, sammt den Städten Bingen und Lahnstein überlassen mußte. Dies geschah 1379.

In der bekannten Kurfehde zwischen den beiden Kurfürsten Diether von Isenburg und Adolph von Nassau, verpfändete Ersterer 1461 das Schloß Starkenburg sammt dem ganzen Oberamte gleiches Namens an den Kurfürsten Friedrich von der Pfalz für 100,000 Fl. Von dieser Zeit an erhielt die Starkenburg pfälzische Besatzung und einen pfälzischen Burggrafen.

Im Anfange des 16ten Jahrhunderts entstand die bekannte Bairische Fehde. Landgraf Wilhelm von Hessen, dem der Kaiser die Acht über den Kurfürsten Phlipp von der Pfalz und seinen Sohn Ruprecht aufgetragen hatte, überzog mit seinen Verbündeten im Mai 1504 die pfälzischen Lande, vorzüglich aber die Bergstraße. Das Schloß Bickenbach bekam er zwar in seine Gewalt, und das Schloß Schönberg verbrannte er, allein — bei der Stadt Bensheim, die er vergebens belagerte, erlitt er eine starke Niederlage, welche ihn nöthigte, von dem weitern Vordringen nach der Starkenburg abzustehen. Der bald darauf erfolgte Friede setzte die Bergstraße, und namentlich Starkenburg, außer Gefahr, welches nach wie vor in kurpfälzischem Besitze blieb.

In dem 30jährigen Kriege kamen schon 1620 die burgundischen und spanischen Völker an die Bergstraße, und versuchten einzudringen. Da aber die Unirten von Bensheim bis an den Rhein starke Schanzen aufgeworfen und wohl besetzt hatten, so konnten die Spanier nicht weiter vorrücken. Allein im folgenden Jahre waren sie glücklicher: sie eroberten die Veste Stein durch List, und bekamen auch sogar Starkenburg nebst der ganzen Bergstraße ein. Die Pfälzer eroberten zwar Bensheim, Heppenheim und Weinheim wieder, allein die Baiern nahmen ihnen dies alles wieder ab und setzten sich daselbst fest.

Indessen die Baiern auf solche Art glückliche Fortschritte gegen die Pfalz machten, war der Kurfürst von

Mainz Johann Snicard darauf bedacht, die verpfändete Bergstraße wieder einzulösen. Die Achtserklärung des Kurfürsten Friedrichs V. von der Pfalz gab im Jahre 1621 hierzu die beste Gelegenheit. Der Kurfürst von Mainz wurde auch wirklich im Jahre 1623 auf Befehl des Kaisers und mit Hülfe spanischer Truppen in den Besitz der Bergstraße eingesetzt, in welchem er auch bis 1631 ruhig verblieb, wo die Schweden die Starkenburg und die ganze Bergstraße einnahmen, und solche bis nach der Schlacht bei Nördlingen 1634 behielten, worauf die Kaiserlichen Starkenburg und die Gegend wieder besetzten.

Von dieser Zeit an bis zum westphälischen Frieden wurde die Bergstraße ein Schauplatz der fürchterlichsten Plagen des Kriegs. Starkenburg und die Städte und Dörfer der Bergstraße wurden wechselweise von den Franzosen und Baiern eingenommen, geplündert und verheert. Der westphälische Friede machte nicht allein allen diesen Gräueln ein Ende, sondern sicherte auch dem Kurfürsten von Mainz den Besitz der Bergstraße und des Schlosses Starkenburg, welches alles im Jahre 1650 von Kurpfalz an Kurmainz durch einen feierlichen Vertrag überlassen und von Ersterm abgelöset worden.

Die Ruhe an der Bergstraße dauerte aber nicht lange, denn im Jahre 1672 wälzte sich das Kriegsfeuer von neuem aus den Niederlanden in diese Gegenden. Am schlimmsten wüthete daselbst der bekannte französische General Melac, der im Jahre 1689 die Städte Heppenheim, Weinheim, Ladenburg ꝛc. verbrannte, Starken-

burg aber vergeblich belagerte, daher dieses unversehrt erhalten wurde.

Starkenburg hatte von dieser Zeit an stets mainzische Besatzung und einen Kommandanten, war auch mit Geschütz und übrigem Vorrath allezeit wohl versehen. Es befand sich auch eine besondere Kapelle oben, in welcher schon von alten Zeiten her ein Altarbeneficium gestiftet war. Endlich aber wurde von Kurmainz beschlossen, die Besatzung aus der Starkenburg abzuziehen und die Festungswerke zu schleifen. Dies geschah in der zweiten Hälfte des 18ten Jahrhunderts. Das Schloß wurde sogar auf den Abschlag versteigert und die rasirten Festungswerke und Gärten zu anderweitiger Benutzung verpachtet. Allein — es scheint, daß man mainzischer Seits gar bald den gemachten Fehler eingesehen habe; denn schon im Jahre 1776 kam der Befehl an das Oberamt Starkenburg, die verpachteten Zwinger und Gärten der Festung unbebauet liegen zu lassen, damit sie wieder zu Festungswerken angelegt werden könnten. Dies ist jedoch nie geschehen, und die Starkenburg, die Zierde und der Schutz der Bergstraße, liegt noch in ihren Ruinen. Der schönste Theil davon, ein sehr hoher viereckiger Thurm, ganz von Quadern aufgeführt, steht aber noch. Ganz frei steht er mit seinen vier Ecken nach den vier Weltgegenden gerichtet. Nur oben, unter dem vormaligen Dache, wo er bewohnt war, sieht man Fensteröffnungen. Einige Stockwerk von der Erde ist die Thür. Ganz auf ebener Erde ist das Burgverließ mit einer runden Oeffnung von

oben und einigen kleinen Löchern statt der Fenster. In neuern Zeiten hat man eine Oeffnung von außen in dies Burgverließ gebrochen und eine hölzerne Treppe bis zur Höhe in den Thurm angebracht, welche aber vor nicht langer Zeit durch einen Blitzstrahl verzehrt worden ist. Nach alter Sitte war das ganze Schloß befestigt, und mit vielen Thürmen, Bastionen und sehr starken Ringmauern, wovon noch vieles zu sehen ist, umgeben. Mitten im Hofe, vor jenem hohen Thurme, war ein Brunnen, der aber jetzt fast ganz verschüttet ist.

Der Berg, der die Starkenburg trägt, steht isolirt, bis auf einen einzigen schmalen Bergrücken, welcher mit dem Odenwalder Gebirge zusammenhängt. Auf der Süd- und Westseite ist er von oben bis unten mit Reben bepflanzt. Auf der Spitze und selbst im Burghofe bauet man Getreide und Obst.

Die Aussichten von den Ruinen der Starkenburg sind überaus reizend. Man übersieht nicht nur die ganze Bergstraße, sondern auch die große Ebene diesseits und jenseits des Rheins. Diese Ebene zeichnet sich sowohl durch ihre äußerst fruchtbaren Felder, als durch die große Menge von Gärten, Obstpflanzungen und Wäldern aus, und ist mit Städten, Flecken und schönen Dörfern übersäet. Besonders reizend ist die Aussicht nach Westen hin. Man übersieht den Rhein mit allen seinen Krümmungen von Speier bis Mainz. Speier, Mannheim, Frankenthal, Worms, mit allen dazwischen liegenden Oertern rechts und links des Mains, zeigen sich dem

scharfen Auge ganz deutlich. Mainz sieht man wegen der Niersteiner Berge nicht. Gegen Norden sieht man das Taunusgebirge, den Rheingau und die Maingegenden, in so weit es der vorstehende Melibokus zuläßt.

* * *

In der Zeiler-Merian'schen Topographie der Bergstraße befindet sich die Starkenburg abgebildet, wie sie war. Im Großherzogl. Hessischen Hofkalender für 1811 ist ihre jetzige Ansicht zu finden. Das kleine Blatt ist von Haldenwang sehr gut gearbeitet, und in Hinsicht der Ruinen richtig, aber leider mit idealischen Umgebungen verziert. Eine der Natur sich mehr nähernde Abbildung ist der Geschichte und Beschreibung des Klosters Lorsch und der Bergstraße beigefügt.

Gegenwärtige Beschreibung ist theils aus Originalurkunden, theils aus dem Codice Laucerhamensi, theils aus Ioannis script. rerum Mogunt. genommen.

Gernsheim. Dahl.

25.

Erichsburg

am Harz.

Was erstand, kann nicht bestehen
In dem Reich der Wirklichkeit,
Denn im Werden und Vergehen
Fordert ihren Zoll — die Zeit.

v. d. Solz.

25.

Erichsburg.

Die Erichsburg liegt im Harzantheile des Herzogthums Anhalt-Bernburg. Unbeachtet und wenig gekannt, von Bergen und Wald umgeben, liegt sie da auf einem mäßig hohen Berge, an dessen Fuß gar mancher Wanderer die Straße von Quedlinburg nach Stollberg, oder den Weg von Ballenstedt nach dem Städtchen Güntersberge friedlich dahin zieht, ohne zu wissen, wie unsicher hier vor fünf- bis sechshundert Jahren die Wanderschaft war, als noch die Erichsburger hausten auf der Höhe, wo nun Oede und schauerliche Ruhe wohnen.

In welchem Jahre die Erichsburg erbaut ward und wer sie aufbauen ließ, ist nicht bekannt. Im 13ten Jahrhundert besaßen sie die Ritter von Heimburg, von deren Stammsitz noch jetzt bei Blankenburg am Harz die Ruinen zu finden sind. Einer von ihnen hatte das Unglück, einen Grafen von Reinstein, welche ihre Lehnsherren waren, zu erstechen. Er floh, und seine Burg nahmen — mit welchem Rechte, ist unbekannt, — die

nahe wohnenden Grafen zu Stollberg in Besitz. Fest war sie schon, aber diese befestigten sie noch mehr, und trieben nun von da aus Plünderung und Beraubung der Vorüberziehenden, wozu sich, bei der verborgenen Lage und der vorbeilaufenden Landstraße, die Burg allerdings gut eignete. Besonders emsig trieb dies lose Geschäft Graf Hermann zu Stollberg. Er unterhielt beständig starke Mannschaft darauf, und verübte sowohl an Reisenden, als auch in den umliegenden Ortschaften große und schreiende Gewaltthätigkeiten. Dieses Unfugs müde, vereinigten sich mit Friedrichen, Landgrafen in Thüringen, die Grafen von Schwarzburg, die Mühlhäuser und die Nordhäuser — welche letztere Hermann durch öfteres Wegführen ihrer Heerden sehr erbittert hatte, — und zogen mit einer ansehnlichen Mannschaft im J. 1347 vor die Erichsburg. Dessen ungeachtet ging es doch mit der Einnahme nicht so schnell. Die Burg war fest, und mancher heftige Ausfall mußte erst zurückgeschlagen werden, ehe es den Belagerern gelang, mit stürmender Hand sie einzunehmen. Für ihre hartnäckige Gegenwehr machte man aber nun auch mit der ganzen Besatzung kurzen Prozeß. Graf Hermann und Heinrich von Werther, wahrscheinlich sein Haupthelfershelfer, wurden auf der Stelle enthauptet, und neunzehn der übrigen hingen in kurzer Zeit an den nächsten Bäumen. Die Burg wurde ausgeplündert, und dann zerstört. Dies durchgreifende Verfahren machte hier allem weitern Unfuge ein Ende und nie ist auch die Erichsburg wieder aufgebaut worden, doch blieb sie ein

Eigenthum der Grafen zu Stollberg. Im sechzehnten Jahrhundert kam sie, nebst den dazu gehörigen Forsten, erst pfandweise, und dann durch Kauf an Anhalt.

Klein von Umfang muß Erichsburg gewesen seyn, das ersieht man noch aus dem tief eingeschnittenen Burggraben, in welchem jetzt herrliche Buchen aufgewachsen sind. Die Reste der Burg — ich sah sie zuletzt im Herbste 1816 — sind ganz unbedeutende Stücken Mauern, die hier und da aus der Erde herausstehen. Das bedeutendste Ueberbleibsel ist ein Theil von einem Thurme, der in den Burggraben niedergestürzt, nicht zerbröckelt, sondern noch als ein Ganzes da liegen geblieben ist. Da es bei der Zerstörung der Burg noch kein Pulver gab, durch das der Thurm hätte zersprengt und herabgestürzt werden können, so ist es wahrscheinlich, daß er späterhin von selbst niedersank. Die Festigkeit des alten Mauerwerks beurkundet aber dieses sehr große Bruchstück laut; denn wie verwachsen in einander sind die Granitsteine, aus denen es besteht, und ohne die äußerste Gewalt vermag man nicht einen davon loszuarbeiten.

Eine Aussicht in die Ferne erlauben die hohen schlanken Buchen umher nirgends hin. Sie kann jedoch auch nie ausgebreitet gewesen seyn, da, wie gesagt, andere gleich hohe Berge sie umgeben und man nur mittagswärts allein einen freien Blick nach einer platten Gegend beim stollbergschen Dorfe Hayn hat.

* * *

Aus Rivander's Thüring. Chronik, Beckmann's Anhaltischer Historie und eigener Besichtigung der Ruine entstanden diese kurzen Nachrichten über die Erichsburg, von der ich keine Abbildung kenne, und auch bezweifle, daß irgendwo eine zu finden ist, da sie so früh schon zerstört ward.

26.

Dohna

bei Dresden.

Die alte Ritterveste
Hebt kühn im goldnen Glanz
Des Thurms bemooste Reste
Aus finstrer Ulmen Kranz.

Matthisson.

26.

Dohna.

Die Burg Dohna, das Stammhaus der noch jetzt in Sachsen und Preußen in vielen Linien blühenden Familie der Burggrafen von Dohna, liegt drei Stunden von Dresden. Einer Sage zu Folge soll Aloys von Urpach sie erbaut haben. Schon zu Anfang des neunten Jahrhunderts sey dieser Ritter von Karl dem Großen aus der Normandie nach Deutschland gezogen, von Karls Sohn, Ludwig dem Frommen, mit vielen Gütern belehnt und zum Burggrafen erhoben worden. Diese Güter, die an der böhmischen Grenze gelegen, wären durch die öftern Einfälle der Vandalen sehr beunruhigt worden, und dies habe den Aloys veranlaßt, die Veste Dohna zu erbauen, um den unruhigen Nachbarn des deutschen Reichs dadurch Einhalt zu thun. Dem sey wie ihm wolle, so war ihre Lage vortrefflich gewählt. Auf einem vorspringenden steilen Felsen, den auf zwei Seiten die Müglitz umfließt, war sie vor der Erfindung des Schießpulvers gewiß eine der festesten Burgen, und erfüllte den Zweck der Sicher

sehnlich auf eine Gelegenheit, wo er die Gauner fassen, und wo möglich ganz aus dem Lande jagen könne. Sie fand sich. Im Jahre 1401 hielt er auf dem Rathhause in Dresden, nach alter jährlicher Sitte, einen sogenannten Adeltanz, wozu alle benachbarte Fürsten und Edelleute eingeladen waren. Die wilden Burggrafen von Dohna waren nicht die letzten. Ihr Haupt war Graf Jeschke oder Jeßke, ein Schnapphahn ohne Gleichen. Des Weins hatte er mehr als dienlich genossen, und in diesem Zustande koſete er etwas zu vertraut mit der Hausfrau Rudolphs von Körbitz auf Meusegast. Rudolph, eifersüchtig darüber, stellte dem Jeschke im Tanze ein Bein, so daß dieser hinfiel. Jeschke erwiederte diese Unart mit einer derben Ohrfeige, und eine blutige Fehde war, wie natürlich, die Folge davon. Markgraf Wilhelm und der König von Böhmen geboten zwar beiden Theilen Friede; statt aber zu gehorchen, schickten vielmehr die Brüder und Vettern des Burggrafen von Dohna dem Markgrafen unter Aufkündigung alles Gehorsams selbst einen Fehdebrief zu. Ihm waren sie immer gram gewesen, weil er und Landgraf Friedrich der Streitbare von Sachsen, den Ruprecht von Mähren zu Wenzels Gegenkaiser hatte wählen helfen. Jetzt verheerten sie nun sein Land aufs äußerste, und machten die ganze Gegend so unsicher, daß man sogar die Heerstraße nach Böhmen über Pirna führen mußte.

Nach zahllosen Gefechten und blutigen Kämpfen, in welchen zwei Grafen von Dohna blieben, und der alte Graf Otto von Dohna von den Körbitzen gefangen wurde,

auch im Gefängniß starb, rückte Markgraf Wilhelm im Jahre 1402 vor die Burg Dohna. Als er vierzehn Tage davor gelegen hatte, hielt sich der Burggraf doch nicht mehr sicher genug, und floh heimlich auf das nahegelegene Schloß Weesenstein. Auch dies belagerte Wilhelm, aber auch umsonst, denn Jeschke entkam auch von hier mit allen den Seinigen, und floh auf den Königstein. Wilhelm folgte ihm, und blockirte nun den Königstein vier Wochen lang, aber wieder umsonst, denn Jeschke entwich nach Ofen in Ungarn zum König Siegesmund, dem er den wackern Markgrafen im gehässigsten Lichte darstellte. Allein Wilhelms Anklage traf bald darauf auch ein, und Jeschke wurde hier als ein Uebertreter des allgemeinen Reichs- und Landfriedens, und als Verächter des vom böhmischen Könige gebotenen Friedens, enthauptet.

Wilhelm eroberte indessen Königstein und Dohna, letzteres am 19ten Junius 1403, das er schleifen ließ. Von der Zeit an liegt es in Ruinen, und ist auch nie wieder aufgebauet worden. Ungeachtet der seitdem verflossenen vier Jahrhunderte, sieht man doch noch jetzt viele hohe Mauern mit Fensteröffnungen, so wie auch die Reste der Ringmauer, aber von der vormaligen Form der Burg läßt sich nichts Deutliches daraus entnehmen.

Die Macht der Burggrafen von Dohna war nun zwar zerstört, die ganze Familie aus dem Lande gejagt, aber ihr aufstrebender, unruhiger Geist war nicht damit gebändigt, nur niedergedrückt. Der Verlust aller Habe, alles Landes wurmte die Grafen bitter. Wieder zu erlan-

gen; was ihnen genommen war, das vorige freie, raubende und erobernde Leben von neuem beginnen zu können, war ihr unermüdetes Bestreben. Aber alle Versuche mißlangen, und dreißig Jahre verflossen ohne Erfolg. Da aber — es war im Jahre 1433 — wußten sie durch allerlei Vorstellungen den König Ladislaus von Böhmen dahin zu bewegen, daß er Dohna und den Königstein, als ein böhmisches Lehen, von dem Kurfürsten Friedrich II. zurückforderte. Friedrich aber, der wegen seines gutmüthigen Charakters der Sanftmüthige genannt wurde, alle Fehde haßte, den Frieden über alles liebte, schickte zwei seiner Räthe, Kaspar von Schönberg und Otto Spiegel, nach Prag, und ließ dem Könige zu zweien Malen mit den triftigsten Gründen beweisen, daß sich seine Vorfahren das Erbrecht auf die Dohna'schen Güter mit den Waffen wieder erkämpft und die Burggrafen als meineidige Vasallen sie dazu gezwungen hätten. Damit ließ man sich aber in Böhmen nicht abweisen, sondern setzte seine Ansprüche fort, bis endlich im Jahr 1459 durch Vermittelung des Markgrafen Albrechts zu Brandenburg der bekannte sogenannte ewige Erbvertrag zu Eger abgeschlossen wurde, der 1487 seine endliche Bestätigung erhielt, wodurch die böhmischen Ansprüche auf die Dohna'schen Güter ganz vertilgt wurden.

Hierbei beruhigte sich jedoch die Familie der Burggrafen von Dohna nicht. Sie arbeitete immerfort an der Wiedererlangung ihrer Güter, wiewohl umsonst. Sie mußte die Schuld ihrer Voreltern büßen, und endlich im Jahre 1522 völlig Verzicht leisten. Die sämmtlichen Be-

sitzungen, welche in der Erbtheilung 1485 an den Herzog Albrecht kamen, sind bis auf den heutigen Tag bei der Albertinischen Linie, oder dem jetzigen königlich sächsischen Hause geblieben, und nur der Berg, welcher die Ruinen von Dohna trägt, ist wieder in den Händen der Dohna'schen Familie. Graf Heinrich Ludwig von Dohna auf Hermsdorf bei Dresden, erkaufte ihn nemlich im September 1803, um doch wenigstens im Besitze der Stammburg seiner Ahnherren zu seyn, die es freilich nicht um sie verdient haben, daß ihre Enkel ihr Andenken noch so ehren. Er ließ die alten Grundmauern und das ganze Steinpflaster des sonstigen Burghofes von Erde und Schutt reinigen, wobei auch einige Pfeile und alte Waffen gefunden wurden.

Die Gegend um Dohna ist vortrefflich und höchst fruchtbar. Am Fuße des Berges liegt das Städtchen desselben Namens. Die Müglitz fließt, wie bereits erwähnt, um zwei Seiten des Berges. Auf dem Berge gegenüber stand im sogenannten Probisch oder Raubbusch auch einmal eine Burg, Thorum genannt, welche die Grafen im Jahr 1206 erbauet hatten. Sie mußten sie aber bald wieder abtragen, denn sie hatten sie auf bischöflich meißnischem Boden erbauet, was man nicht dulden wollte. Wahrscheinlich machte also die Müglitz die Stiftsgrenze.

* * *

27.

Greifenstein.

Ungefähr zwei Meilen von der schönen Kaiserstadt Wien, längs der Donau herauf, am rechten Ufer derselben, prangt auf einem hohen mit Waldungen und Felsen bekränzten Berge dieses Schloß, welches noch theilweise mit Dächern bedeckt ist. Unten am Fuße verbreitet sich das Dörfchen gleiches Namens, dessen Häuser zerstreut in den Waldklüften, und hart an der Donau herumliegen.

Ein Fußsteig gleich am Dorfe windet sich durch Gebüsch von Ahorn, Hasein und Buchen bis zum Gipfel hinan, der sich bald in dem mystischen Dunkel eines Eichenwaldes verliert. Plötzlich eröffnet sich aber ein freier Boden, und mit ihm die Aussicht auf das Schloß. — Als ich es erstieg, hatte ich mir aus dem Dorfe den Aufseher dieser alten Veste mitgenommen, der mich zuerst zu einem kleinen Gemäuer mit Fenstern und ohne Dach führte. Dies soll der Pferdestall gewesen seyn. Nun kamen wir an die Ringmauer. Von der Nordseite war die Burg damit umgeben gewesen; große Oeffnungen, die

vielleicht ehemals Fenster vorgestellt hatten, erblickte man noch daran. Zwei eiserne Thüren verwahrten den Eingang. An einer der eisernen Klammern, welche die steinernen Thürstöcke verbanden, las ich die Jahrszahl 1603. Unter dem Thorgewölbe fiel mir eine aus Eisenstangen geschmiedete Kanone in die Augen, deren Schwerfälligkeit sehr gegen unsere jetzigen absticht. Hinter diesem ist der Eingang zu einem Keller. Mein Führer versicherte mich, daß von hier ein unterirdischer Gang bis an die Donau geführt, den man jedoch mit der Zeit verschüttet hätte. Weiter oben an einer steinernen Treppe machte man mich aufmerksam auf ein Loch in dem Felsen, in das man genau eine Hand legen kann. Das Schloß soll davon seine Benennung Greifenstein (Greif in den Stein) erhalten haben. — Jetzt führete mich mein Begleiter in ein hochgewölbtes Zimmer. Es stellte das Gefängniß vor. Aus dicken eichenen Bohlen oder Balken war ein Gefängnißkasten, wie man ihn hier nennt, Kotter, auf jeder Seite mit einem Fensterchen versehen. Daneben war ein viereckiges Loch in der Erde, oben mit einem eisernen Gitter bedeckt.

Die Sage trägt sich: hier habe ein Geistlicher gefangen gesessen. Eine junge Schlange gesellte sich zu ihm; von seinem kärglichen Brodte ernährte er sie, und zog sie endlich so groß, daß sie mehr Nahrung von ihm verlangte, als mit seiner eigenen Erhaltung bestehen konnte. Einst als sie schlief, tödtete er sie, und das Fleisch, das man

an einer noch jetzt über der Oeffnung befindlichen Winde heraufzog, füllte zwei Vierteleimer. Der Stock, mit welchem er sie erschlug, ist noch oben am Gewölbe aufgehängt.

Mein Führer geleitete mich auf den großen viereckigen Thurm. Zuerst fand ich die Rüstkammer. Eine Menge Stricke, zu Lunten bestimmt, lagen zerstreut umher, daneben viele beschädigte und zerbrochene Gewehre. Auf dem einen stand' die Jahrszahl 1503 mit dem Greifensteinschen Wappen, zwei rothe Greife in grauem Felde. Ueber morschen Treppen und halbverfaulten Balken kletterten wir auf die Plattform des Thurms. Welche reiche Aussicht bot sich hier meinem Auge dar! Bis in die weiteste Entfernung hin glänzte die Donau unter vielfachen Windungen aus den dunkelgrünen Auen hervor. Das Tulnerfeld, die Gegend von Krems, worüber aschgraue Gewitterwolken hingen, und der glänzende Schneeberg aus Steiermarks Gebirgen — alles dies gewährte ein überraschendes Schauspiel.

Das Schloß ist für sein Alter noch ziemlich unbeschädigt. Man findet noch Zimmer mit Oefen versehen, die leicht wieder in bewohnbaren Stand zu setzen wären.

Die Chronik dieser alten Veste ist in historischer Hinsicht äußerst unbedeutend, und trotz aller Mühe habe ich nur Folgendes in Erfahrung bringen können. — Im Jahre 1136 war dieses Bergschloß schon da. Es war zu

816288

jenen Zeiten eine berühmte Herrschaft, die dem Bisthum Passau bis zu den letzten Veränderungen gehörte. Im Jahr 1247 ließ es Bischof Rüdiger erneuern. Was es aber in der neuern Zeit für Schicksale erlitten hat, weiß ich nicht; seine letzte Bewohnerin war ein altes Weib, das in der ganzen Gegend für ein übernatürliches Wesen gehalten wurde, und zu dem man Wallfahrten machte, um sich von allerlei Krankheiten heilen zu lassen. Sie beschäftigte sich blos mit der Kunst des Aeskulaps. Bis zum Jahre 1797 hat sie hier gehauset, wo sie auch gestorben ist.

Eine in der Gegend herrschende Volkssage hat der Verfasser der Sagen der österreichischen Vorzeit in einen Roman eingekleidet und der Lesewelt mitgetheilt. Die Sage ist folgende.

Schon in der ersten Hälfte des elften Jahrhunderts waren die Herren von Greifenstein wegen ihrer Reichthümer und Macht berühmt. Einer dieser ältesten Bewohner der Burg war Reinhard, ein Ritter von rauher Gemüthsart. Seine frühzeitig sterbende Gemahlin hinterließ ihm eine Tochter, Ekelina, die sie vor ihrem Hinscheiden dem alten Schloßkaplan empfahl. Ein holdes Aeußere schmückte den Körper des jungen Fräuleins, der ehrwürdige Kaplan den Geist. — Sie wuchs zur Bewunderung des ganzen Hauses heran. Vor allen Freiern gewann sie, doch heimlich, den jungen edeln aber armen

Rudolf lieb. Der alte Reinhard mußte einer Fehde wegen an des Kaisers Hoflager ziehen; er vertrauete seine Tochter der Wachsamkeit des Burgpfaffen an. — Aber Etelina liebte, und war aus Liebe schwach. — Acht Monde waren nach Reinhards Abreise verflossen, da ließ er seine baldige Ankunft, und daß er einen stattlichen Mann für seine Tochter mitbringen würde, melden. Die unglückliche Etelina vertrauete sich dem alten Pater an. Er rieth ihr, sich mit Rudolf, ihrem Geliebten, vor dem ersten Zorne des Vaters in einen halbverschütteten Weg zu verbergen. Sie folgten seinem Rathe, und wurden von ihm hinabgeführt. Er gab ihnen einen Korb mit Brodt und Wein, und ein Krüglein mit Oel, zur Beleuchtung ihrer finstern feuchten Erdschlucht. Bald darauf kam der alte Graf mit dem reichen und trübaussehenden Freier, und fragte nach Etelina. Der Kaplan bat, sie ruhen zu lassen, weil sie krank und schwach sey.

Früh suchte Reinhard seine Tochter; — er fand sie nicht. — Er eilte zum Kaplan; dieser auf seine Beredtsamkeit sich verlassend, brachte ihm allmählig die Liebesgeschichte seiner Tochter bei, und als er den Vater ruhig zu seyn glaubte, entdeckte er ihm das Geheimniß. — Aber jetzt brach die verhaltene Wuth des alten Grafen hervor. Er mißhandelte den Greis, um den Aufenthaltsort der Liebenden zu erfahren, und als das vergebens war, ließ er den schwachen alten Mann gebunden nach einem verborgenen Gemach schleppen, und ihn, da er auch noch

hier den Aufenthalt verschwieg, an einem Stricke durch eine eiserne Fallthüre zur ewigen Gefangenschaft ins Burgverließ senken.

Schon war ein Jahr verflossen, und alle schmachteten noch in ihren Gefängnissen. — Ja Reinhard schwur, wenn er heute seine Tochter finden sollte, er auch sie in einen ewigen Kerker werfen würde. — Sollte ich ihr verzeihen, setzte er hinzu, so will ich an dem Orte, wo ich sie in meine Arme schließe, eines jähen Todes sterben, und als Verdammter umherwandeln. —

Nicht lange darauf, an einem trüben Wintertage, verirrt er sich auf der Jagd, und kommt gegen das Ufer der Donau. Eine menschliche Gestalt, in eine Bärenhaut vermummt, führt ihn zu dem Aufenthalt seiner Tochter, die mit ihrem Söhnlein, auf Laub ruhend, an den Gebeinen einer getödteten Wölfin nagte. Reinhard ließ sie auf sein Schloß bringen, und umarmte, gerührt von dem Stammeln seines Enkels, die wiedergefundene Tochter. Nun eilte er, den Pater zu befreien; aber unglücklicherweise gleitete er auf der obersten Stufe der Treppe aus, und fiel hinab. Niemand hörte sein Wimmern; er richtete sich sterbend auf, ergriff den nahen Stein — und todt war er. — Am andern Morgen klebte noch seine Hand am Steine. Hier war es, wo er Etelina umarmte.

Rudolf, der nun Herr des Schlosses war, forschte nach des Kaplans Gefängnisse, und befreiete ihn daraus. Reinhard geht als Geist herum, so lange, bis der Stein, der zum Anhalten auf der Treppe dient, so ausgewetzt seyn wird, daß er in zwei Stücke bricht. Für jetzt ist der Stein erst zu einer kleinen Höhlung vertieft, und der Herr Graf wird sich also wohl noch eine zeitlang gedulden müssen.

* * *

Aus den Wanderungen und Spatzierfahrten in die Gegenden um Wien, von Fr. von Geheis, 2ter Heft 1803, genommen.

Freiherr v. Boyneburg-Lengsfeld.

28.

Hanstein

bei Göttingen.

Denn ihr Zerstörungsrecht übte
Daran die gewaltige Zeit.
Sie stürzte die Zinne des Thurmes
Vom Berge nieder ins Thal;
Sie wandelte, Mauern zerspaltend,
Durch Hallen, Gemächer und Saal.

A. F. C. Langbein.

28.

Hanstein.

Mit freudiger Erinnerung gedenke ich noch immer der fröhlichen Stunden, die ich als reifender Jüngling unter den Ruinen von Hanstein einst erlebte. Wie oft sah ich im traulichen Zirkel ihre alten Thürme, wie oft lagerten wir, ein lustiger Kreis, vor des Thores Oeffnung, verzehrten ein einfaches Abendbrodt, und schauten, zufrieden mit der ganzen Welt, ins weite Blaue. Oder wir saßen oben auf der Zinne des Thurms, wähnten uns frei wie der Vogel, der hier nistend, uns ängstlich umflatterte, und jubelten aus heitern, sorgenlosen Herzen. Eine Reihe von Jahren liegt zwischen damals und jetzt, aber licht und klar schwebt es mir noch vor, das Bild des alten Hansteins, das ich damals schon in einer kleinen Schrift niederlegte *), aus der ich Einiges hier wiedergebe.

Auf dem Eichsfelde, fünf Stunden von Göttingen und zwei von dem Städtchen Witzenhausen, das sein san-

*) Wanderungen in einige Gegenden um Göttingen im Sommer 1792. Halle 1797. 8.

rer Wein nicht ganz unbekannt ließ, liegen die Ruinen der Burg Hanstein. Von einem nicht allzu beträchtlichen kahlen Berge blicken sie weit umher, und werden weit erblickt. Zu ihren Füßen liegt das Dorf Bornhagen mit sieben Rittergütern der Familie von Hanstein, aus welchem man den Berg hinansteigt. Das erste Denkmal des alten Rittersitzes, auf welches man in einer noch beträchtlichen Entfernung von demselben stößt, ist ein aus Quadern erbauetes Thor. Nach den vorhandenen Ueberbleibseln war es in einer Mauer, die in gleicher Entfernung den Gipfel des Berges umschloß. Der alte Hanstein — so nennt man die Burg in der Gegend — hatte außer der innersten Mauer, die einen Theil der Schloßgebäude ausmachte, noch drei äußere Mauern, war also ziemlich fest.

Die Ruinen der Burg sind bedeutend. Sie machen ein schönes und imponirendes Bild, denn die Mauern, so wie die Thürme, sind durchgehends aus lauter gehauenen Steinen erbaut. In dieser Bauart liegt unstreitig der Grund, warum Hanstein so gut und noch viel besser erhalten ist, als andere mit ihm gleichzeitige Burgen, die nur aus rohen Bruchsteinen aufgeführt waren. Die gewaltigen Massen von Mauern und Thürmen ruhen auf Felsen, die hin und wieder so seltsam gespalten sind, als wenn sie nicht von der Hand der Natur gebildet und hingelegt, sondern von Riesenhänden hingewälzt wären, um der zu erbauenden Felsenburg zur Grundlage zu dienen. Die Höhe und Unverletztheit der Mauern und Thürme, und die wenigen abgefallenen Steine, die an dem äußern

Rande der innersten Mauer umherliegen, rücken den Zuschauer viel näher an die Zeiten hinan, wo die Burg erbaut und bewohnt wurde, als bei andern mehr verfallenen Schlössern geschieht. Der Eintritt in den innern Schloßhof und die genauere Untersuchung aller vormals bewohnten Theile des Schlosses mindern zwar die Vorstellungen von Dauerhaftigkeit nicht, wohl aber die Bilder von Größe, die vorher erregt worden waren. Der innere Hof ist so enge, daß er nur wenige Ritter auf ihren Streitrossen fassen konnte. So weit man die Gemächer nach den noch stehenden Mauern beurtheilen kann, so war kein geräumiger Rittersaal vorhanden, und die ganze Ritterburg war von einem geringern Umfange, als man nach der Festigkeit des Baues und der Größe der äußern Mauern vermuthen muß. Zu den Eigenthümlichkeiten der Trümmer gehören die centnerschweren Schlußsteine mehrerer Gemächer und Mauern, die an nichts zu hangen, durch nichts gehalten zu werden scheinen, von denen man fürchten muß, daß sie im nächsten Augenblicke herabstürzen werden, und die doch schon seit Menschengedenken in eben der Lage gewesen sind, in welcher man sie noch jetzt sieht. Die Reste einer Wendeltreppe in einem der am meisten verfallenen Theile der Burg ist ein wahres Meisterstück der Baukunst, das man vielleicht jetzt gar nicht mehr so zu Stande bringen möchte. Von zwei Thürmen ist der höhere noch am besten erhalten. Man steigt in ihm auf einer noch unversehrten Wendeltreppe achtzig Stufen hinauf. Diese Treppe ist so schmal, daß zwei Personen,

fange des 13ten Jahrhunderts war es im Besitz der Welfen. Als 1203 Heinrich des Löwen Söhne sich in die väterlichen Erblande theilten, fiel Hanstein nebst andern Gütern dem Pfalzgrafen Heinrich zu. Sechs Jahre später forderte es aber der Erzbischof Siegfried von Mainz, als ein Eigenthum seiner Kirche, vom Kaiser Otto IV. zurück. Otto erklärte, daß er die Untersuchung der Rechtmäßigkeit der mainzischen Ansprüche den Erzbischöfen von Trier und Köln, und den Bischöfen von Würzburg und Speier überlasse, setzte aber zugleich hinzu, daß er selbst auf den Fall, wenn die Schiedsrichter ihm das Schloß Hanstein zusprechen würden, dasselbe in Erwartung gefälliger Dienste dem Erzbischofe Siegfried überlassen wolle. Das Erzstift Mainz gelangte bald nachher zum ruhigen Besitze des Hansteins, in welchem es auch ungestört blieb. Im Jahr 1308 war die Burg so verfallen, daß sie von neuem gebauet werden mußte. Die beiden Brüder Heinrich und Lippold, deren Vorfahren schon im 12ten Jahrhundert Vicedome auf dem Schlosse Rusteberg gewesen waren, und diese Würde im Jahr 1241 als eine erbliche erhalten hatten, erboten sich unter gewissen Bedingungen hierzu. Die Bedingungen waren vorzüglich folgende: daß das Eigenthum des Schlosses dem Erzstifte Mainz beständig verbleiben; daß aber die von Hanstein und deren Nachkommen Erbburgmänner auf dem Schlosse seyn, und zu seiner Unterhaltung jährlich zehn Mark Silber von ihren Herren, den Kurfürsten von Mainz, empfangen sollten. Sie fingen den Bau der neuen Burg im Jahre 1308

an.

an. Ihre Nachkommen setzten ihn fort, er wurde aber erst im Jahre 1414 vollendet, was noch jetzt an der obern Ecke des äußern Werks neben dem von Hansteinschen Wappen mit Folgendem zu lesen ist:

„Anno Domini MCCCCXIII. ist Ort gebauet."

Seit der Zeit haben die von Hanstein, als Burgvögte und Erbburgmänner, wie sie ein neues Dorf an sich brachten, es an den Hanstein gezogen, woraus zuletzt ein Gericht von 21 Oertern entstand. Je mehr sie ihre Besitzungen erweiterten, desto mehr fühlten sie sich, so daß Landgraf Ludwig II. von Thüringen die Burg Ludwigstein in die Nähe des Hansteins erbauete, um sie im Zaum zu halten.

Hanstein wurde mehrere Male belagert, aber nie erobert. Es ist also auch falsch, was die Ueberlieferung in der Nachbarschaft der Ruinen erzählt, daß das Schloß Hanstein im dreißigjährigen Kriege eingenommen und verheert worden sey. Die Besitzer verließen wahrscheinlich in der letzten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts die Burg Hanstein aus eben der Ursache, aus welcher viele Bergschlösser verlassen wurden: nemlich, weil es weniger beschwerlich und eben so sicher war, in der Ebene, als auf hohen Bergen zu wohnen. Einer der letzten, die auf dem Schlosse Hanstein hauseten, war, so viel man weiß, Kurt, oder Konrad von Hanstein, der 1545 ein berühmter Hauptmann im protestantischen Heere war.

* * *

Bürgern von Freiberg, Rochlitz und andern Städten, den Staupitz in Kriebenstein. Lange und tapfer wehrte sich der Vogel im fremden Neste, mußte sich aber doch endlich ergeben. Die Galanterie jenes Zeitalters, die wir vielleicht in ähnlichen Fällen nicht so üben möchten, bewog Friedrichen, Staupitzens ehelicher Hausfrau freien Abzug aus der Burg anzubieten, und ihr sogar zu verstatten, das, was ihr am liebsten sey, mitnehmen zu dürfen. Eine Frau, die einen guten Mann hat, und ihn liebt, kann natürlich nichts haben, was sie diesem vorziehen möchte. Das war der Fall auch hier, daher die gute Frau ihren guten Mann auf dem Rücken aus der Burg trug. Friedrich war anfänglich gar nicht willens, seiner Zusage eine solche Deutung geben zu lassen. Ob es aber die Eigenschaften der Dame machten, oder ob er sein Wort nicht gern brechen wollte — kurz, er ließ es zu, daß Staupitz seiner Strafe hierdurch entgehen durfte.

Man hat die Wahrheit dieser Begebenheit oft in Zweifel gezogen, und behauptet, daß sie nach der bekannten ähnlichen, dreihundert Jahre ältern Sage von Weinsberg gemodelt sey. Allein viele Umstände sprechen dafür. Eine Nachahmung kann sie indessen doch immer gewesen seyn, und möglich, ja sehr wahrscheinlich ist es, daß Staupitz oder seine Frau oder sonst ein Freund beider, ihnen anrieth, die Erlaubniß Friedrichs auf diese Art zu nutzen, indem vielleicht Friedrich vor Kriebenstein eben so nachsichtig denke, als Kaiser Konrad vor Weinsberg.

Friedrich gab hierauf die Burg Kriebenstein ihrem Eigenthümer, dem Ritter Dietrich von Bernwalde, nicht zurück. Er behielt sie für sich, um Dietrich zu strafen, der sich Nachlässigkeiten in seinen Lehnspflichten gegen ihn hatte zu Schulden kommen lassen. Bald darauf kam sie an die damals sehr begüterte Familie von Vitzthum, ob durch Verleihung oder Schenkung von Friedrich, ist mir unbekannt. Aber schon 1446 verlor diese sie wieder im sogenannten Bruderkriege.

Da die Begebenheiten des Bruderkrieges in die Geschichte so mancher Burg Sachsens eingreifen, und während seines Laufs gar viele Vesten dieses Landes untergingen, so benutze ich die Gelegenheit, von diesem Kriege hier einiges zu sagen.

Friedrich II. Kurfürst von Sachsen, dem seine Zeitgenossen das schöne Beiwort, der Sanftmüthige, gaben, regierte nach dem Tode seines Vaters, Friedrichs des Streitbaren, 1428, mit seinem jüngsten Bruder Wilhelm, Herzog von Sachsen, das Land gemeinschaftlich. Siebzehn Jahre lang hatte diese Gemeinschaft ruhig und ununterbrochen gedauert, da verlangte Wilhelm, daß eine Theilung vorgenommen werden solle. Es geschah. Friedrich erhielt das Herzogthum Sachsen, die Markgrafschaft Meißen, und andere bedeutende Städte, als Leipzig, Zwickau, Altenburg u. a. m.; Wilhelm hingegen erhielt die Landgrafschaft Thüringen, nebst Weißenfels, Koburg und Hildburghausen. Daß es zu dieser Theilung kam, daran war hauptsächlich einer der Räthe Herzog

Wilhelms Schuld. Apel von Vitzthum hieß er, ein Name, der in der sächsischen Geschichte stets mit Verachtung genannt werden wird; denn er war es, der einen blutigen Zwist zwischen zwei Brüdern anfachte, unter welchem das Land Jahre lang seufzte und leiden mußte. Ihm mochte die gemeinschaftliche Regierung seines Herrn mit dem Kurfürsten Friedrich nicht anstehen, auch konnte er den Kurfürsten nicht leiden, daher er seinen Herrn veranlaßte, auf Theilung des Landes zu dringen. So wie diese geschehen war, barg er seine Gesinnungen gegen den Kurfürsten nicht mehr, sprach laut von ihm mit einer höhnenden Verachtung, und suchte auf alle Art Wilhelmen gegen ihn aufzubringen. Bei Friedrichs sanftmüthigen Gesinnungen müssen diese Schmähungen empörend gewesen seyn, um ihn zu dem Schritte zu bewegen, den er that. Er schickte nemlich ein Heer gegen Apeln aus, das sein Schloß Rosla zerstören oder ihn selbst fangen sollte. Markgraf Albrecht bewirkte indessen einen Stillstand dieser Fehde. Ob es sich nun gleich der Kurfürst ausbedung, daß sein Bruder alle seine schlechten Räthe abdanken solle, so that es dieser doch nicht. Dies geschah 1445. Das Jahr darauf erhob sich der Streit von neuem. Herzog Wilhelm hielt nemlich zu Jena Beilager mit Anna, Tochter des Kaisers Albrecht. Da kam die Nachricht dahin, der Kurfürst werde den Herzog nebst den Hochzeitgästen überfallen. Die Sage war ganz grundlos, und wahrscheinlich von Apeln, dem unruhigen Kopfe, ausgestreuet worden. Der Herzog aber glaubte daran,

war gewaltig entrüstet, zog dem Kurfürsten entgegen, doch auch diesmal kam es bald wieder zum Frieden. Bei dieser Gelegenheit war es, wo der Kurfürst dem Apel seine Besitzungen in Meißen, und darunter auch Kriebenstein, wegnehmen ließ. Nachher brach noch zweimal die Flamme des Bruderkrieges aus, bis Herzog Wilhelm endlich einsah, welch ein schlechter Rathgeber ihm Apel sey. Sie, die Brüder, schlossen daher 1450 Frieden, und ein Punkt darin setzte die gänzliche Vertreibung der Vitzthumschen Familie aus dem Lande fest. Der unruhige Apel, den Wilhelm nachher noch mit gewaffneter Hand zur Herausgabe bedeutender, ihm einstweilig eingeräumter Güter zwingen mußte, der bis an seinen Tod nicht aufhörte, gegen beide fürstliche Brüder zu kabaliren, starb endlich in Böhmen, und mit seinem Sohne erlosch sein Stamm, oder die Linie der Vitzthume von Apolde. Die andere Linie, Vitzthum von Eckstädt, blüht noch.

Während dieses Krieges waren unter andern auch die Güter, welche der berüchtigte Prinzenräuber, Kunz von Kaufungen, in Thüringen besaß, von den Truppen Herzog Wilhelms besetzt worden. Um ihm dafür eine Entschädigung zu verschaffen, räumte ihm sein Herr, der Kurfürst, die dem Apel abgenommenen Güter, Kriebenstein, Ehrenberg und Schwikertshain, einstweilen, und mit der Bedingung ein, sie zurückzugeben, sobald er ihm wieder zu dem Besitze seiner Güter verholfen habe. Durch den Frieden von 1450 geschah dies auch, aber Kaufungen verweigerte die Herausgabe der Vitzthumschen Güter. Er

hatte darauf gerechnet, sie zu behalten, hatte besonders Schwikertshain zu einem stattlichen Rittersitze sich ausgebauet, von dem er sich nun nicht wieder trennen wollte. Der Kurfürst zwang ihn indessen zur Herausgabe, aber Kaufungen war so erbittert darüber, daß er den rachsüchtigen und kühnen Plan faßte und ausführte, die beiden Söhne desselben aus dem Schlosse in Altenburg zu entführen.

Nach dieser Zeit haben die Besitzer der Herrschaft Kriebenstein sehr oft gewechselt. Erst hatte sie die Familie von Schleinitz, dann die von Ende, dann Herzog Georg von Sachsen, der sie 1529 an Ernst von Schönburg für 20,000 Fl. verpfändete, acht Jahre später wieder einlöste, und der verwittweten Herzogin Elisabeth von Sachsen, einer Landgrafin von Hessen, als Leibgedinge gab. Diese trat sie dem Kurfürsten Moritz wieder ab, und dieser tauschte dafür von seinem geheimen Rathe, dem als Staatsmann und Gelehrten gleich bekannten von Carlowitz, Schönfeld ein. Carlowitz vergrößerte die Besitzung beträchtlich, und nach seinem Tode theilten seine vier Söhne das Ganze in vier große Rittergüter. Wer es seitdem besaß, ist mir nicht bekannt. Gegenwärtig ist es in den Händen der Familie von Racknitz.

Die Burg, die völlig bewohnbar ist, und bisweilen auch bewohnt wird, steht noch ganz so, wie sie der Ritter von Bernwalde erbaute. Sie hat auch noch eine Kapelle, in welcher der Prediger in Bernwalde Gottesdienst halten muß, wenn der Besitzer da ist. Auch verwahrt

sie einige alte Rüstungen und kleine Kanonen aus den frühesten Zeiten der Pulvererfindung. Die Aussicht von Kriebenstein ist, besonders in das Thal herab, wo die Zschopau fließt, und gegenüber auf das hochliegende Dorf Ehrenberg, sehr angenehm.

* * *

Von Kriebenstein giebt es mehrere Abbildungen. Die vorzüglichste darunter ist von Vizani d. j., ein großes kolorirtes Blatt, das bei Rittner in Dresden 4 Thlr. kostet. Eine etwas kleinere, auch kolorirte, zu 1⅓ Thlr., ist von Balzer daselbst. In Oldendorp's „merkwürdigsten alten Burgen Sachsens" 3ter Heft, im 2ten Hefte sächsischer und böhmischer Gegenden und im Januarhefte der Jugendzeitung 1814, findet man auch Abbildungen. — Die hier gegebenen Nachrichten von Kriebenstein, habe ich, größtentheils, einem mir unbekannten Freunde und Beförderer dieses Buchs zu danken.

30.

Tennеberg

bei Gotha.

Alles hat seine Zeit; Alles unterm Himmel
Geht zu seiner bestimmten Stunde vorüber.

Pred. Salom. 3, 1.

30.

Tenneberg.

An der Mitternachtsseite des Thüringer Waldes liegt, zwei Meilen von Gotha entfernt, das gotha'sche Städtchen Waltershausen, bekannt durch das Bechsteinsche Forstinstitut, das hier einige Jahre blühte. Dicht über diesem Städtchen erhebt sich ein sehr steiler durchaus mit Fichten bewachsener Berg, auf dessen plattem Scheitel die Burg Tenneberg steht. Sie ist noch völlig erhalten, und wird bewohnt; ihre Bauart beurkundet aber ihr hohes Alter. Gegen Mittag führt eine steinerne Brücke, (ehedem war es eine Zugbrücke), gegen Abend ist ein Pförtchen und eine Zugbrücke über den Graben, der es umgiebt. Im Innern sind mehrere große Zimmer nach alter Art verziert. Bemerkenswerth ist besonders eine schöne einfach verzierte Kapelle, ein großer Saal, mit sehr lebhaften Farben ausgemalt, und eine Gallerie, auf der man die großen Jagden abgebildet findet, die der Herzog Johann Kasimir im 17ten Jahrhundert hier hielt. Im vordern Hauptgebäude wohnt der Oberbeamte von Tenneberg, und

der Burg gegenüber liegt noch ein ansehnliches Gebäude, das vormals das Amthaus war, und jetzt die Amtsvogtei oder die Wohnung des Rechnungsbeamten ist.

Die Aussicht von Tenneberg ist sehr angenehm und ausgebreitet. Man übersieht die mit Wiesen, Teichen und kleinen Gehölzen gezierte Gegend vor Waltershausen, das dicht am Fuße des Berges sich ausbreitet, viele Dörfer, das Schloß in Gotha, und die Sternwarte auf dem Seeberge. Hinterwärts, nach dem Walde zu, ist die Aussicht einsam, aber romantisch. Schauerlich ist die tiefe Kluft zwischen Tenneberg und dem Ziegenberge. Weiterhin heben kahle, sonderbar geformte Bergmassen ihren Scheitel empor, und andere sind mit hundertjährigen Tannen bedeckt, deren dunkleres Grün Düsternheit über die offenen Stellen verbreitet.

Alte Chronikenschreiber sagen, Ludwig der Bärtige, Graf von Thüringen, habe Tenneberg um das Jahr 1025 erbaut, und sein Sohn Ludwig der Springer, dessen Bekanntschaft wir schon bei dem Schlosse Giebichenstein gemacht haben, habe den Bau vollendet. Doch dies bleibt unerwiesen. Erst 1176 findet man Tenneberg mit Gewißheit erwähnt, und Ludwig der Springer, der sich damals auf demselben aufhielt, nennt es sein Schloß.

Hundert Jahre später regierte Landgraf Albrecht, dem die Nachwelt das Beiwort „der Unartige" gab, über Thüringen. Er lebte mit Margarethen, Kaiser Friedrichs II. Tochter, in vergnügter Ehe, und hatte drei

Söh-

Söhne um ihr. Eine unglückliche Leidenschaft zu einer der Hofdamen seiner Gattin, der Kunigunde von Eisenberg, zerstörte aber sein häusliches Glück, und veranlaßte ihn zu den schändlichsten Schritten. Wir werden diese tragischen Ehestandsscenen bei der Geschichte der Burg Wartburg demnächst näher kennen lernen. Hier werden sie bloß deshalb berührt, weil Albrecht die Absicht hatte, dem mit der Kunigunde erzeugten Sohn, Apitz, die Regentschaft über Thüringen zu verschaffen, und seine ehelichen Kinder davon auszuschließen. Er räumte zu dem Ende demselben das Schloß Temneberg, Brandenfels und noch andere Schlösser nebst dazu gehörigen Vogteien ein, schlug mehrere Oerter dazu, und wollte so nach und nach die Grafen und Herren Thüringens darauf vorbereiten, den Apitz als ihren künftigen Landesherrn anzunehmen. Allein der Plan mißlang. Viele hatte er zwar durch allerhand Kunstgriffe und Schmeicheleien dafür gewonnen, Viele aber sprachen für die gerechte Sache. Daraus entstand zwischen beiden Parteien eine langwierige Reihe von Fehden. Apitz war indessen Besitzer eines eigenen Bezirks, war auch vom Kaiser Rudolph für ehelich erklärt worden, übte aber auf seiner Burg Temneberg eine Menge Jugendstreiche aus, die ihn überall gehässig machten. So nahm er einst eine Schweinerei in die Dörfer des nahegelegenen Klosters Reinhardsbrunnen vor, und wollte ihnen das Vieh weg- und auf seine Burg treiben. Aber das Unternehmen lief schlecht ab; denn Bauern, Mönche, Layenbrüder und Knechte machten sich über die Räuber

her, und Apitzen wollte schon einer davon mit einer Heugabel erstechen, wenn ihn nicht ein Mönch gerettet hätte.

Kurz darauf brachte es Albrechts Sohn, Friedrich mit der gebissenen Wange, beim Kaiser Rudolph dahin, daß Apitz die Burg Tenneberg wieder räumen mußte. Albrecht versetzte sie darauf, 1290, an den Vogt zu Gotha, Heinrich von Mila, gegen Entrichtung eines jährlichen Zinses, den er Apitzen und seiner Mutter erlegen sollte. Dem Kloster Reinhardsbrunnen war dies aber nicht recht. Es wünschte keinen weltlichen Herrn zum Nachbar zu haben, und bot daher Albrechten 30 Mark Jahrzins an, wenn er ihm das Schloß überlasse. Albrecht that dies. Das Kloster, nun im Besitz von Tenneberg, vertraute es einem gewissen Sitz oder Sutz an, dem Stammvater eines ansehnlichen Geschlechts. Einige Jahre nachher gab es aber das Kloster wieder zurück. Wahrscheinlich waren die Mönche durch eine große Feuersbrunst in ihrem Kloster, so zurückgekommen, daß sie jenen Jahrzins nicht mehr entrichten konnten.

Am Schlusse des 13ten Jahrhunderts besaß es Apitz wieder. Albrecht, der in einem steten Streite mit seinen Söhnen lebte, und sie noch immer verkürzen wollte, verkaufte nemlich Thüringen, da er Apitzen dessen Besitz nicht verschaffen konnte, an den Kaiser Adolph. Er behielt sich dabei den Bezirk des Schlosses Wartburg, nebst Tenneberg und Winterstein, überhaupt ein großes Stück vom südlichen Theile der jetzigen Fürstenthümer Gotha und Eisenach vor. Davon räumte er Apitzen von neuem

Tenneberg ein, und dieser übte nun förmlich landesherrliche Rechte aus. Doch dauerte es nicht lange; denn Apitz starb 1300.

In der Landestheilung, welche Landgraf Balthasar von Thüringen 1382 mit seinen Brüdern vornahm, fiel Tenneberg ihm zu. Zehn Jahre später ließ er das Schloß abbrechen und das jetzt noch stehende wieder erbauen. Sein Nachfolger Friedrich IV. bestimmte es 1412 seiner Gemahlin zum Leibgedinge. Doch versetzte er es, zwanzig Jahre später, nebst der Stadt Waltershausen, an Herrmann Goldacker für 350 Mark Silber. Wer es wieder einlöste, weiß man nicht; aber eingelöset war es, denn in der Theilung, welche der Kurfürst Friedrich II. von Sachsen und sein Bruder Wilhelm, Herzog von Sachsen, 1445 vornahmen, kam es an letztern. Nach dessen Tode fiel es 1485 Kurfürst Ernsten zu, und seit der Zeit ist es immer bei der Ernestinischen Linie Sachsens geblieben. Herzog Johann Friedrich wohnte einige Zeit auf Tenneberg, ehe er seinen Wohnsitz nach Gotha verlegte. Johann Kasimir pflegte sich auch oft da aufzuhalten. Alle Besitzer ließen es immer repariren und erhalten, daher wir es noch sehen.

Seit den ältesten Zeiten war es gewöhnlich, daß, wenn die Landesherren nach Waltershausen oder Tenneberg kamen, die Brauerschaft in Waltershausen die erforderlichen Betten und Hausgeräthe hergeben mußte. Als aber 1684 an einigen Orten die Pest herrschte, und Herzog Friedrich I. durch den Gebrauch solcher hergeliehenen

Bauten Ansteckung befürchten, erließ er der Brauerschaft, gegen Erlegung von 1400 Fl., diese Verbindlichkeit, und versah das Schloß Tenneberg für jene Summe mit eigenem Hausgeräthe. Jetzt gehört Tenneberg dem Herzoglich Lipthaischen Hause.

Tenneberg war auch eine Zeitlang das Staatsgefängniß einer Frau, deren ich hier noch, als ein Beitrag zur Geschichte dieser Burg aus der Mitte des 16ten Jahrhunderts, erwähnen muß.

Im Herbste des Jahres 1557 erschien in Thüringen ein schönes Weib, von edler Gestalt, hinreißender Anmuth und Beredsamkeit, von königlicher Würde und Anstand. Ihre Kleidung war englisch, nicht eben prächtig, aber doch so, daß sich mehr noch als eine gewöhnliche Edelfrau darunter vermuthen ließ. Ein schwarzer Schleier umgab ihr holdes Gesicht, auf dem sich Züge innern Grams mahlten, die sie selbst durch erzwungene Heiterkeit nicht ganz verscheuchen konnte. Zu ihrer Bedienung hatte sie einige Zofen und Bedienten, die unter sich eine gewisse Rangordnung beobachteten und ihrer Gebieterin mit einer Achtung begegneten, wie man Königinnen ehrt. Stummer Ernst zeichnete den Ton der ganzen Gesellschaft aus. Die schöne Frau selbst war immer still, grüßte jeden mit einer hohen liebenswürdigen Anmuth, sprach aber nur wenig. Ritt sie auf ihrem Zelter aus, dann folgte ihr ganzer Hofstaat zu Pferde, und wo sie abstieg, da sammelte sich alles mit entblößtem Haupte und ehrerbietiger Stellung, um sie her, denn sie bezauberte durch ihr Wesen alles.

Mehr noch aber fühlte man sich durch das Geheimnißvolle angezogen, das über ihre Herkunft und über den Zweck ihres Hierseyns verbreitet war. Niemand wußte, woher sie kam, und die Bedienten, an denen man forschte, gaben keine oder unbefriedigende Antwort. Unter sich sprachen sie englisch, doch auch eben so geläufig deutsch, und die schöne Frau siegelte ihre Briefe mit dem Wappen der Königel von England. In Gotha regierten damals die drei Söhne Kurfürst Johann Friedrichs. Der Ruf der schönen Frau aus England gelangte bald auch zu ihnen, und besonders gespannt und neugierig war von ihnen der zweite Bruder, Herzog Johann. Er sandte einen Boten mit einem höflichen Gruß an sie und einem zierlichen Schreiben, worin er um das Glück einer Unterredung mit ihr bat. Eine gleich höfliche Antwort erfolgte, und das Flecken Rosla wurde zu dieser Unterredung vorgeschlagen. Das englische Petschaft auf dem Briefe bestätigte die allgemeine nun zur Gewißheit übergehende Vermuthung, daß sie die unglückliche, verstoßene Anna, Königs Heinrich VIII. von England Gemahlin, sey, die man nur durch ein Gerücht hatte sterben lassen, damit ihre Flucht desto leichter geschehen konnte. Als der Herzog nach Rosla kam, fand er die Dame in ihrem mit köstlichen Teppichen geschmückten Zimmer auf einer Art Thron sitzend, umgeben von ihrem Gefolge. Alles, was man von ihrer Schönheit gerühmt, die Vorstellung, die er sich von ihr gemacht, schwand jetzt bei dem wirklichen Anblick. Hatte ihn aber dieser bezaubert, so riß ihn ihr feines Benehmen und ihre Sprache

vollends hin. Nachdem sich ihre Umgebung entfernt hatte, berührte der Herzog ganz leise die Saite ihrer Abkunft. Und nun erzählte sie umständlich, daß sie die unglückliche Königin Anna, die des Ehebruchs beschuldigt zum Tode verurtheilt worden, aber durch Hülfe einiger Getreuen entflohen wäre und nun unstät und flüchtig umher irre, sey. Thränen unterbrachen hierbei oft ihre ergreifende Rede. Der Herzog, höchst gerührt, tröstete und lud sie ein, nach seinem Hoflager zu kommen. Das schlug sie zwar aus, doch begab sie sich bald darauf nach Gotha und bezog hier ein Haus in der Stadt. Hier machten ihr nun sämmtliche Herzöge den Hof, und Herzog Johann schloß endlich 1559 einen Vertrag mit ihr ab, vermöge dessen sie ihm 1,500,000 Kronen, seinem Bruder Johann Wilhelm die englischen Reichskleinodien und Privilegien, und dem Herzog Johann Friedrich 500,000 Kronen versprach. Nun nahmen sie die Herzöge auf das Schloß, wofür sie noch zu Erben aller ihrer Güter eingesetzt wurden.

Bei der nähern Bekanntschaft, die nun Statt fand, entstand jedoch bald ein leises Mißtrauen gegen die Königswürde der Dame; und da sie einst erzählte, in Nürnberg eine Tonne Goldes niedergelegt zu haben, der Herzog auch jemanden dahin abschickte, diese Summe abzuholen, der Rath zu Nürnberg aber von nichts wissen wollte und den vorgezeigten Schein für ungültig erklärte, so mehrte sich dieses Mißtrauen so, daß der Herzog, von Amberg aus, wo er sich eben aufhielt, seinem Kommandanten

auf dem Schlosse zu Gotha, Bernhard von Mylä, den Befehl gab, die vermeinte Königin in gute Verwahrung zu bringen und zur Bezahlung der Tonne Goldes anzuhalten. Ueber dieses harte Schicksal beklagte sie sich sehr, und der Herzog, der, wo nicht eine Königin, doch noch immer eine vornehme Person unter ihr vermuthete, entließ sie wieder ihres Arrests. Indessen war von ihrem Hofstaate, nach und nach, eine Person nach der andern verschwunden, und nur eine Kammerfrau war bei ihr geblieben. Dies erregte neuen Verdacht, und da man zwar eine Aehnlichkeit mit der Königin Anna in ihr nicht verkennen, aber doch berechnen konnte, daß die Dame viel zu jung dazu sey, so wurde sie abermals in Verwahrung gebracht. Kurz darauf schrieb Herzog Johann Wilhelm, der sich eben in Frankreich aufhielt, seinem Bruder, daß die Dame eine Betrügerin, daß sie nicht die Königin Anna, sondern nur eine Kammerzofe der wirklich verstorbenen Königin Anna sey, wie er nach eingezogener Erkundigung versichern könne. Diesen Brief las ihr Herzog Johann selbst vor; aber, die Schlaue wußte die Rolle der Gekränkten, der Gebeugten meisterhaft zu spielen und erwiederte keine Sylbe hierauf, sondern seufzte und weinte nur. Doch der Herzog ließ sich nicht von neuem bethören, und behielt sie als eine Betrügerin in Verwahrung. Bald hierauf kam ein Abgesandter des Herzogs Wilhelm von Jülich an, mit einem Schreiben an den Herzog, worin die fremde Dame geradezu eine Betrügerin genannt wurde, da die Königin Anna, eine gebohrne Prinzessin von Jülich,

wirklich gestorben sey. Nun wurde sie vor ein Gericht gezogen, verhört, aber alle Bemühungen, sie zum Bekenntniß zu bringen, ungeachtet ihr der Herzog völlige Verzeihung versprach, waren vergebens. Da wurde sie als Staatsgefangene behandelt und auf das Bergschloß Tanneberg in enge Verwahrung gebracht. Mehrere Verhöre, die nun mit Strenge und Ernst erfolgten, bewirkten immer nichts. Als man aber drohte, sie der Strenge der Gesetze überlassen zu wollen, da bat sie kniend um Gnade, und sagte, daß sie nicht die Königin Anna, aber eine Gräfin von Ostfriesland sey. Herzog Johann Friedrich meldete dies dem Herzoge von Jülich. Dieser erklärte aber die Angabe auch für Lüge. Darauf gab sie sich für eine Gräfin Rietberg, eine vertraute Gesellschafterin der Königin Anna, aus. Doch auch dies erklärte der Herzog von Jülich für unwahr. Müde dieser steten Lügen, ließ der Herzog mit der Folter drohn, wenn sie nicht die Wahrheit sage. Da bekannte sie endlich: daß sie Walburga heiße, eine natürliche Tochter Herzogs Johann von Cleve, mit einer Zofe der Herzogin von Cleve erzeugt, sey, daß sie durch die Gräfin Rietberg Zofe bei der Königin Anna von England geworden und deren Vertraute gewesen, wegen einer auf sie geworfenen Neigung des Königs aber, von der Königin reichlich beschenkt, England verlassen habe. Bei dieser Aussage blieb sie unter theuren Versicherungen und ungeachtet der jena'schen Scharfrichter mit seinen Werkzeugen gegenwärtig war. Und dennoch war sie Lüge, wie man erst späterhin erfuhr. Sie war

nemlich die uneheliche Tochter eines Grafen und einer Nonne, und eine von den Zofen der Königin, und zwar die sogenannte Kürtelmagd gewesen. Sie soll auch die Beischläferin König Heinrichs VIII. und die Ursache der Verstoßung seiner Gemahlin gewesen seyn. Nach der Königin Tode hatte sie sich ihres Siegels und verschiedener anderer Kleinodien bemächtigt, wodurch sie den Herzog so listig zu hintergehen wußte.

Nach ihrem letzten Bekenntnisse wurde sie zu lebenslänglicher Gefangenschaft auf dem Bergschlosse Tenneberg verurtheilt. Hier trug sie, bis an ihren Tod, ein langes weißes Kleid mit schwarzen Schleifen, wie ein Todtengewand einer vornehmen Lady, und auf Tenneberg starb sie auch.

* * *

Galetti Beschreibung des Herzogthums Gotha, 3ter Band; dessen Geschichte Thüringens, 3ter Band; Tenzels monatliche Unterredungen, und Meißantes Schauplatz denkwürdiger Geschichten 2ter Band, sind hier, nebst den Lokalkenntnissen eines Freundes, benutzt worden. Im Gotha'schen Almanach zum Nutzen und Vergnügen auf 1817 ist eine kleine Abbildung von Tenneberg befindlich.

31.

Falkenstein
bei Linz.

Ganz verödet stehen feste Mauern,
Und verschwunden ist die Heldenmacht!
Wandrer hören Uhu's nur noch trauern,
Jammernd in der dunkeln Mitternacht.

31.

Falkenstein.

Deutschland besitzt mehrere alte Burgen dieses Namens. Die, wovon hier die Rede seyn wird, liegt in Oberösterreich am linken Ufer der Donau, drei Meilen von Linz.

Pittoresk ist die Lage dieser auf einem dreifachen Felsen erbauten Burg, die jetzt aber ganz der Zerstörung Preis gegeben wird. Von der einen Seite umzingt die Trümmer ein tiefer Felsengraben, auf der andern das Flüßchen Raina, merkwürdig durch seine Perlenfischerei, welches sich nicht weit davon in die Donau ergießt. Rund umher umkränzen diesen Felsen andere hohe Waldberge, auf deren Spitzen die Schlösser Aichberg und Rainariedl sich erheben.

Auf einem noch gangbaren Wege ersteigt man den Felsengipfel. Ein Jäger bewohnt jetzt das ehemalige Vorwerk, welches dicht an der Zugbrücke, die über den Graben führt, liegt. Hinter diesem Gebäude steigt ein hoher Thurm kühn in die Wolken, der aber viel von seiner Größe verloren haben mag; denn ehemals diente er den Reisenden, die der Weg aus den böhmischen Wäldern hier vor-

nahmen es die Herzöge für sich, und Kaiser Rudolph gab es, zuerst pflegweise, hernach aber eigenthümlich, im Jahr 1601 an Heinrich von Salburg, welche Familie es noch bis jetzt besitzt.

Zu den Sagen aus der Vorzeit Falkensteins gehört noch folgende: Calogus (oder Calchrius, wie ihn auch die Urkunden nennen), Herr von Falkenstein, verirrte sich einst auf einer Jagd im Walde. Die Nacht überfiel ihn, und da er keinen Ausweg fand, so mußte er sich entschließen, hier zu übernachten. Auf einem freien Platze an der Weyh, wo die Holzhauer gearbeitet hatten, legte er sich nieder, ermattet durch Hunger und Angst, und ein Holzschlägel diente ihm zum Kopfkissen. — Da ereignete es sich, daß im Schlafe die Mutter Maria mit dem Jesuskindlein ihm erschien, und mit liebreichen Worten ihn ermahnte, an dieser Stelle eine Kirche zu erbauen, mit der Vertröstung, daß er glücklich aus dem Walde und zu den Seinigen kommen werde.

Calogus that, wie ihm geträumt. Sobald er glücklich nach Hause gekommen war, schritt er gleich zu diesem Kirchenbau, ließ eine prächtige Abtei erbauen, und nannte sie nach seinem harten Kopfkissen, unserer lieben Frauen Schlag (Schlägel nach gemeiner Mundart). Hierauf besetzte er das neuerbaute Kloster mit Mönchen, die man die grauen Brüder (religiosos ordinis grisiorum) hieß, aus dem Kloster Langheim. Doch nur sieben Jahre hielten die armen Grauröcke in dieser rauhen waldigen Wildniß aus, und kehrten dann mit allen ihren Habseligkei-

keiten nach Langhaimb zurück. Caliogus bemühte sich zwar, die Abtrünnigen wieder zu erhalten; allein der damalige Abt von Langhaimb willigte nicht in dieses Ansuchen, worauf denn endlich der Graf seinem Kloster einen Resignationsbrief übergab, worin folgende Ursachen der Veranlassung gegeben wurden: weil sowohl ein Abt als ein Mönch wegen Mangel an Lebensmitteln und durch die große Kälte, theils verhungert, theils erfroren wären.

Caliogus vermehrte jedoch in der Folge die Einkünfte seines gestifteten Klosters, und besetzte es mit Prämonstratensern, die es noch bewohnen. Jetzt ist es eine der reichsten Abteien Oesterreichs, dessen Besitzungen sich fast in alle österreichische Länder erstrecken. Ich sah noch im Herbst 1809 die erste alte Kirche, dem Kloster gegenüber, worin sich die Begräbnisse des Stifters und seiner Gemahlin mit folgenden Inschriften befinden:

Anno Domini MCCXXXVII. ultim. Septembris obiit Caliogus de Falkenstain, miles, primus Fundator hujus Monasterii.

Anno Domini MCCXXV. xxx Julii obiit Elisabeth uxor Caliogi Fundatrix hujus Monasterii.

Im Kloster selbst, was aber das Unglück gehabt hat, mehrmals, und zuletzt noch vor einigen Jahren abzubrennen, jedoch immer wie ein Phönix aus der Asche emporstieg, fand ich noch vier alte Gemälde, welche die Begebenheiten des Grafen Caliogus in Ansehung der Stiftung enthielten.

In Falkenstein selbst suchte ich nach folgenden alten Zeilen, die noch im Jahre 1727 an einer Mauer angeschrieben zu sehen waren, fand sie aber fast ganz verwischt, daher kopire ich sie aus einer alten Chronik.

Caliogus Herr von Falkenstein,
Reit in seinen Wald allein,
Begegnet ihm eine junge Maydt
Gar kühnlich sie zu ihm saydt:

Seyd ihr der Herr von Falkenstein,
Und dieses Orts ein Herre!
So gebt mir euren Gefangenen heraus,
Der allen Jungfrauen ein Ehre.

Da sprach Caliogus von Falkenstein:
Dqs kann ich fürwahr nicht thain,
Zu Falkenstein unter den Mauern,
Da mögt ihr ihn vertrauern.

Caliogus verreit sich in den Wald,
Daraus er nicht kommen mögt so bald,
Die Nacht auf einen Schlägel ruhet,
Es träumt ihm alles Guet.

Er soll zu Ehren unserer lieben Frauen
Ein Gotteshaus an diesem Orte bauen,
So wird er kommen aus dem Wald
Und alles beschehen so bald.

Da baut er das Kloster bei dem Schlägel
Mit eigner Hand seiner Nägel,
Den ersten Stein selbst zugetragen,
Aldort liegt er begraben.

Zum ewigen Gedächtniß dieser Stiftung mußten vor alten Zeiten die Geistlichen des Klosters Schlägel monatlich den Gottesdienst in diesem Schlosse halten, welches aber nachgehends wegen der Weite des Weges, und weil sich einer todt gefallen hatte, dahin verändert wurde, daß dieser Gottesdienst in dem Kloster gehalten werden konnte, wie ebenfalls folgendes Gedicht diese Anekdote an der Mauer verewigt hatte.

Zur ewigen Gedächtniß dieser Fundation,
Jeder Bruder im Kloster eigner Person,
Monatlich den Gottesdienst zu Falkenstein
Andächtig zu verrichten schuldig allein.

Daselbst ein Zimmer auf der Wehr
Die Klosterbrüder hätten ihr Einkehr
Die Münch' kommen ohn alle Gefahr
Die Schlagbrücken vor dem Zimmer aufgezogen war
Fielen unversehen hinunter zu todt
Der Helfe zur Seeligkeit der ewige Gott
Anno 1480.

* * *

Aus der genealogischen und historischen Beschreibung von den adelichen Familien derer Herrschaften, Schlösser, Klöster und Städte des Erzherzogthums Oesterreichs, von Johann Freiherr v. Hoheneck. Passau, 1732. Fol.

Freiherr v. Boyneburg-Lengsfeld.

32.

Hardegsen

bei Göttingen.

Minnesänger aus den fernsten Landen
Sangen lieblich hier vom Muth und Wein;
Damals war noch Biedersinn vorhanden,
Deutsche Tugend glänzte sternenrein.

32.

Hardegsen.

Dicht über dem Städtchen Hardegsen, im hannöverschen Fürstenthum Göttingen, liegt in einer bergigen Gegend am Flüßchen Espol auf einer Anhöhe, die Burg Hardegsen. Die Zeit ihrer ersten Erbauung verliert sich im Dunkel des Alterthums; man weiß nur, daß die Familie von Hardeck, welche nach damaliger Gewohnheit den Namen von ihrer Burg geführt, die ersten bekannten Ritter derselben gewesen sind. Sie erhielt ihren Namen wahrscheinlich von dem Steinfelsen, auf welchem sie erbauet und der seiner östlichen Beschaffenheit nach, die harte Ecke genannt wurde. Gerade gegenüber lag die Niedeck oder die neue Ecke, die gleichfalls mit einer Burg versehen, und von der Hardeck oder harten Ecke nur durch ein tiefes Thal, welches ehemals größtentheils sumpfiger Teich gewesen seyn mag, und durch den Fluß Espol getrennt war. Beide Burgen hatten ihre Ritter, und so wie jene sich Herren von der Hardeck nannten, so nannten sich diese Herren von der Niedeck. Beide waren nach da

maliger Art stark befestigt; namentlich war die, von der hier die Rede, mit festen Thürmen, hohen Mauern und tiefen Wassergraben umschlossen, wovon noch deutliche Spuren vorhanden sind. Sie lagen sich aber wohl für ihr beiderseitiges Interesse zu nahe, und die Zeiten waren zu rittermäßig, als daß ihre Bewohner ruhig hätten bei einander wohnen und sich unbefehdet lassen können; daher denn auch die von Hardeck mit denen von Niedeck verschiedene hartnäckige Fehden führten, bis endlich die ersten die Burg auf der Niedeck erstiegen, verbrannten und zerstörten, ihre Güter aber mit den ihrigen vereinigten.

Von dieser Zeit an scheinen einige Familien um die Burg Hardeck herum sich angebauet und daselbst unter ihrem Schutze niedergelassen zu haben, denn man findet, daß der Name Hardeck sich allmählig in Hardegsen verwandelte. Die Endsylbe sen ist nach deutscher oder niedersächsischer Mundart von Hausen oder Haus zusammengezogen, welches eine Wohnung, Sitz oder Aufenthalt verschiedener Leute bedeutet, und so würde Hardeksen, Hardegsen oder Hardekhausen einen Sitz der bei der harten Ecke wohnenden oder hausenden Leute bedeuten.

Bis zum Anfange des 13ten Jahrhunderts lebten die Ritter von Hardeck auf dieser Burg. Da aber starben sie aus, und durch die Verheirathung der einzigen Tochter des letzten Besitzers mit einem von Rostorf kam die Burg nebst Zubehör an diese Familie.

Die edeln Herren von Rostorf, die den Namen von ihrem Stammsitze zu Rostorf, unweit Göttingen, führten,

von dem sie aber wegen getriebener Plackereien bereits vertrieben waren, besaßen fast zweihundert Jahre lang Hardegsen. Aber das Schicksal wollte, daß sie auch hier wieder einem Mächtigern weichen, und ihre Burg räumen sollten.

Eine unglückliche Mißhelligkeit zwischen zwei Brüdern, Friedrich und Christoph von Rostorf, Söhnen Ludwigs VI., gab hierzu Veranlassung. Sie endigte sich 1379 mit einem traurigen Brudermorde. Der jüngere, Christoph, erstach nämlich den ältern, Friedrich, nach verschiedenen glaubwürdigen Geschichtschreibern, auf der großen Steinkammer der Burg Hardegsen, unvermuthet im Bette. Nach der Tradition aber soll dieser Mord durch ordentlichen Zweikampf auf dem Platze, wo jetzt der Holzhof ist, geschehen seyn *). Als dem Herzog Otto von Braunschweig, dem Quaden, dieser Brudermord zu Ohren kam, warf er sich, als Landes- und Lehnsherr der Rostorfschen Güter, zum Rächer desselben auf, und forderte die Burg Hardegsen als verwirktes Lehn zurück.

*) Gegen die Wahrheit dieses Brudermordes bringt Wolf, in seiner gehaltreichen Schrift: „Das Geschlecht der edlen Herren von Rostorf. Göttingen, 1812. 4.“ manchen gegründeten Zweifel vor, und beweist aus einer Urkunde von 1379, daß Ludwig von Rostorf die Veste Hardegsen und Moringen dem Herzoge Otto von Braunschweig verkauft habe.

F. G.

Der alte Ludwig von Rostorf, der die Schuld seines Sohnes zu büßen keine Lust hatte, und die Unbilligkeit fühlte, für das Vergehen desselben mit dem Verlust seiner Burg bestraft zu werden, behauptete, jenes Verbrechen sey allein bei der Geistlichkeit zu tilgen; er widersetzte sich daher dem Ansinnen des Herzogs mit allem Ernst. Otto, der wohl sah, daß er Gewalt brauchen müsse, um zum Zweck zu gelangen, kam nun mit einem Heer reisiger Knechte vor Hardegsen an. Allein die Festigkeit der Burg machte ihm viel zu schaffen. Lange lag er vergebens davor, bis es ihm endlich durch Verrätherei gelang, in der Osternacht 1380, wo man ein solches Unternehmen am wenigsten vermuthete, die Burg zu ersteigen, das Proviantgebäude anzuzünden, und die Besatzung zu Gefangenen zu machen. Ludwig von Rostorf, der alte gebeugte Vater, soll noch während der Belagerung, als er sah, daß sie einen unglücklichen Ausgang nehmen würde, mit seiner Gemahlin, als Bettler gekleidet, durch einen unterirdischen Gang heimlich nach Göttingen geflüchtet, bald hernach aber vor Gram kümmerlich gestorben, und da in der Pauliner-Klosterkirche begraben seyn.

Seine beiden Söhne, Idan der jüngste, und Christoph der Brudermörder, nebst dessen beiden Söhnen Ehrhard und Günther, der Rest der Rostorfschen Familie, flohen in jener unglücklichen Osternacht gleichfalls nach Göttingen. Frei wären sie wohl, aber auch ganz arm, denn der gestrenge Herzog zog auch die übrigen, nicht befestigten Rostorfschen Güter, als Harste, Gladebeck und

halb Moringen, als verwirktes Lehn ein. Iban der jüngere baute sich späterhin zu Aschа unweit Hardegsen an, veränderte seinen Namen nach seiner neuen Wohnung, und wurde der Stammvater des Geschlechts von Aschа, das 200 Jahre lang blühte, dann aber wieder ausstarb. Christoph, der Brudermörder, blieb, oder vielmehr verbarg sich in Göttingen. Seine fernern Schicksale sind nicht bekannt. Seine Söhne aber, Ehrhard und Günther, bekamen nachmals aus besonderer Milde des Herzogs die Nestorsschen Güter zu Gladebeck wieder, mußten aber auch ihren Namen verändern, und sich nach ihrem neuen Wohnorte von Gladebeck nennen. Der ältere, Ehrhard, ließ sich daselbst nieder, der jüngere, Günther, wurde nach Abgang der Rumaischen Familie mit dem freien Burgmannshofe im Orte Hardegsen, den jene als Afterlehn der Burg Hardegsen bis dahin besessen, und welcher jetzt der Familie von Pave gehört, belehnt.

Die eroberte Burg Hardegsen selbst hatte indeß zu viel Reiz für den Eroberer, als daß er sich zu ihrer Zurückgabe verstanden haben sollte. Er verlegte sogar, gleich nach ihrer Einnahme, sein fürstliches Hoflager darauf. Sie war fest und schön gebauet, und selbst noch jetzt, nach vollen vier Jahrhunderten, beurkundet der aus bloßen Steinfelsen gehauene, ungewöhnlich tiefe Burggraben an der Seite, die von der Stadt abgekehrt ist, von welcher ihr also die meiste Gefahr, in der Dunkelheit der Nacht überfallen und erstiegen werden zu können, drohete, ihre ehemalige Festigkeit. Eine Zugbrücke führte zu ihr,

wovon man noch in dem festen Mauerwerk des noch vorhandenen Thors, neben dem Hagenhause, die Vorkehrungen, mittelst Gewindes, sie aufzuziehen und damit das Thor zu verschließen, sieht. Zu beiden Seiten hat noch immer — weder Regen, noch auch hineingeworfener Kummer und das darin aufgewachsene Gebüsch die Tiefe des Grabens auch nur einigermaßen ebnen können.

Das Burghaus stand auf einem senkrecht abgehauenen Felsen von 26 Fuß Höhe, auf der Stelle, die jetzt die alte Küche genannt wird; und damit die darauf ruhenden steilsten Abhänge sich nicht selbst dossiren möchten, waren sie vom Felsen an, eben so hoch, stark untermauert. An der Außenseite dieses Felsen und dieser Mauer war die Wasserleitung durch Röhren ausgehauen und ausgemauert. Sie war jedoch verdeckt, damit der Belagerer sie nicht abschneiden konnte, und noch jetzt sind deutliche Spuren davon vorhanden. Der Umfang dieses Burgschlosses scheint von Bedeutung gewesen zu seyn. Stark und fest sind die noch im Boden befindlichen Grundmauern. Auch einzelne Gebäude in dem Umfange der Burg, die noch stehen, vielleicht auch noch länger stehen werden, als sie schon gestanden haben, beweisen ihre Festigkeit und den Wohlstand ihrer vormaligen Besitzer. So das Moß- oder Muthhaus — eine Benennung, die vormals einzelnen wohlverwahrten Gebäuden in festen Oertern gegeben wurde, und von Muthen und Belehnen, welches auf solchen geschah, abzuleiten ist. Dies war, seit Otto's Zeit, wahrscheinlich auch schon vorher, das Zeughaus

der Burg, und daneben das Kanzelei- oder Gerichtshaus. Dieses Gebäude ist von ungemein festen und sauber gehauenen Quadersteinen, mit einer seltenen Genauigkeit bis in die höchste Giebelspitze 118 Fuß, aufgeführt. Die unterste Dicke der vier Wände hält 12 Fuß, und die obere 8 Fuß. Das Gebäude selbst ist bis jetzt noch in so gutem Stande, daß man auf den ersten Anblick glauben sollte, es sey erst seit gestern aufgeführt. Nur an der Westseite nimmt man einige Spuren von Beschädigung wahr, die dasselbe zur Zeit der Belagerung, der Tradition nach, erhalten haben soll, wo man aus Schleudermaschinen große Steine gegen dasselbe warf. In einem steinernen Fenstergesimse steht folgende, schon ziemlich ausgewitterte, kaum leserliche Mönchsschrift:

„Na Godis Bord dusend unde drey hundert Jar in „den ver un twintigesten is dût Hus gebuwet von „twen Riddern Hern Cunrade unde Hern Lodewigen „von Rostorp."

Der erste von diesen hier Genannten war es, der nebst andern zum Executore des von dem im Jahre 1344 verstorbenen Herzog Ottone largo errichteten Testaments ernannt war; der letzte war der vorhin erwähnte und in seinem hohen Alter vertriebene Ludwig.

Das Inwendige dieses Gebäudes wird jetzt zu Fruchtböden genutzt; auch sind darin einige Zimmer. Der größere Theil ist aber unausgebaut. Man wollte es beim letzten massiven Bau des Amtswohnhauses abbrechen, und

seine vortrefflichen Quadersteine nutzen, aber man fand es zu fest, als daß es ohne große Kosten und unsägliche Mühe abgebrochen werden konnte. Es schützte sich also selbst und bewahrte zugleich seine Widersacher gegen den Vorwurf, hier ein merkwürdiges Dokument des Alterthums um einiger Ersparung willen zerstört zu haben.

Seine Keller sind ungemein hoch, dauerhaft und auf starken Pfeilern ruhend, angelegt. Aus einem derselben soll, der Tradition zufolge, ein unterirdischer Gang unter der ganzen Burg her, bis in den nahegelegenen Wald geführt haben. Diese Angabe ist auch nicht unwahrscheinlich, denn der alte Ludwig v. Rostorf soll bei der Einnahme seiner Burg durch einen unterirdischen Gang entkommen seyn, und beim Durchwühlen des Fundaments, als man einst in die Küche des Wohnhauses Wasser leiten wollte, fand man eine Thür von Metall, mit vielen Inschriften, die aber Unverstand sofort zerschlug.

Ferner ist noch aus jenen Zeiten übrig, das Hagenhaus, von hägen oder aufbewahren. Auch dies ist sehr fest, und mit einem Mörtel gemauert, der ungemein stark bindet. Es diente ehemals zum Provianthause, daher es auch seinen Namen bekam. Zur Zeit der Belagerung wurde es von Herzog Otto's Kriegsvolke angezündet, und sein Inneres ein Raub der Flammen. Selbst noch nach einem dreitägigen Brande blieben seine Mauern unbeschädigt stehen, das Ausgebrannte aber wurde nachher wieder in den vorigen Stand gesetzt. Jetzt dient es zum Gebrauch für den Amtshaushalt. Eine Sage macht den

untern Theil desselben zur ehemaligen Burgkapelle. Davon findet sich aber in seinem Innern nicht die leiseste Spur.

Die übrigen zu der ehemaligen Ritterburg gehörigen Gebäude sind theils an der Krankheit eines 5- bis 600jährigen Alters gestorben, theils ihrer jetzigen Unbrauchbarkeit wegen mit vieler Mühe abgebrochen worden. Zu diesen letzten gehörte besonders ein hoher viereckiger Thurm von ungeheuern Quadersteinen, dessen Mauern über 10 Fuß dick waren, und zum Gefangenthurm gebraucht wurde. Er wurde aber 1780 abgebrochen und seine Steine zum Bau des neuen Amthauses verwendet.

Die Ueberbleibsel des alten Schlosses sind erst zu Ende des 17ten Jahrhunderts abgebrochen, und dagegen ein Wohnhaus von Holz, nicht auf die alte, sondern auf eine andere Stelle, ungefähr in die Mitte der Burg, erbauet worden. Dies aber zerstörte ein einziges Jahrhundert, und da es ohnehin für seine Bestimmung zu wenig geräumig befunden wurde, so bauete man auf dieselbe Stelle im Jahre 1780 ein dauerhafteres massives und größeres.

Die übrigen Wohn- und Haushaltsgebäude sind sämmtlich aus neuern Zeiten, und massiv. Sie formiren ein an einander hängendes weites Quadrat um das Wohnhaus, welches in der Mitte frei steht und sich nur von hinten in schiefer Richtung ans Muthhaus lehnt.

Nachdem Herzog Otto die Burg Hardegsen durch seine kostspielige Eroberung genommen hatte, verlegte er,

wie bereits erwähnt, sein fürstliches Hoflager darauf. Er hielt sich die meiste Zeit seines noch vierzehnjährigen Lebens, wenn diesen unruhigen Kopf nicht auswärtige Kriege und Fehden anderweitig beschäftigten, daselbst auf, und starb auch hier am 13. December 1394. Weil aber der päpstliche Bann auf ihm ruhete — und er vor seinem Tode von demselben noch nicht losgesprochen war, so konnte nur das Versprechen seiner Schwester, welche Aebtissin im Kloster Wibbrechtshausen war, ein Jahr lang barfuß zur Kirche gehen zu wollen, ihr die Erlaubniß verschaffen, den Körper in ihrem Kloster, aber nur unter der Dachtraufe, begraben und sodann über seinem Grabe an der Kirche eine Kapelle bauen zu dürfen. Hier ist sein Grabmahl noch zu sehen, auf welchem er in Lebensgröße auf einem Catulo stehend, wahrscheinlich eine Anspielung auf den Stamm der Welfen, dem er angehörte, und mit einer goldenen Sichel um den Hals, die er zum Andenken seiner Eroberung der Burg Sichelstein bei Münden im Leben trug, in Stein ausgehauen ist.

Seine Wittwe, Margarethe, Herzog Wilhelms von Bergen Tochter, eine fromme und mildthätige Fürstin, durchlebte auf Hardegsen ihren 48jährigen Wittwenstand. Sie starb auch hier in einem hohen Alter, und wurde in der Kirche vor dem hohen Altar begraben.

Nach ihrem Tode, der 1442 erfolgte, hielt sich ihr regierender Sohn, Herzog Otto der Einäugige, öfters hier auf. Im Jahr 1450 versetzte er mit Bewilligung seiner Landstände das ganze Land Göttingen und zugleich

mit

mit die Burg Hardegsen für 10,000 rheinische Goldgulden an seinen Lehnsvetter, Herzog Wilhelm dem ältern von Braunschweig, der zu Kalenberg residirte. Da er kinderlos, und Herzog Wilhelm sein Nachfolger und Erbe war, so dachte er nicht an Einlösung, kam auch nie wieder nach Hardegsen.

Nach seinem im Jahre 1463 erfolgten Tode war Hardegsen die Residenz Herzog Wilhelms des jüngern, dem sein Vater Wilhelm der ältere das Land Göttingen abgetreten hatte. Wegen seines Alters trat dieser 1491 die Regierung seinen beiden Söhnen ganz ab. Er theilte das Land unter sie, und behielt sich nur das Land Göttingen nebst einer Summe von 10,000 rheinischen Gulden, die ihm jene zahlen sollten, vor. Meistentheils lebte er zu Hardegsen, starb auch hier am 4ten Julius 1503, nachdem er der Regierung des kleinen, sich vorbehaltenen Landes Göttingen gleichfalls müde geworden war, und seinem Sohne Erich dem ältern abgetreten hatte. Nur Hardegsen, Münden und Uslar nebst einer Summe von 2500 Gulden bedung er sich zur Leibzucht. Während seiner Regierung trug es sich zu, daß sein Bruder Friedrich, dem das Kalenbergische zugefallen war, ihm die in der Fehde der Herzöge von Braunschweig mit den Hansestädten ums Jahr 1466 gefangenen göttingischen Bürger auf die Burg Hardegsen sandte, um sie daselbst gefänglich aufzubewahren. Er sperrte sie theils in den Gefangenthurm, theils in den großen Keller des Muthhauses ein. Hier war es auch, wo er diesen seinen Bruder selbst,

als einen Verbündeten der Stadt Hildesheim, gefangen hielt. Sie war mit ihrem Bischof, Barthold von Landsberg, welchem der Herzog Wilhelm und sein Sohn Heinrich Beistand leisteten, in eine Fehde verwickelt. Wilhelm zog nemlich in dieser Fehde unvermuthet vor den Kalenberg, und als man ihn ungehindert einließ, überfiel er seinen Bruder, nahm ihn gefangen und führte ihn auf die Burg Hardegsen. Dies geschah 1485. Friedrich verfiel bald darauf in Melancholie, und starb ohne Erben.

Auch Heinrich der ältere, Wilhelms des jüngern Sohn, ein höchst unruhiger Kopf, wählte die Burg Hardegsen zu seinem gewöhnlichen Aufenthaltsorte, und machte sie durch Manches, welches in die Zeiten seiner Regierung fiel, merkwürdig. So nahm er noch bei Lebzeiten seines Vaters die Burg Hardegsen mit Gewalt ein und setzte sich darauf fest, mußte sie aber 1491 seinem Vater wieder einräumen, und sich nach Wolfenbüttel begeben, welches jener ihm dafür abtrat.

Von Hardegsen aus befehdete er seinen Vetter, den Herzog Heinrich von Grubenhagen zu Salzderhelden, weil dieser denen von Hildesheim und den Städten beigestanden, fiel in die Einbeckische Börde, trieb daselbst einen großen Raub zusammen, und brachte ihn auf die Burg Hardegsen. Bald darauf fiel er den Göttingern in das Amt und Gericht Friedland, welches diese damals pfandweise im Besitz hatten, nahm vieles Vieh weg, und ließ es auf die Burg Hardegsen bringen. Wenige Tage nach-

her zog er wohl gerüstet von Hardegsen aus, verbrannte Mehnte, Moringen, Seesmar, den Hof zu Immensen, Rostorf, Grone, Holtensen u. s. w., und kehrte dann nach Hardegsen zurück, um sogleich wieder ins Gericht und Amt Asseburg zu fallen, wo er denen von Braunschweig ihre Dörfer verbrannte und viel Vieh raubte.

Er und sein Vater Wilhelm waren es auch, die am 26sten Februar 1486 mit 40 Pferden von Hardegsen wohlgerüstet auszogen, um zu Diemarden ein Vorwerk der Stadt Göttingen zu plündern, den Meier daselbst zu fangen zu nehmen, und nach Hardegsen zu führen. Die von Göttingen sandten dagegen ihre Reiter und Knechte unter Anführung ihres Hauptleute, Hans von Bennsfeld und Hans Resen, am 4ten März in das Obergericht Hardegsen. Diese plünderten und verbrannten hier die Dörfer Hettensen, Ellierode, Schlarpe und Lichtenhorn. Zu gleicher Zeit zogen auch die von Nordheim aus, und diese plünderten und verbrannten Erzinghausen und Leisenrode. Herzog Wilhelm rächte sich an den Nordheimern dadurch, daß er am 29sten Junius gegen sie von Hardegsen ab, auszog, ihnen alle Feldfrüchte verheerte, sogar Hopfen, Mohn und Kraut in den Gärten abschneiden ließ; an den Göttingern aber dadurch, daß er am 27sten September von da alle Schaafe und verschiedene Gefangene holte und solche auf Hardegsen brachte.

Herzog Erich der ältere wurde auf der Burg Hardegsen erzogen, hielt sich auch nachher oft hieselbst auf. Eilt als Hardegsen durch eine Feuersbrunst sehr gelitten, eilte

er sofort von Münden hierher, verweilte eine Zeitlang auf seiner Burg, tröstete die Abgebrannten väterlich und theilte reichliche Almosen unter sie aus.

Sein Sohn, Herzog Erich der jüngere, ist zwar nicht hier, sondern in Münden erzogen, er kam aber doch mehrere Male auf die Burg Hardegsen, und blieb sodann eine Zeitlang. Auch seine Gemahlin Sidonia, Herzog Heinrichs des Frommen von Sachsen Tochter, hielt sich hier gern und eine lange Zeit auf. Sie labte sich, bei der öftern Abwesenheit ihres Gemahls im Auslande und bei dem fortdauernden Mangel an ehelicher Liebe zu ihr, an den reichen Tröstungen, die ihr eine gewisse Wittwe Fuchsin ertheilte. Als diese starb, zog sie 1560 von hier nach Erichsburg.

Bis hierher war Hardegsen fast immer die Residenz der Landesherren; nun aber hörte sie auf, es zu seyn. Der Name Burg verlor sich nach und nach, und verwandelte sich in den eines Amtes.

Von Hardegsen herab hat man nur nach Süden eine Aussicht in die Ferne. Nach den andern Weltgegenden hin umgeben es in einem Halbzirkel hohe Berge. Jene Aussicht geht gerade auf die Burg Plesse, die wir schon kennen gelernt haben *). Es scheint, daß man in jenen früheren Fehdezeiten für nothwendig hielt, diese stets im Auge zu haben. Die Hauptseite der Burg war dahin ge-

*) Im ersten Bande, S. 205.

kehrt, auch ging nur dahin eine stark befestigte Landwehr, die sich, obgleich keine Spur mehr von ihr vorhanden ist, im Namen noch erhalten hat.

Von Hardegsen ist Moringen 1 Stunde entfernt. Göttingen und Nordheim liegen 3 Stunden davon.

* * *

Diese Nachrichten sind aus dem 29sten und 30sten Stücke des neuen Hannöverschen Magazins von 1810 genommen, wozu mir ihr Verfasser, Herr Domeier, Prediger im Städtchen Hardegsen, noch bedeutende Nachträge mittheilte. Abbildungen der Burg kenne ich nicht. Auf der Ansicht vom Städtchen Hardegsen, in Zeilers Topographie des Herzogthums Braunschweig-Lüneburg, sieht man nur wenig von den Ruinen der Burg.

33.

Altenburg

bei Bamberg.

Blühn und Welken, Prangen und Versinken,
Freut dich das, mein Geist? Du führst mich hin,
Wo der Vorwelt stumme Reste winken
Durch die Macht der Allzerstörerin?
Sieh die Schmetterlinge lustig flattern!
Und du schleichst zum Aufenthalt der Nattern?
Dünkt dich diese Grabesscene schön,
Wo durch Dornen Moderdüfte wehn?

Bouterweck.

33.

Altenburg.

Eine halbe Stunde über der Stadt Bamberg in Franken liegen auf dem Gipfel eines hohen Berges die Ruinen einer Burg, die sonst Babenberg hieß, jetzt aber die alte Burg oder Altenburg genannt wird. Ihre Erbauer kennt man nicht, aber wahrscheinlich sind es die in dieser Gegend sich niedergelassenen alten Franken gewesen. Zu Karls des Großen Zeiten stand sie schon, und da besaßen sie die Grafen von Babenberg, von denen am Ende des neunten Jahrhunderts die Brüder Adelbert und Heinrich hier lebten. Heinrich hatte Baba, die Schwester des Kaiser Heinrichs des sogenannten Vogelstellers, zur Frau. Ihr zu Ehren nannte er die Burg Baba- oder Babenburg. Als nun späterhin die Domherrenhöfe und der bischöfliche Hof in Bamberg die Burg genannt wurden, so hieß man zum Unterschiede davon diese Ritterveste die alte Burg. Am Fuße des Berges lag der Flecken Volkfeld. Diesen erweiterte Heinrich zu einer Stadt, und nannte sie auch Babenberg, woraus hernach Bamberg geworden ist.

Heinrich war ein Mann von vielem persönlichem Muthe und großen Vorzügen, wodurch er sich das Markgrafthum Ostfranken erwarb. Er starb im Jahre 886, und hinterließ vier Söhne, Albert, Adelbert, Heinrich und Reibold, mit denen das Geschlecht der Babenberger auf eine traurige Weise wieder erlosch. Die Geschichte ist folgende:

Albert, der älteste Bruder, war vom Kaiser Ludwig IV. (dem Kinde) mit einem ansehnlichen Heere nach Lothringen geschickt worden, um Hugo, den natürlichen Sohn König Lothars II. von Lothringen, zu zwingen, die Lehn dieses Herzogthums bei dem Kaiser zu suchen. Er war so glücklich gewesen, diesen Auftrag des Kaisers aufs Beste auszurichten, und kehrte siegreich zurück. Während dem hatte Rudolph, Bischof von Würzburg, im Gebiete des Grafen Albert nicht freundnachbarlich gewirthschaftet. Er hatte die Einwohner auf mancherlei Art gedrückt, und seine Brüder, Grafen von Rotenburg aus Thüringen, hatten sich den Titel, Grafen von Franken, angemaßt, wollten auch den Rang über den babenbergschen Grafen haben. Das verdroß Alberten, und in Verbindung mit seinen Brüdern begann eine grausame Fehde. Die erste Schlacht, die 901 vorfiel, lief sehr blutig ab. Albert wurde geschlagen, und Heinrich blieb auf der Wahlstatt. Adelbert verwundete zwar den Bruder des Bischofs, Graf Eberhard von Rotenburg, so, daß er bald darauf in Würzburg starb; aber dies kostete auch ihm das Leben. Er ward gefangen, und der Bruder Eber-

hards, Graf Gebhard von Rotenburg, ließ ihn im Lager enthaupten.

Den schimpflichen Tod seines Bruders zu rächen, sammelte Albert ein neues Heer, womit er 903 vor Würzburg erschien. Es gelang ihm, Herr der Stadt zu werden, den Bischof Rudolph fortzujagen, und große Beute im ganzen Lande zu machen. Seine Feinde sammelten sich indessen wieder, worüber freilich zwei Jahre vergingen, aber er schlug sie 905 bei Fritzlar abermals, und erstach im Verfolgen den Bruder des Bischofs, Konrad, mit eigener Hand. Eine grausame Plünderung mußten die unschuldigen Bewohner des Landes drei Tage lang erleiden, und siegreich zog Albert wieder heim. So hatten denn vier Brüder gegen vier Brüder vier Jahre lang gestritten, und auf beiden Seiten waren zwei davon Opfer des Kriegs geworden.

Kaiser Ludwig, ein naher Verwandter des gebliebenen Konrads, war hierüber gewaltig entrüstet. Er forderte den Grafen Albert auf, nach Tribur (einer damals sehr bedeutenden Stadt zwischen Mainz und Oppenheim, die jetzt nur noch ein unbedeutender Flecken ist) zu kommen, um ihn zur Rechenschaft zu ziehen. Albert aber, der leicht einsehen konnte, daß ihn der Kaiser eben nicht zum Besten empfangen werde, hielt für dienlicher, die Einladung abzuschlagen. Diese Widerspenstigkeit erregte Ludwigs ganze Rache. Er sammelte sogleich ein Heer, und belagerte Albert en auf der Altenburg. Die war aber gut befestigt, und da Albert auch ein besserer Kriegsheld als Ludwig war, und

dieser mit Gewalt nichts ausrichten konnte, so schlug er den Weg der Ueberlistung ein. Dazu bediente er sich des Erzbischofs Hatto von Mainz, da er wohl wußte, daß unter der geistlichen Larve der Bösewicht am leichtesten Versteckens spiele. Hatto kam auf die Burg. Mit menschenfreundlicher Geberde nahete er sich Alberten, sprach von der Gott wohlgefälligen Liebe gegen Feinde, von dem reinen Vergnügen der Aussöhnung mit ihnen, von den Pflichten gegen seine Unterthanen, die unter dem Drucke des Krieges seufzten, kurz, er suchte von Seiten der Moralität auf Alberts Herz zu wirken, fügte auch hinzu, daß der Kaiser gewiß gern die Hand zum Frieden biete, wenn Albert sich persönlich zu ihm in das Lager begäbe, und sich unterwürfig zeige, er wolle ihm die eidliche Versicherung geben, daß er wieder gesund auf seine Burg kommen solle.

Hatto besaß eine Gewandtheit in der Sprache, welcher Albert, der gut und redlich dachte, nicht lange widerstand. Er willigte daher ein, in das Lager des Kaisers sich zu begeben, und die Vorschläge desselben anzuhören.

Kaum graute der andere Morgen, so setzten sich beide zu Pferde, um hinabzureiten. Aber nur wenige Schritte waren sie vom Schlosse entfernt, so äußerte Hatto, daß er noch nichts gegessen habe, und sich ein Frühstück ausbitten müsse. Der unbefangene Albert, nichts ahnend, kehrte gleich wieder mit dem Gaste um, und sie verzehrten guten Muths ein Frühstück. Darauf setzten sie sich wieder zu Pferde, und ritten hinab in das

Gegen. Als sie ankamen, sprang Albert muthig vom Roß, nahete sich mit offenem Herzen und Wohlwollen dem Kaiser, machte ihm eine tiefe Verbeugung, aber — plötzlich umgaben ihn Trabanten, und führten den grausam Betrogenen ins Gefängniß. Empört über eine solche niederträchtige Ueberlistung, erinnerte er den Erzbischof Hatto an sein gegebenes eidliches Versprechen. Doch, dieser Böswicht legte jetzt die Larve des Menschenfreundes ab, und entgegnete mit höhnischem Lächeln: er habe sein Versprechen erfüllt, denn als er von ihm ein Frühstück begehrt, wäre er ja frisch und gesund in die Burg zurückgekehrt; daß er einfältig genug gewesen, zum zweitenmal seine Burg zu verlassen, sey seine eigene Schuld. Albert wäthete ob dieser teuflischen Falschheit und seiner gutherzigen Leichtgläubigkeit, aber umsonst. Er wurde nach Tribur geführt, zum Tode verurtheilt, und am 9ten September 908 auch wirklich enthauptet.

So endete die Herrschaft des Geschlechts der Grafen von Babenberg in dieser Gegend, denn Ludwig nahm Alberts Besitzungen an sich, und die Altenburg ließ er ziemlich verwüsten. Alberts Sohn, Albert II., floh und wurde aus dem Reiche verwiesen, doch haben seine Nachkommen noch einige Jahrhunderte in österreichischen Provinzen gelebt. Wo Alberts dritter Bruder, Graf Reinhold blieb, verschweigt die Geschichte.

Mit Unwillen und innerlicher Verachtung sahen die Großen Deutschlands ihr Oberhaupt so unkaiserlich handeln. Aber der eiserne Scepter, mit welchem Ludwig

Aber Otto erwiederte mit heftiger Stimme:

„Ja allerdings iſts der Ort, da der Kaiſer für ſeine Untreue büßen ſoll;"

und zugleich verſetzte er dem Kaiſer einen Hieb in den Hals, daß dieſer auf der Stelle todt niederfiel.

Der Biſchof von Speier hielt für gut, ſogleich das Zimmer zu verlaſſen. Entweder war es Furcht, oder der Gedanke: dieſe Sonne iſt untergegangen, eile ſchnell und huldige der zweiten. In beiden Fällen charakteriſirt ihn ſein Benehmen. Nicht ſo dachten die beiden andern. Entſetzen und Schauder ergriff ſie, als Otto den Mord begangen, und vielleicht waren dieſe es, welche ſie anfänglich betäubten und unfähig machten, den Todesſtreich vom Kaiſer abzulenken; aber bald kamen ſie zu ſich. Sie packten Otto, wollten ihn feſthalten; aber ohne Waffen war es ihnen nicht möglich, ſeiner bewaffneten Hand zu widerſtehen. Sie wurden beide im Ringen verwundet, und konnten es nicht hindern, daß er ihnen entwiſchte.

Otto's Strafe beſtand zuerſt darin, daß er in den Bann gethan wurde. Einige Monate aber ſpäter büßte er ſeine That mit dem Leben. Der ermordete Philipp hatte nemlich noch einen treuen Freund an ſeinem Hofmeiſter, einem Grafen von Pappenheim. Dieſer ſprach einſt mit Otto über jenen Meuchelmord, machte ihm Vorwürfe, äußerte im Eifer für die gerechte Sache, daß es doch noch wohl Jemanden geben werde, der den Tod des guten Kaiſers rächen würde; und da der Wittelsbacher ſich hierdurch beleidigt ſtellte, ſo forderte er ihn voll Ingrimm ſogleich

zum

zum Zweikampf auf. Otto nahm ihn an, fand aber hier selbst den Tod, denn Pappenheim erstach ihn.

Kaiser Otto, der nach Philipps Tode nun einstimmig anerkannt wurde, und seiner schwankenden Lage mit Einemmal ein Ende sah, war ins Geheim sehr erfreuet über des Wittelsbachers Schandthat. Gern hätte er es gesehen, daß dieser ganz ungestraft durchgeschlüpft wäre, wenn es mit Anstand hätte geschehen können. Da Pappenheim aber das kaiserliche Blut schon gerächt hatte, so verfuhr doch er nun mit Gerechtigkeit und Strenge. Er ließ 1209 das Schloß Wittelsbach bis auf den Grund abbrechen, ganz vertilgen, und sämmtliche Wittelsbachsche Güter gab er dem Herzog von Baiern, einem Vetter Otto's.

Was den Otto von Wittelsbach so heftig gegen den Kaiser Philipp erbittert hatte, und ihn zu einem Schritte verleitete, der seinen Namen immer mit Schimpf bedecken wird, war Folgendes: Otto hatte um eine der Prinzessinnen Philipps geworben, und Philipp war auch nicht abgeneigt, ihn zum Eidam anzunehmen. Allein, als er späterhin erfuhr, daß Otto einst in der Hitze einen seiner nahen Verwandten ermordet hatte, so lehnte er dessen Antrag wieder ab. Otto bat ihn hierauf um ein Empfehlungsschreiben an den Herzog Heinrich von Schlesien, wohin er sich, wahrscheinlich in ähnlicher Absicht, begeben wollte. Philipp versprach es. In Otto's Gegenwart ließ der Kaiser das Schreiben abfassen, gab es ihm sodann zum Durchlesen, und Otto war mit dem Inhalte ganz

zufrieden. Verdächtig kam es ihm aber vor, daß er es nicht auf der Stelle eingehändigt erhielt, sondern bloß die Versicherung, daß es ihm zugeschickt werden solle. Sein Verdacht wuchs, als er, nach Empfang des Schreibens, an der Außenseite bemerkte, daß inwendig viel radirt seyn müsse. Er erbrach daher den Brief, und fand da freilich, daß viele Stellen ganz abgeändert waren, daß es ein Uriasbrief geworden, und darin sogar des verübten Mordes an seinem Verwandten ohne Hehl erwähnt war. Dies erregte seinen Zorn aufs äußerste, und jener rachgierige Entschluß entstand und wurde vollbracht. So wenig nun dieser zu entschuldigen ist, so wenig ist es freilich auch das unrechtliche, nicht kaiserliche Benehmen Philipps, dessen Folge seine Ermordung war.

Von den Schicksalen der Altenburg ist noch Folgendes bekannt. Im Jahre 1430 belagerten und eroberten sie die Hussiten. Nachdem sie das Land ausgeplündert und große Summen erpreßt hatten, zogen sie wieder davon ab, ohne ihr eben Schaden zugefügt zu haben. Hundert Jahre später hatte sie dasselbe Schicksal. Markgraf Albrecht von Brandenburg belagerte ums Jahr 1552 die Stadt Nürnberg. Da es mit der Einnahme nicht so schnell gehen wollte, als er gedacht hatte, so sprach er die Bischöfe von Bamberg und Würzburg um Hülfstruppen oder um einen Geldbeitrag an. Er sprach sie darum an, das hieß: „gebt gutwillig, sonst nehm' ich." das letztere geschah auch. Denn da die Herren Bischöfe ihm zu lange zögerten, so rückte er mit seinen Truppen in ihre Bis-

mer ein, ließ diesen freien Willen, den Bewohner zu drücken und zu pressen, und zwang zuletzt den Bischof Wigand von Bamberg, ihm seine besten Aemter abzutreten. Bei dieser Gelegenheit wurde die Altenburg auch erstürmt und sogar in Brand gesteckt. Der nachfolgende Bischof Veit oder Vitus II. ließ sie aber wieder herstellen und auch einigermaßen befestigen.

Im dreißigjährigen Kriege litt die Altenburg ungemein. Im Jahre 1632 eroberten sie, nebst der Stadt Bamberg, die Schweden. Sie legten neue Festungswerke dabei an, welche aber bald darauf von den Kaiserlichen niedergerissen wurden. Neun Jahre später nahm sie die sogenannte Weimarsche Armee ein. Unter diesen Drangsalen litten natürlich die Gebäude sehr, und sie verfielen, da man sie nicht wieder herstellte. Ihre frühern Belagerungen beurkunden die vielen eisernen Pfeile, die man bei Anlegung der Weinberge am Fuße der Altenburg ausgrub, wovon in Bamberg noch mehrere aufbewahrt werden.

Das Schicksal aller verlassenen Burgen, zu verfallen in sich selbst, würde auch Altenburg mit vielen andern getheilt haben, wenn sich nicht ein Freund des Alterthums und einer herrlichen Natur gefunden, der sich ihrer mit Liebe angenommen, sie gepflegt, für uns und unsere Enkel noch erhalten hätte. Dies war Markus in Bamberg, ein Mann, edel und trefflich als Mensch, achtungswerth und selten als Arzt, dem viele Thränen folgten, als er im Sommer 1816 zu einer bessern Welt überging.

In seinem Besitze war seit mehr als zwanzig Jahren die Ruine der Altenburg, und während dem wandelte er sie in einen freundlichen Aufenthaltsort um, der für jedermann offen stand. Rings um die Ruinen — so fand ich es im Herbste 1814 selbst — treiben am Hange des Berges, Obstbäume und Weinreben empor, durch die sich Gänge winden und den Berg hinan leiten. Gleiche Wege durchschneiden ein klein Gehölz vor dem Eingange, wo man Ruheplätze, angenehme Aussichtspunkte und auch dem enthaupteten vorhin erwähnten Ahnherrn dieser Veste, Grafen Albert von Babenberg, ein Denkmahl gewidmet, findet. Auf einer festen Brücke, wo sonst die Zugbrücke war, gelangt man in den innern Hofraum, wo ein hoher runder Thurm, die Zierde und das schönste Stück der Ruine, steht. Andere wieder hergestellte Gebäude dienen theils zum Aufenthalt für Besuchende, theils zum Haushalt einer Familie, die hier oben wohnt, und Fremde bewirthet. Die ehemalige Burgkapelle, an der man noch das Familienwappen eines Fürstbischofs Anton von Rotenhan findet, der hier manche wichtige Beleihung ertheilte, ist ihre Wohnung.

Unter den vielen zur Umsicht benutzten Stellen ist die trefflichste, jener hohe Thurm. Auf 153 steinernen und zuletzt hölzernen Stufen gelangt man bis auf seine oberste Fläche. Hier bietet sich eine Aussicht dar, die hinreißend schön und bezaubernd ist, die jedoch mit Worten darzustellen ein vergebliches Unternehmen seyn möchte. Es mögen daher nur einige Grundzüge derselben hier stehen. Bamberg, mit seinen schönen zahlreichen Thürmen und

stattlichen Gebäuden, — worunter besonders die ehemalige Benediktinerabtei, das jetzige Spital, Michelsberg, prangend hervortritt, — überblickt man ganz. In einer weiten schönen, vom Main und der Rednitz durchflossenen Ebene liegt es mit Bergen umgeben, hinter welchen in weiter Ferne, Gebirge des Thüringer Waldes und die Festung Ehrenburg bei Koburg hervorragen. Das Schloß Seehof, Gich, das Kloster Banz, der sattelförmig gestaltete Staffelberg, der Breitenauer See, und eine Menge Oerter schmücken die Nähe und schimmern aus der Ferne her. Von mannigfachen Empfindungen ergriffen, die durch ein harmonienreiches Glockengeläute von den Thürmen des uralten Bischofssitzes erhöht und veredelt wurden, saß ich lange auf des Thurmes Zinne in freier betrachtender Hingebung, und mein trunkener Blick vermochte nicht, das reiche ideenvolle, herrliche Naturgemälde sattsam zu durchschauen. Immer neue Punkte entdeckte ich, die mich festhielten, immer neue Schönheiten, und nur der sinkende Tag und die Kühle der Abendluft mahnten mich, den Standpunkt zu verlassen, der einzig ist, den niemand ohne die höchste Befriedigung verlassen wird.

Daß dieser Thurm ein Werk späterer Zeiten ist, verkündet schon seine Bauart, und das Seitenthürmchen, worin sich die erste Wendeltreppe von 55 Stufen befindet, scheint noch früher angefügt zu seyn, obgleich auf der Mitte der Treppe das Wappen des Bisthums Bamberg, — der Löwe mit dem Querbalken — am Haupt-

thurm hervorragt. Am ersten Thurmkranze, den man bequem umgehen kann und von dem die Aussicht auch schon groß und schön ist, findet man das Wappen des Fürstbischofs Albert von Wertheim befestigt. Wahrscheinlich ließ er diesen Thurm erbauen. Von hier an steigt man auf einer hölzernen Treppe weiter, die auf dem Deckgewölbe des Burgverließes ruht. Der bekannte Mathematiker Schiegg ließ sie vor 60 Jahren erneuern, um auf dem Gipfel des Thurmes astronomische Bemerkungen und die trigonometrische Ausmessung der Gegend Bambergs vorzunehmen.

Die gute Erhaltung des Thurms verdankt man dem Fürst-Bischof Friedrich Carl, einem Grafen von Schönborn. Er ließ ihn im Jahre 1738 ausbessern, mit Kalk bewerfen — was ihm freilich das alterthümliche Ansehn raubte — und mit einer Schieferkuppel versehen, auch sein Wappen im obersten Rande der Mauer anbringen. Ein Blitzstrahl verzehrte aber im Mai 1790 diese Bedachung, und seitdem steht er freilich ohne eine solche Schutzwehr gegen den Andrang zerstörender Naturkraft, gewinnt aber dadurch an Eigenthümlichkeit.

Der alte Brunnen der Burg, an 70 Fuß tief, ist noch vorhanden und liefert den Bewohnern reichliches Wasser. Auch die großen schönen Keller sind noch erhalten, so wie ein unterirdisches Gewölbe für Verbrecher, und auch die Umfassungsmauer, aus schönen Quadern errichtet, steht noch größtentheils unverletzt und wird noch lange dem Untergange widerstreben, wenn auch künftig ein sol-

34.

Habichtstein.

Im Leutmeritzer Kreise, der unter Böhmens Kreisen den größten Reichthum an schönen Gegenden hat, liegen, gerade in einer seiner schönsten, die Ueberbleibsel der seltsamen Felsenburg Habichtstein.

Wenn man auf der Straße von Böhmisch-Leipa her der Kaunitzischen Besitzung Neuschloß sich nähert, öffnet sich ein beträchtliches Thal, allenthalben von einem Kranze der mannigfaltigsten, theils bebuschten, theils kahlen, theils majestätisch, theils gefällig geformten Berge eingeschlossen. Im Vordergrunde erstreckt sich ein fast meilenlanger seeähnlicher Teich, und endet mit Schleusen zwischen hohen Felsenwänden, deren Sprengung unsägliche Mühe und Zeit gekostet haben muß, und einem Römerwerke keine Schande machen würde. Rund umher hat menschlicher Anbau und Fleiß eine schöne Natur auch zur benutzten gemacht. Fast der ganze Halbsee ist von beträchtlichen Dörfern und einzeln zerstreuten Gebäuden umringt. Zu seiner Rechten steht das prächtige Neuschloß, und zu

bergschen Geschlechts in Franken, zu einer Zeit aussah, wo sie längst Eigenthum des Bisthums Bamberg war. Von einem alten Oelgemälde, das auf dem Rathhause in Bamberg hängt und gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts, wahrscheinlich von Michael Wohlgemuth, gemalt ist, und die Theilung der Apostel und im Hintergrunde Bamberg mit seinen nächsten Umgebungen und daher auch die Altenburg darstellt, ist es treu kopirt. Eine frühere Kopie dieses ganzen Gemäldes findet sich in Schedels Chronik von Bamberg. Auch vor den Beiträgen zur Geschichte Bambergs von Pfeufer ist eine Ansicht der Altenburg aus dem Jahre 1605.

Diese Beiträge u. Melissantes eröffneter Schauplatz denkwürdiger Geschichten, 1ster Band 1715, und eigene Bemerkungen,* an Ort und Stelle gemacht, erzeugten vorstehenden Aufsatz.

34.

Habichtstein
in Böhmen.

Aus des schroffen Felsens düstern Ritzen
Blicken raubgewöhnte Marder vor;
Brausend knickt der Wind die Tannenspitzen,
Eingeäschert liegt das Flügelthor.

34.

Habichtstein.

Im Leutmeritzer Kreise, der unter Böhmens Kreisen den größten Reichthum an schönen Gegenden hat, liegen, gerade in einer seiner schönsten, die Ueberbleibsel der seltsamen Felsenburg Habichtstein.

Wenn man auf der Straße von Böhmisch-Leipa her der Kaunitzischen Besitzung Neuschloß sich nähert, öffnet sich ein beträchtliches Thal, allenthalben von einem Kranze der mannigfaltigsten, theils bebuschten, theils kahlen, theils majestätisch, theils gefällig geformten Berge eingeschlossen. Im Vordergrunde erstreckt sich ein fast meilenlanger seeähnlicher Teich, und endet mit Schleusen zwischen hohen Felsenwänden, deren Sprengung unsägliche Mühe und Zeit gekostet haben muß, und einem Römerwerke keine Schande machen würde. Rund umher hat menschlicher Anbau und Fleiß eine schöne Natur auch zur benutzten gemacht. Fast der ganze Halbsee ist von beträchtlichen Dörfern und einzeln zerstreuten Gebäuden umringt. Zu seiner Rechten steht das prächtige Neuschloß, und zu

seiner Linken, schon etwas im Hintergrunde, der romantische Habichtstein.

Auf den ersten Anblick, eine Meile in der Ferne, vergleicht sich die Form vom Habichtstein ungemein viel mit dem Wrack eines großen Schiffes, das masten- und segellos auf einer Klippe zu schweben scheint. Oder, man möchte auch ausrufen: Noah's Arche auf Ararat! so ganz gleicht es von fern der Abbildung, die man in Bilderbibeln von diesem Schiffe zu finden gewohnt ist. Diese Aehnlichkeit schwindet freilich, je näher man dem Felsen kommt, und je deutlicher man die gewaltige Masse desselben mit allen ihren vielfachen Vorsprüngen, Rissen und Ungleichheiten zu betrachten vermag. Aber gewiß wächst auch dann die Verwunderung noch, statt sich zu mindern; und die großen, weit in die Luft hinaus strebenden Steinmassen machen den seltsamsten Abstand gegen den kleinen Marktflecken, der ganz sorglos unter diesem drohenden Obdach liegt, und den Fuß des Berges, im buchstäblichen Sinne des Worts, umkränzt. Denn ein ungeheurer, aus einem einzigen Stück bestehender Sandblock liegt hier, in Gestalt eines auf seiner Schärfe ruhenden Prisma, auf einem länglich runden, mit Gras bewachsenen Berge. Der Block selbst ist ebenfalls länglich rund, und nur an seiner gegen Nordwest stehenden Vorderseite — was von weitem die schon erwähnte Schiffsfigur vervollkommnet, und gleichsam den Spiegel des Orlogsschiffs bildet — ist er ein wenig abgestumpft. Sein Umfang beträgt da, wo er gegen unten am Erdhügel aufsitzt, 227 Schritte.

Weit beträchtlicher aber muß der obere Umkreis seyn, denn nirgends beträgt sein Ueberhang unter 10 bis 12 Fuß, an mehrern Orten aber 28 bis 30. Ein schauderhaft umgekehrter Kegel, wenn man dicht unter ihm aufblickt!

Bei dieser Form würde es auch dem geübtesten Kletterer unmöglich seyn, blos durch Hülfe seiner Füße irgendwo den Felsen zu erklimmen; und der einzige Weg zur alten Veste hinauf geht jetzt, mittelst einer großen Leiter, durch einen Theil des ehemaligen Brunnens. Die Wand, durch welche er vordem hinab bis auf die Wassertiefe sich erstreckte, ist muthmaßlich bei gewaltsamer Zerstörung des Schlosses abgesprengt, und seine größere untere Hälfte, zur Vermeidung alles Unglücks, verschüttet worden. Durch diesen Eingang, der wohl mit Recht für original gelten, und eines abenteuerlichen Schlosses abenteuerliches Thor genannt werden kann, steigt man 24 Stufen hoch bis zur Mündung, die ehemals nicht fern von der Aufziehebrücke seyn mochte. Durch steile, in Stein ausgehauene, nun aber größtentheils verwitterte Stufen einer vordem viereckigen Wendeltreppe klimmt man, beschwerlich genug, 32 Fuß weiter, bis zum ersten Absatz der Festung, oder dem vordern Burghofe. Hier ist eine ziemlich beträchtliche, mit fruchtbarem Boden bedeckte Fläche, auf welcher noch jetzt zwei Einwohner des Fleckens ihre, gleichsam schwebenden, Gärten haben. Etwas weiter gegen Nordwest erhebt sich der Fels wieder 24 Fuß hoch, nur etwas schmäler, so daß auf drei Seiten zwischen ihm und der untern Burghofs äußerer Ringmauer ein zwölf Fuß breiter Gang oder Waffen-

einem stehenden Schloß, sondern als einer Ruine, in der nun Raubvögel nisteten, beigelegt worden zu seyn. Will man eine Muthmaßung gelten lassen, so gehörte diese Burg vielleicht zu der großen Anzahl von Raubschlössern, die unter der schwachen Regierung Wenzels III., Heinrichs von Kärnthen, auch wohl noch während der öftern Abwesenheit Königs Johannes entstanden, unter Karl IV. aber größtentheils wieder zerstört wurden, wobei nicht selten ihre Besitzer sich mit dem Strange beschenkt sahen. Die gänzliche Zerstörung aller Burggebäude, die Absprengung der Thore, Zugbrücke u. s. w. zeigt, daß man hier sehr ernstlich zu Werke gegangen seyn müsse, und den Felsen zu einer gleichen Benutzung für künftige Zeiten unbrauchbar machen wollte.

Merkwürdig ist noch die ungeheure Menge von Vögeln aller Art, die auf diesem Felsen und in den Ritzen seiner Außenseite nisten. Einer Wolke gleich steigen sie auf, wenn man seine Ersteigung beginnt, und flattern mit ängstlichem Geschrei umher.

Der Flecken am Fuße des Felsens hat unstreitig seinen Namen von der Burg entlehnt. Ihre dichte Nachbarschaft ist ihm aber gewiß auch noch in anderer Rücksicht, als blos wegen der Gefahr, einmal vom Felsen zermalmt zu werden, nachtheilig. Schon bei ein Paar entstandenen Feuersbrünsten vermehrte der nahe Berg durch das Zurückschlagen der Hitze die Gluth, und war mitwirkende Ursache von dem fast gänzlichen Untergange des

Orts.

Orts. Um so sonderbarer, jedoch dem Geiste des gemeinen Mannes angemessen, ist es, daß die Verunglückten sich genau wieder auf der alten Stelle anbauten.

* * *

Genommen aus den historisch-malerischen Darstellungen aus Böhmen, von A. G. Meißner. Prag, 1798, worin sich auch zwei Abbildungen des Habichtsteins von F. K. Wolf befinden.

35.

Falkenstein am Harz.

Traurig hallet der Schritt in der verödeten Burg,
Spinnegewebe umhüllet die schlank aufstrebende Säule,
Und am zierlichen Knauf bauet die Schwalbe sich an.

A. Schreiber.

35.

Falkenstein
am Harz.

Nicht fern von dem Ausflusse der Selke aus dem schönen romantischen Thale, das sie von Güntersberge bis Meißdorf in tausend kleinen Krümmungen bildet, erhebt sich auf einem ihrer letzten und höchsten Berge am Ausgange des Harzes, das alte ehrwürdige Schloß Falkenstein, seit Jahrhunderten trotzend der Zeit und ihrer alles wandelnden Macht, ein ernstes Bild seiner Urbewohner und ihres eisernen Sinnes. So fest und unerschüttert wie seine Basis — ein hoher waldbewachsener, gegen Norden schroffer Berg — seit Jahrtausenden vielleicht, in das Thal der Selke hinabblickt, so stolz und fest schauen der alten Veste Erker und Thürme aus der deutschen kräftigen Vorzeit, die sie entstehen sah, in unser, der großen herrlichen Vorfahren wieder würdiges Zeitalter herüber.

Falkenstein wurde höchst wahrscheinlich gegen die Mitte des 12ten, oder das Ende des 11ten Jahrhunderts von den Herren von Konradsburg, die um diese Zeit ihre

nicht weit davon gelegene Veste Konradsburg, um dieselbe in ein Benediktinerkloster zu verwandeln, verließen, erbaut, und von ihnen demselben der Name Falkenstein, nach welchem sie sich nun auch zu nennen anfingen, ertheilt. Der Grafentitel, welchen seine Besitzer führten, ist neuer, als der Name ihrer Familie selbst; denn erst nach der Mitte des 12ten Jahrhunderts finden wir sie mit diesem Beisatz in alten Dokumenten und Urkunden aufgeführt.

Die Besitzer unserer Burg waren zu ihrer Zeit mächtige und angesehene Herren, und ihre Besitzungen, die sich in der umliegenden Gegend weit ausbreiteten, und wozu unter andern das Städtchen Ermsleben, und nach einigen Angaben sogar das Städtchen Hettstädt gehörte, bildeten die bedeutende Grafschaft Falkenstein. Auch nahmen unsere Grafen an den Fehden ihrer Nachbarn thätigen und kräftigen Antheil, und in der Geschichte Halberstadts, Blankenburgs und Quedlinburgs wird ihres Geschlechts oft gedacht. Ueber letzteres hatten sie längere Zeit hindurch die Erbschutzgerechtigkeit, welche sie hernach kaufweise an die Grafen von Blankenburg abtraten. Auch waren einige Gräfinnen von Falkenstein Aebtissinnen von Quedlinburg. In ihrem Wappen führten sie drei Falken, und schrieben sich gewöhnlich mit dem Buchstaben V (Valkenstein), und unterschieden sich also auch hierdurch von den andern Grafen von Falkenstein, deren Geschlechter in dem Mittelalter in der Schweiz, in Baiern, in der Pfalz und in der Wetterau blühten, und die sich gewöhnlicher mit dem Buchstaben F schrieben.

Höchst wahrscheinlich ist es, daß die Grafen von Falkenstein mit unter die ältesten adeligen Familien in dieser Gegend gehörten; wie weit zurück in die Vorzeit sich indessen der Ursprung ihrer Familie setzen läßt, und ob sie unter die eingebornen oder eingewanderten Familien gehörten, das möchte zu weit in die Untiefen der Genealogie führen, und am Ende würden doch nur schwankende Hypothesen das Resultat dieser schwierigen Nachforschungen seyn. Einigen Nachrichten zu Folge sollen sich die Grafen von Falkenstein sogar unter den zwölf Familien befunden haben, aus denen Karl der Große die Oberhäupter der Sachsen wählte, indeß ist diese Angabe mehr Hypothese als Resultat historischer Nachforschungen, wenigstens kommt ihr Name, der Name Falkenstein, nicht früher als im 12ten Jahrhundert vor, und die Ungewißheit und Veränderlichkeit der Namen in jenen Zeiten, wo die Ritter und Edeln so häufig nach ihren neu erbauten oder neu erbeuteten Vesten sich zu benennen anfingen, macht auch hier, wie in so vielen andern Fällen, eine genaue historische Untersuchung über den Grund oder Ungrund dieser Hypothese unendlich schwierig.

Aller Wahrscheinlichkeit nach besaßen die Grafen das Schloß Falkenstein frei von aller Lehnsverbindung; denn ohne Zweifel war die Gegend, wo sie ihre Veste gründeten, ein wüster waldiger Platz, dessen Besitz ihnen niemand streitig machte: und so waren sie allerdings von dieser Seite freie Dynasten, die unmittelbar unter dem Kaiser standen. In Rücksicht ihrer übrigen Besitzungen kam

den indeß wahrscheinlich Lehnsverhältnisse Statt; denn so waren manche ihrer Besitzungen mit der Advokatie oder Oberschutzgerechtigkeit über das Stift Quedlinburg, die, wie schon angeführt, mehrere aus dem Falkensteinschen Grafengeschlechte führten, verbunden, und daher unstreitig Quedlinburgisches Lehn; mit andern hatten die Grafen von Askanien sie beliehen, und selbst über Ermsleben behaupteten in spätern Zeiten die Fürsten von Anhalt, die Lehnshoheit ehedem besessen zu haben. Was man auch gegen diese Ansprüche der Fürsten von Anhalt anführen mag, so spricht doch immer der Umstand für sie, daß Ermsleben in ihren Gränzen lag, und sich nicht nachweisen läßt, auf welche Art die Grafen von Falkenstein zu dessen Besitze gelangt sind.

Einigen Nachrichten zu Folge soll ein gewisser Lampert, der um das Jahr 1144 gelebt habe, der erste Graf von Falkenstein gewesen seyn; da man indessen seinen Namen in Urkunden nicht findet, so kann man wohl erst Burchard I., der von 1152 bis 1179 erwähnt wird, mit Zuverlässigkeit als das älteste Glied der Falkensteinschen Familie annehmen. Er wird in mehrern Urkunden als Zeuge genannt, ohne jedoch schon den Grafentitel zu führen; vielmehr steht er immer unter den nobilibus oder magnatibus terrae, scheint aber doch in bedeutendem Ansehen unter seinen Zeitgenossen gestanden zu haben, da er sich auf mehrern Versammlungen der Fürsten und Herren in Sachsen befand.

Sein Sohn, der ebenfalls Burchard hieß und bis gegen das Ende des 12ten Jahrhunderts lebte, war der erste, der den Grafentitel führte.

Ein Graf Otto von Falkenstein, der vom Jahr 1174 bis 1206 mehrmals erwähnt wird, war der erste, der mit der Abtei Quedlinburg in näherer Verbindung stand, und die Stelle eines Schirmvogts bekleidete; wie er indeß dieselbe erhielt, ob der Kaiser ihn damit belieh, oder ob die Aebtissin sie ihm übertrug, darüber schweigen die alten Urkunden.

Der berühmteste seines Hauses, der durch seine Verdienste um die deutsche Gesetzkunde sich und seiner Familie eine gewisse Celebrität erworben hat, war Graf Hoyer von Falkenstein, der vom Anfange bis über die Mitte des 13ten Jahrhunderts lebte, und in dieser Zeit häufig in Urkunden genannt wird. Wahrscheinlich besaß er, nach seiner nicht unbedeutenden Macht zu urtheilen, die sämmtlichen Falkensteinschen Güter, und außer diesen Familiengütern noch mehrere Lehnsgüter theils von dem Grafen Heinrich I. von Askanien, erstem Fürsten von Anhalt, wie das Dorf Lozeck und mehrere Häuser aus der Stadt Coswig, theils von der Abtei Quedlinburg. Seine Verhältnisse zu der damaligen Aebtissin Sophie, der Tochter Friedrichs I. von Brena, dem jüngsten Sohne Markgraf Konrads des Großen von Meißen, deren unruhigen Geist ihre ganze Regierungsgeschichte hinlänglich dokumentirt, waren nicht die friedlichsten, und in diesen, so wie in den mancherlei Verdrießlichkeiten, die ihm die nachfolgenden

Diese Verse sagen mit zu großer Bestimmtheit, daß der Anfangs von Epko von Repko in lateinischer Sprache verfaßte Sachsenspiegel auf Veranlassung und auf die Bitte des Grafen Hoyer von Falkenstein ins Deutsche übersetzt sey, als daß man auch bei dem Mangel bestimmter historischer Daten über das Verhältniß des Grafen Hoyer zu Epko von Repko, und über seinen Antheil an dem von Letzterm verfaßten Sachsenspiegel, an dieser Thatsache zweifeln könnte. Wir wollen ihn also als Deutsche gern als den Mann ehren, der um die Sammlung unserer vaterländischen Gesetze und um die deutsche Sprache sich ein großes, bleibendes Verdienst erwarb, und sind gleich erstere jetzt nur Antiquitäten, so ist ja leider! in unsern Zeiten so Vieles Antiquität geworden, daß dies sein Verdienst nicht schmälern kann.

Man sagt, das Original des Sachsenspiegels habe bis zum Anfange des vorigen Jahrhunderts auf dem Falkenstein gelegen, wo es in die königliche Bibliothek zu Berlin abgefordert worden sey. Quedlinburg behauptet indessen auch, es besitze das Original in seiner Rathhaus-Bibliothek.

Im 14ten Jahrhunderte war Graf Burchard oder Bosse, wahrscheinlich ein Enkel des Grafen Hoyer, der Einzige seines Geschlechts. Alt und ohne Aussicht auf einen Leibeserben, handelte er in dem Geiste seines Zeitalters, und vermachte zum Heile seiner Seele die Grafschaft Falkenstein an das Domstift in Halberstadt im Jahre 1332. Einige Jahre später erlosch mit ihm das

nicht unberühmte Geschlecht der Grafen von Falkenstein am Unterharz.

Die geistlichen Herren aus Halberstadt machten nun ein Tafelgut aus dieser so wohlfeil acquirirten Besitzung; allein ihre schweren geistlichen Arbeiten mochten bei ihnen einen so starken weltlichen Appetit erregen, daß ihre zu reichlich besetzte Tafel die theilweise Verpfändung der Grafschaft nach sich zog. So geschah es wahrscheinlich, daß eine Familie von Burgesdorf einen Theil davon bekam, und zwei Brüder von der Asseburg das Amt Falkenstein, wozu fünf Dörfer gehörten, für 630 Mark Silber im Jahre 1386 wiederkäuflich erhielten, 1449 aber mit Konsens des Kapitels förmlich damit beliehen wurden. Seit dieser Zeit ist diese Familie in ununterbrochenem Besitze desselben geblieben, und bewohnte bis 1761 das Schloß.

Im 30jährigen Kriege war dieses noch so fest, daß sowohl das kaiserliche als schwedische Heer es besetzen wollten. Von den Feldherren beider Heere wurden deshalb Unterhandlungen gepflogen, und Tilly sandte sogar einen Officier, Namens Lucately, an Busso von der Asseburg, mit einem Beglaubigungsschreiben versehen, das noch jetzt auf dem Schlosse, wo das Familienarchiv befindlich ist, verwahrt wird. Busso ließ sich indeß in keine Unterhandlungen ein, behauptete vielmehr mit Hülfe seiner, aus einem Lieutenant und 30 Mann bestehenden, und von ihm besoldeten Garnison eine Neutralität mit gutem Erfolge, wovon wir freilich in unsern Tagen uns kaum

einen Begriff machen können. Vielleicht rühren die noch sichtbaren, an ganz verschiedenen Orten eingemauerten steinernen Kugeln von dieser Zeit her.

Im siebenjährigen Kriege, und zwar zu der Zeit, wo die alliirte Armee unter Herzog Ferdinand von Braunschweig in Blankenburg stand, hatte man den Plan, den Falkenstein zu besetzen und zu befestigen. Da die Veste aber damals schon ziemlich baufällig war, und ihre Befestigung einen zu bedeutenden Aufwand erfordert haben würde, so wurde das Projekt aufgegeben.

Nicht lange nachher, im Jahre 1761, starb der Letzte von der Asseburg, Falkensteinscher Linie. Ihr succedirte die Meißdorfsche Linie in der Person des 1797 verstorbenen russischen Geheimenraths und Ministers von der Asseburg, welche bis dahin Meißdorf und Wieserode besessen hatte. Der Successor blieb in Meißdorf wohnen, und seitdem steht das Schloß Falkenstein verlassen.

Mit dem eben genannten Geheimenrath von der Asseburg starb die Meißdorfsche Linie auch aus, und ihr folgte die Reindorfsche in der Person des Domherrn von der Asseburg in Reindorf bei Halberstadt *).

*) Durch den im Jahr 1816 erfolgten Tod des Domherrn von der Asseburg ohne Hinterlassung von Descendenz, kam bei der Theilung unter die beiden nächsten Lehnsvettern das Schloß Falkenstein mit Meißdorf an den königl. preuß. Rittmeister von der Asseburg.

Das Schloß, zu dem aus dem Selkethal herauf ein bequemer Fahrweg und Fußpfad führt, überrascht um so mehr in der Nähe durch seinen imposanten Anblick, da man während des Steigens, den ganzen Weg vom Fuße des Berges an bis zu seiner Spitze, den Anblick desselben wegen der vorliegenden waldigen Anhöhen entbehren muß.

Der Felsen, auf dem die Veste ruht, macht gegen Nordost einen Vorsprung, von dem man die entzückendste Aussicht in das herrliche Selkethal und auf die gegenüber liegenden Selkenberge, unter denen die sogenannte Selkensicht einer besondern Erwähnung verdient, genießt. Auf der ganzen Süd- und Westseite zieht sich ein tiefes wildes Seitenthal um die Burg, und hohe vorliegende Bergmassen verhindern jede weitere Aussicht. Hier an diesem einsamen Abhange, aus dessen tiefem Thale nur der Widerhall der fällenden Axt, oder das Geläute der weidenden Heerden zu unserm Ohr heraufdringt, wo nichts das im Anschauen und in Erinnerung versenkte Gemüth zu den kleinlichen Alltagssorgen und Empfindungen herniederzieht, hinter uns die alten festen Mauern der grauen Burg, die ehrwürdigen Ruinen einer großen mergischen Vorzeit — welche Masse von Gefühlen und Erinnerungen muß da nicht den sinnigen Wanderer ergreifen? Wo kann sich der deutsche Muth mehr erheben *),

*) Wie herrlich sich der deutsche Muth erhoben, das sind die in der Weltgeschichte ewig denkwürdigen Jahre von 1813, 14 und 15 unvergängliche Zeugen.

mehr aufrichten, als an diesen hohen, selbst in ihrem Dahinsinken noch stolzen und kräftigen Vesten seiner Ahnherren? Sind es gleich nur öde Ruinen, die schon hier und da Gras oder Gesträuch bedeckt, so ist dies alte Gemäuer doch voll von Scenen einer großen Vorzeit, und ich kenne nichts, was eine solche Fülle von Empfindungen, ein solches Gemisch von wehmüthig süßen Gefühlen zu erzeugen vermöchte, als dies einsame Herumirren auf dem Grabe der Zeit, auf dem Gebiete der Erinnerung, das einzige empfindende Wesen unter lauter Schatten der Vorwelt.

Eine hohe Mauer, die hier und da Spuren der Verwitterung an sich trägt, jedoch übrigens noch mehrentheils gut erhalten ist, bildet die äußerste Umgebung der Burg. Nur auf der einen Seite nach Norden zu, nicht weit vom Eingange, ist ein Stück Mauer eingefallen, und auch auf der andern Seite, südlich vom Eingange, findet man nur noch Reste einer Mauer, oder darauf gestandener Gebäude, namentlich des Gewächshauses oder der Schmiede, die jedoch wahrscheinlich erst aus neuern Zeiten herrühren. In dieser äußern Mauer befindet sich der Eingang, dem zur rechten Seite die sogenannte Kastellanin, die den Fremden die Merkwürdigkeiten des Schlosses zeigt, wohnt. Von hier führt ein Thor auf einen Vorhof, von welchem man auf einer im Freien befindlichen Treppe von ungefähr vierzig gemauerten Stufen durch eine sehr kleine, kaum für Einen Menschen Platz habende Thür in die Küche, und von da in den innern Burghof

ge-

gelangt. Wahrscheinlich war dieser Eingang, dessen sich die Fußgänger bedienten, deshalb so eng und klein, um bei feindlichen Ueberfällen denselben desto leichter vertheidigen zu können. Die eigentliche Einfahrt zur Burg geht links neben dieser steinernen Treppe durch einen engen schmalen Vorhof oder Zwinger, zwischen der äußern hohen Mauer und dem auf einem Felsen liegenden Gebäude, das aus zwei unregelmäßigen Fensterreihen und zwei Giebeln besteht, und das seit den achtziger Jahren durch Abbrechung einiger Erker große Veränderung erlitten hat. Unter diesem Thore sieht man noch jetzt links des Eingangs ein ehemaliges altes Gefängniß, und gleich neben demselben erhob sich sonst ein herrschaftliches Gebäude, das jetzt in Trümmern liegt. An dieses Thor schließt sich ein freier Platz zwischen der äußern und innern Burgmauer an, auf welchem ehemals die Pferdeställe und das Brauhaus standen, und der jetzt mit Gras und Fliedersträuchen bedeckt ist. Von diesem Hofe führt ein kleines Thor (das für Wagen zu klein ist, daher wahrscheinlich nicht weiter als bis hierher gefahren werden konnte) auf einen andern Hof, auf dem man noch die verfallenen Mauern des alten Amthauses zeigt. Von hier aus gelangt man durch ein fünftes Thor auf einen kleinen freien Platz, der ehedem der Viehhof gewesen seyn mag, und von welchem aus ein sechstes Thor links in die Kirche führt. Aus dieser kommt man endlich durch ein siebentes Thor in den innern Burghof. Diese weitläufigen innern Umgebungen der alten Burg lassen uns auf ihren Umfang und ihre ehemalige

bedeutende Wichtigkeit schließen, so wie man von der andern Seite sich auch durch den Augenschein überzeugt, daß manches von den bereits wieder in Ruinen liegenden Gebäuden ein Werk späterer Zeit war, und nicht aus dem Zeitalter der ersten Entstehungsperiode der Burg herrühre — eine Vermuthung, die besonders durch die angebliche Bestimmung mancher Gebäude unterstützt wird.

Der innere Burghof bildet ein kleines ungleichseitiges Viereck, auf dem sich in der Mitte ein großer gemauerter Brunnen befindet, der die Burg mit Wasser versorgt. Ueber den Fenstern der Küche sieht man noch einen alten eingemauerten Stein mit dem Asseburgschen Familienwappen, einem Wolfe, und mit der Ueberschrift: Bernhard von der Asseburg 1491. Gegen Mittag, Abend und Mitternacht umgeben mit Schiefer gedeckte und nicht ganz massive Gebäude, von denen zwei durch einen Treppenthurm, der im Jahre 1601 von August von der Asseburg erbauet wurde, verbunden sind, den innern Schloßhof, und gegen Nordost schließt ein hoher massiver Thurm denselben.

In diesem befand sich ehemals das Burgverließ, und es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, daß derselbe, wenigstens sein unterer Theil, aus der ältesten Entstehungsperiode herrühre. Eine äußere Inschrift sagt, daß August von der Asseburg denselben 1592 habe renoviren und 12 Ellen höher mauern lassen. In einem kleinen Nebenthurme geht die Treppe zu dem großen Thurme in die Höhe, mit dem sie durch eine kleine Brücke im Freien

verbunden ist. Fast in der Spitze dieses Thurms hatten die letzten Bewohner des Falkensteins eine Sommerstube, die nach allen Seiten hin Oeffnungen hat, und außen herum mit einer ziemlich breiten Brüstung, auf der man um den Thurm herumgehen kann, umgeben ist. Von hier aus genießt man der reizendsten, der entzückendsten Aussicht. Nach Nordost hin schweift der Blick über das Selkethal und dessen malerisch in einander geschobene Berge, mit ihren waldbekränzten Spitzen, die letzten Hügel des Harzes, hinaus in eine weite ungemessene Ferne, in die reizendste, fruchtbarste, mit Dörfern und Getreidefeldern bunt durchschossene Ebene, und das Auge und das Gefühl schwelgt in dem Anschauen des großen schönen Gemäldes, über das der sanfte Charakter der friedlichen Ruhe so unwiderstehlich ausgegossen ist. Die Thürme von Aschersleben, Bernburg und eine Menge dazwischen liegender kleiner Städte und Dörfer zeigen sich deutlich, und bei heitern Tagen erblickt das Auge am fernen Horizont, das sechs Meilen weit entfernte Magdeburg.

Nach Nordwest hin zeigt sich der geschlängelte Lauf der Selke, und die schroff an ihrem Ufer aufsteigenden Selkenberge, von denen ein breiter Bergrücken fast quer durch das Thal sich wie ein Vorhang vorschiebt, und über dieselben hinaus erscheinen im Nebel des fernen Horizonts die Spitzen des Doms von Halberstadt, und in weiter Ferne erhebt sein stolzes Haupt Norddeutschlands höchster Berggipfel, der ehrwürdige Brocken. Weiter im Selkethale herauf ragen über die niedrigen Hügel und Berge

der Anhalt und die ihm nahe liegenden Bergkuppen hervor, und jenseits derselben scheint der Ramberg sich an den Brocken anzuschließen. Gegen Süden begränzen die nahe liegenden Waldgebirge, die die Burg auf dieser Seite umgeben, die ferne Aussicht. Anziehender und zauberischer wird noch das große schöne Gemälde, zu mannigfaltig, um es in einen Blick zu fassen, in der matten Beleuchtung der sinkenden Sonne; denn gerade diese schwankenden matten Umrisse, diese dunkeln und immer mehr verdunkelnden Bergmassen sind es, die das Gefühl so unbeschreiblich anziehen und fesseln.

Die Wohngebäude des Schlosses, zu denen aus dem innern Hofe eine steinerne Wendeltreppe durch zwei Etagen hindurchführt, sind noch völlig in bewohnbarem Zustande, und der letzte Besitzer erwarb sich ein Verdienst dadurch, daß er jährlich etwas zu ihrer Unterhaltung that. Ein Saal, der sogenannte Rittersaal, der mit den Bildnissen der Ahnherren der Asseburgschen Familie geziert ist, und einige anstoßende Zimmer sind sogar möblirt, und werden gern fröhlichen Zirkeln aus der umliegenden Gegend, die sich im Sommer oft hier versammeln, der schönen Natur und der geselligen Freuden zu genießen, zum Gebrauch überlassen; und da, wo vor Jahrhunderten mannhafte Ritter und ihre sittsamen Hausfrauen fest und ehrbar einherschritten, da berühren jetzt im leichten geflügelten Tanze unsere jungen Elegants und unsere tanzlustigen Schönen kaum den Boden.

In der obern Etage des Schlosses befindet sich das sogenannte Fräuleinzimmer, in dem die letzten Bewohnerinnen, die Fräulein von der Asseburg, sich aufhielten, und zu welchem ein langer Gang, der sogenannte Fräuleingang, führt, dessen kleine hin und wieder in der Mauer angebrachten Oeffnungen eine lachende Aussicht in das Selkethal gewähren.

In der ersten Etage der Burg ist ein zweiter kleiner Saal, das ehemalige Speisezimmer, so wie das Familienarchiv der Asseburgschen Familie befindlich.

Die Burg hat ihre eigene kleine Kapelle, die noch sehr gut erhalten ist, und in welcher sonst der Prediger des Amtsdorfes Pansfelde, der zugleich Schloßkaplan war, Gottesdienst hielt. Die kleine Orgel, die ehedem in der Kapelle stand, ist erst seit etwa zehn Jahren aus derselben weggenommen. Die Nummern der Lieder, die beim letzten Gottesdienste gesungen wurden, findet man noch angeschrieben. Auf einem der Gemälde an der Brüstung des Chors sieht man einen Hund, an dessen Halsbande die Jahreszahl 1598 steht. Viele halten dies für das Jahr der Erbauung der Kirche; richtiger mag es wohl das Alter dieser Malerei andeuten sollen.

Ich kann die Beschreibung der Burg Falkenstein nicht schließen, ohne der nicht weit von dem Schlosse gelegenen, in der Gegend sehr bekannten wunderbaren Tidianshöhle zu erwähnen.

Ihr Eingang, der sehr niedrig und beschwerlich ist, befindet sich am Fuße eines der Selkenberge, und die Ent-

stehung ihres Namens, Tidian, verliert sich im grauen Alterthume.

Eine unter dem gemeinen Manne sehr verbreitete Sage macht diese weitläufige unterirdische Höhle zu einer Goldgrube, in der mancher Schatzgräber, die sogar aus Venedig hierher gewandert seyn sollen, große Schätze gefunden hat. Wenigstens sprechen die Spuren vom Durchwühlen und Umgraben der Erde, die man hier herum findet, für die Wahrheit der Sage in Rücksicht des Suchens, wenn man auch an dem Finden zweifeln muß. Man erzählt von einer großen Statüe von gediegenem Golde, die mehrere Personen in einem Gange der Höhle gesehen, und auch davon große Klumpen Gold abgeschlagen haben sollen. Bei näherer Untersuchung habe man gefunden, daß dieses Gold an Feinheit und Reinheit alles andere übertreffe; die wiederholten Versuche dieser glücklichen Schatzgräber wären aber nicht mit eben dem Erfolge belohnt worden, denn alles Suchens ungeachtet hätten sie den Eingang zur Höhle des goldenen Mannes nicht wiederfinden können.

Unter allen diesen fabelhaften Sagen von der goldreichen Höhle des Tidian ist folgende am meisten in der Gegend verbreitet, und trägt am unverkennbarsten den romantischen Charakter der grauen Vorzeit, in welchem wir fast immer die rächende Nemesis, dem Verbrechen auf dem Fuße folgend, erblicken.

Vor mehrern Jahrhunderten lebte auf der alten Burg, deren Beschreibung wir eben gelesen haben, im

Dienste eines Grafen von Falkenstein ein frommer, gottesfürchtiger Schäfer. Eines Tages, es war der St. Johannistag, als er ruhig seine Heerde am Fuße der Berge weidete, erblickte er in der Mittagsstunde im Thalgrunde eine wunderschöne Blume, die sogleich seine ganze Aufmerksamkeit fesselte. Voll Verwunderung über den seltenen Schimmer ihrer herrlichen glänzenden Farben, eilte er auf dieselbe zu, pflückte sie, und befestigte sie, nicht wissend, welches köstliche Kleinod er besitze, auf seinem Hute. Kaum hatte er sich wieder ruhig neben seiner Heerde im Schatten einer Eiche gelagert, als er nicht fern von sich den Eingang einer Höhle erblickte, die er bis zu dieser Stunde, so oft er auch schon in dieser Gegend seine Schaafe gehütet, nie wahrgenommen hatte. Voll Verwunderung über diesen neuen Anblick, und voll Neugierde, das Innere dieser Höhle näher zu untersuchen, betrat er dieselbe, und fand sie mit einem glänzenden Sande angefüllt. Außer sich vor Freude, und ahnend, daß dieser Sand mehr als gewöhnlicher Sand sey, füllte er seine Taschen mit dem schimmernden Funde, und trug denselben, ohne Jemandem ein Wort von seinem Abenteuer zu erzählen, nach Magdeburg zu einem Goldschmidt. Dieser, dem beim ersten Anblicke gleich der Schimmer des edelsten Metalls entgegenstrahlte, und der bei näherer Untersuchung die vorzügliche Reinheit und Güte desselben entdeckte, bezahlte den Schäfer ansehnlich, und bat ihn, in der Hoffnung eines künftigen größern Gewinns, ja recht bald und oft mit gefüllten Taschen zu

ihm zurückzukehren. Glücklich und überglücklich über seinen Fund, kehrte der ehrliche Schäfer zu seiner Heerde, und, sein Glück nicht mißbrauchend, nur dann erst zu seiner Goldgrube zurück, als das für seine erste Ladung gelöfete Geld aufgezehrt war.

So setzte er geraume Zeit, seine Entdeckung in den flichernden Schleier des Geheimnisses hüllend, seine Gänge zur Höhle des Ueberflusses und von da zu dem Goldschmidt nach Magdeburg fort.

Nun begab es sich, daß sein Herr, der Graf von Falkenstein, zu seiner bevorstehenden Vermählung mit seiner schönen Braut bei demselben Goldschmidt, den sein Schäfer so reichlich mit Golde versorgte, Ringe und anderes kostbares Geschmeide bestellte. Er erstaunte, als ihn der Goldschmidt fragte, ob er gewöhnliches oder Tidianisches Gold haben wolle, denn ihm war wohl bekannt, daß in seinen Waldungen ein ganzer Distrikt seit langer Zeit den Namen des Tidian führe. Auf seine Frage, was das für Gold sey, und woher er es erhielte, belehrte ihn der Goldschmidt, daß das Tidianische Gold das schönste und reinste sey, was man bis jetzt kenne, und daß ein alter Schäfer ihn von Zeit zu Zeit davon bringe. Der Graf von Falkenstein, nur noch neugieriger durch diese Antwort gemacht, bat den Goldschmidt, ihn rufen zu lassen, sobald sein Goldlieferant wiederkäme. Nicht lange, so erhielt der Graf die Nachricht, daß der Schäfer da sey, und er säumte nicht, sich sogleich zu dem

Goldarbeiter zu begeben. Hier fand er nun zu seinem großen Erstaunen, in der Person des Goldmännchens seinen alten wohlbekannten Schäfer, der eben so sehr erstaunte, hier mit seinem Herrn zusammenzutreffen, und sein so lange bewahrtes Geheimniß entdeckt zu sehen. Arglos erzählte er auf das Geheiß seines Herrn diesem sein glückliches Abenteuer, und erbot sich, ihn zu der wunderbaren Höhle des Tidian zu geleiten. Kaum war der Graf von Falkenstein auf seiner Burg angelangt, als er in Begleitung seines Schäfers den Weg zur Höhle antrat, und die magische Kraft der Wunderblume, die der Schäfer noch immer, jedoch unbewußt, welche geheime Kraft dieselbe besitze, auf seinem Hute trug, zeigte auch beiden den Eingang zu den unterirdischen Schätzen, von denen sie, so viel sie fortbringen konnten, mit sich nahmen.

Der Graf, entzückt über den glücklichen Ausgang seiner ersten Wanderung, erdrückte fast mit seinen Liebkosungen den ehrlichen Schäfer, den er als den Urheber seines künftigen unermeßlichen Reichthums pries, und wiederholte bald in seiner Begleitung die Wallfahrt zur Höhle des Tidian mit eben so glücklichem Erfolge. Doch seine mit dem zunehmenden Reichthum wachsende Habsucht, seine unersättliche Goldgier peinigte ihn Tag und Nacht mit dem Gedanken, seine Schätze mit Jemandem theilen zu müssen, und der quälende Argwohn, daß sein Schäfer das Geheimniß der Höhle weiter verbreiten und ihn so um

den größten Theil seiner von der Zukunft gehofften unermeßlichen Schätze bringen könne, verdrängte bald jedes menschliche Gefühl aus seiner Brust, und verleitete ihn zu der fürchterlichen Grausamkeit, seinem Wohlthäter die Augen ausstechen zu lassen. Da that der arme geblendete Mann, seinen Peiniger verfluchend, den Wunsch, daß die Höhle sich augenblicklich schließen, und so lange verschlossen bleiben möchte, bis drei gebrechliche Herren, ein Lahmer, ein Stummer und ein Blinder, auf dem Falkenstein residirt haben würden. Sein Wunsch ward erhört, denn obgleich der Eingang zu der Höhle des Tidian noch heut zu Tage existirt, so findet man doch nirgends mehr die Oeffnung zu der goldreichen Grotte, und obgleich bereits ein lahmer und ein stummer Herr von der Asseburg (von welchem Letztern sich das Bildniß noch in dem Rittersaale befindet) auf dem Falkenstein residirt haben sollen, so möchte doch wohl der dritte und letzte, der zur Oeffnung der Höhle erfordert wird, umsonst erwartet werden, da nun schon seit länger als 50 Jahren die alte Burg unbewohnt steht.

* * *

Außer der eigenen Ansicht und der mir von einigen Mitgliedern der jetzt den Falkenstein besitzenden Familie mitgetheilten Notizen sind bei dessen Beschreibung benutzt: Versuch einer Geschichte des Grafen Hoyer von Falkenstein, vom Dr. Richter in Leipzig, in der von Wolt-

mann herausgegebenen Zeitschrift: Geschichte und Politik, befindlich; fünftes Stück, 1803. — von Rohrs geographische und historische Merkwürdigkeiten des Vor- oder Unterharzes. 1748.

Im Verlage von Donati in Magdeburg, erschien 1815, von Buttkhard gezeichnet und von Schmidt gestochen, ein schönes, großes, kolorirtes Blatt von der Burg Falkenstein, von den gegenüberliegenden Bergen aufgenommen. Es ist von vorzüglicher Wirkung, sehr treu in der Darstellung und giebt das deutlichste Bild derselben.

Die Abbildung, welche den Titel dieses Bandes ziert, ist die Kopie eines größern Blattes von Klusemann in Magdeburg, das 16 Gr. schwarz, und 1 Rthlr. 8 Gr. illuminirt, kostet.

— 8 —

ihm zurückzukehren. Glücklich und überglücklich über seinen Fund, kehrte der ehrliche Schäfer zu seiner Heerde, und, sein Glück nicht mißbrauchend, nur dann erst zu seiner Goldgrube zurück, als das für seine erste Ladung gelöfete Geld aufgezehrt war.

So setzte er geraume Zeit, seine Entdeckung in den sichernden Schleier des Geheimnisses hüllend, seine Gänge zur Höhle des Ueberflusses und von da zu dem Goldschmidt nach Magdeburg fort.

Nun begab es sich, daß sein Herr, der Graf von Falkenstein, zu seiner bevorstehenden Vermählung mit seiner schönen Braut bei demselben Goldschmidt, den sein Schäfer so reichlich mit Golde versorgte, Ringe und anderes kostbares Geschmeide bestellte. Er erstaunte, als ihn der Goldschmidt fragte, ob er gewöhnliches oder Tidianisches Gold haben wolle, denn ihm war wohl bekannt, daß in seinen Waldungen ein ganzer Distrikt seit langer Zeit den Namen des Tidian führe. Auf seine Frage, was das für Gold sey, und woher er es erhielte, belehrte ihn der Goldschmidt, daß das Tidianische Gold das schönste und reinste sey, was man bis jetzt kenne, und daß ein alter Schäfer ihn von Zeit zu Zeit davon bringe. Der Graf von Falkenstein, nur noch neugieriger durch diese Antwort gemacht, bat den Goldschmidt, ihn rufen zu lassen, sobald sein Goldlieferant wiederkäme. Nicht lange, so erhielt der Graf die Nachricht, daß der Schäfer da sey, und er säumte nicht, sich sogleich zu dem

Goldarbeiter zu begeben. Hier fand er nun zu seinem großen Erstaunen, in der Person des Goldmännchens seinen alten wohlbekannten Schäfer, der eben so sehr erstaunte, hier mit seinem Herrn zusammenzutreffen, und sein so lange bewahrtes Geheimniß entdeckt zu sehen. Arglos erzählte er auf das Geheiß seines Herrn diesem sein glückliches Abenteuer, und erbot sich, ihn zu der wunderbaren Höhle des Tidian zu geleiten. Kaum war der Graf von Falkenstein auf seiner Burg angelangt, als er in Begleitung seines Schäfers den Weg zur Höhle antrat, und die magische Kraft der Wunderblume, die der Schäfer noch immer, jedoch unbewußt, welche geheime Kraft dieselbe besitze, auf seinem Hute trug, zeigte auch beiden den Eingang zu den unterirdischen Schätzen, von denen sie, so viel sie fortbringen konnten, mit sich nahmen.

Der Graf, entzückt über den glücklichen Ausgang seiner ersten Wanderung, erdrückte fast mit seinen Liebkosungen den ehrlichen Schäfer, den er als den Urheber seines künftigen unermeßlichen Reichthums pries, und wiederholte bald in seiner Begleitung die Wallfahrt zur Höhle des Tidian mit eben so glücklichem Erfolge. Doch seine mit dem zunehmenden Reichthum wachsende Habsucht, seine unersättliche Goldgier peinigte ihn Tag und Nacht mit dem Gedanken, seine Schätze mit Jemandem theilen zu müssen, und der quälende Argwohn, daß sein Schäfer das Geheimniß der Höhle weiter verbreiten und ihn so um

den größten Theil seiner von der Zukunft gehofften unermeßlichen Schätze bringen könne, verdrängte bald jedes menschliche Gefühl aus seiner Brust, und verleitete ihn zu der fürchterlichen Grausamkeit, seinem Wohlthäter die Augen ausstechen zu lassen. Da that der arme geblendete Mann, seinen Peiniger verfluchend, den Wunsch, daß die Höhle sich augenblicklich schließen, und so lange verschlossen bleiben möchte, bis drei gebrechliche Herren, ein Lahmer, ein Stummer und ein Blinder, auf dem Falkenstein residirt haben würden. Sein Wunsch ward erhört, denn obgleich der Eingang zu der Höhle des Tidian noch heut zu Tage existirt, so findet man doch nirgends mehr die Oeffnung zu der goldreichen Grotte, und obgleich bereits ein lahmer und ein stummer Herr von der Asseburg (von welchem Letztern sich das Bildniß noch in dem Rittersaale befindet) auf dem Falkenstein residirt haben sollen, so möchte doch wohl der dritte und letzte, der zur Oeffnung der Höhle erfordert wird, umsonst erwartet werden, da nun schon seit länger als 50 Jahren die alte Burg unbewohnt steht.

* * *

Außer der eigenen Ansicht und der mir von einigen Mitgliedern der jetzt den Falkenstein besitzenden Familie mitgetheilten Notizen sind bei dessen Beschreibung benutzt: Versuch einer Geschichte des Grafen Hoyer von Falkenstein, vom Dr. Richter in Leipzig, in der von Wolt-

mann herausgegebenen Zeitschrift: Geschichte und Politik, befindlich; fünftes Stück, 1803. — von Rohrs geographische und historische Merkwürdigkeiten des Vor- oder Unterharzes. 1748.

Im Verlage von Donati in Magdeburg, erschien 1815, von Burckhard gezeichnet und von Schmidt gestochen, ein schönes, großes, kolorirtes Blatt von der Burg Falkenstein, von den gegenüberliegenden Bergen aufgenommen. Es ist von vorzüglicher Wirkung, sehr treu in der Darstellung und giebt das deutlichste Bild derselben.

Die Abbildung, welche den Titel dieses Bandes ziert, ist die Kopie eines größern Blattes von Klusemann in Magdeburg, das 16 Gr. schwarz, und 1 Rthlr. 8 Gr. illuminirt, kostet.

— 8 —

36.

Kyffhausen

zwischen Nordhausen und Sangerhausen.

Seht ihr dort die Felsenspitze schimmern?
Seht! das war ein deutsches Ritterschloß.
Deutsche Kraft, erkoren zum Zermalmen,
Schlug, wie Wetterstrahl auf dürre Halmen,
Auf die abgelebte Römerschaar,
Die — nicht mehr der Stolz der Erde war.

Bouterwek.

gewöhnlich genannt wird, erblickt man, eine kleine Stunde aus einander, die Ruinen der beiden Burgen Kyffhausen und Rotenburg. Ich bestieg beide im Sommer 1811, und will daher auch beide, als nachbarliche Schwestern, die während ihrer Lebenszeit in nahen verwandtschaftlichen Verhältnissen standen, hier neben einander auftreten lassen.

Zuerst führe ich meine Leser auf Kyffhausen, dem wohl, als einer kaiserlichen Burg, der Rang vor der kleinen Rotenburg gebührt.

Ich bestieg den Berg, auf dem die Ruinen stehen, und der schon von einer bedeutenden Höhe ist *), von dem Dörfchen Tilleda aus. Auf der Hälfte des Wegs sind vortreffliche Mühlensteinbrüche. Große Weitungen hat man in den Berg hineingearbeitet, und fördert jährlich eine bedeutende Anzahl Mühlensteine, die schon bis Berlin verfahren wurden, für den Preis von fünf bis zu dreißig Thaler für das Stück. Vor etwa fünf und zwanzig Jahren besuchte der jetzige König von Sachsen, auf einer Reise durch sein Land, auch die Ruinen von Kyffhausen, oder, wie sie in der Gegend gewöhnlich genannt werden, den Kyffhäuser. Da wurden denn, wie immer, wenn große Herren ihr Land selten bereisen, alle Wege vor ihm her in guten Stand gesetzt, damit er nicht sehen soll.

*) Charpentier giebt seine Höhe über Wittenberg zu 1507 Pariser Fuß an.

sollte, daß sie in schlechtem Stande waren. Diese Besserung erstreckte sich bis auf den Gipfel des Kyffhäuser Berges, wovon man noch jetzt merkliche Spuren findet; denn ein sanft ansteigender Fahrweg führt hinan bis dicht an die Mauern der Veste.

Hier hat man noch wenige Schritte bis zum höchsten Punkte des Berges, auf welchem der Rest eines viereckigen Thurms steht. Man fürchtet sich, ihm nahe zu kommen; man meint, er müsse so eben einstürzen, denn die vier Seitenwände haben sich getrennt, und stehen da, ohne daß man begreift, was sie noch aufrecht erhält. Aber seit hundert Jahren schon soll er so fallen zu wollen scheinen, und doch nicht fallen. Seine Höhe beträgt ungefähr noch achtzig Fuß, und unten sind seine Mauern dreizehn Fuß dick. Schatzgräber haben sich durch diese gewaltige Masse hindurchgearbeitet und eine Oeffnung in den Thurm gebrochen, daher man die Stärke seiner Wände schätzen, aber doch nicht durch sie in den innern Raum sehen kann. Er lag schon innerhalb der Ringmauern, dieser Thurm, war aber dennoch zu noch größerer Sicherheit nochmals mit einem zum Theil in Felsen gehauenen Graben und mit einer starken Mauer umgeben, wovon man noch Reste sieht. Sein Standpunkt war hier sehr klüglich ausgedacht. Er beschützte und vertheidigte nicht nur den Aufgang, und also die schwächste Seite der Burg, er bestrich auch alle übrige weitläufige Gebäude, und auf seiner Höhe beherrschte man die ganze umliegende Gegend mit Einem Blicke. Er war der festeste Punkt, und daher lag hier

auch immer die Besatzung. Man nannte ihn und seine Umgebung die Oberburg.

Bei diesem Thurme hat man eine Aussicht, die nicht schöner, nicht lachender, nicht entzückender gedacht werden kann. Sie reißt unwiderstehlich hin durch ihren Zauber, und erregt durch ihre Fülle von Schönheiten einen Andrang von Empfindungen, die unwillkührlich ausrufen lassen: „Ach! wie schön, wie schön!" —

Trunknen Blicks schweifte mein Auge umher, weilte bald auf der Masse von Feldern, die in bunten Streifen um friedliche Dörfer sich herumwanden, bald in den tiefen, mit dichten Waldungen bedeckten Thale am Fuße des Berges, bald auf den Wellenlinien des Harzgebirges, über welchen der Brocken heiter und klar sich erhob; oder er schweifte hin zum fernsten Saume des Horizonts, wo er mit dem Blau der Luft sich verschmolz.

Doch, wessen Feder vermag es, mit Worten das Bild einer reizenden Landschaft dem Leser, der es nie sah, so vorzumalen, als stände es vor ihm! Ich nenne daher nur die einzelnen Punkte, die man in diesem köstlichen Panorama erblickt, um ihn einigermaßen zu orientiren. In Osten liegt Sangerhausen und Artern, und die goldene Aue breitet sich hier und nach Süden hin am weitesten aus. In Süden blickt der hohe Thurm der Sachsenburg herüber, und hinter ihm, in weiter nebeliger Ferne, schimmert der Ettersberg bei Weimar hervor, und das Thüringer Waldgebirge mit dem Inselsberge. In Westen ragt der Possenthurm bei Sondershausen über den

Wald herüber; der Ohmberg auf dem Eichsfelde zeigt sich ganz deutlich, so wie etwas näher die Stadt Nordhausen, an ihrem hohen Thurme kennbar, und ganz nahe die Ruine der Rotenburg. In Norden hemmt der Harz den Blick; der Brocken, der Auerberg im Stollbergschen, und der Ramberg im Bernburgschen, heben sich vorzüglich aus der langen Kette dieses Gebirges empor. An seinem Fuße liegt eine Menge von Dörfern und Oertern, die man auf einer großen Landkarte zu sehen meint. Kurz, eine Fülle von Gegenständen schmückt dieses hier ausgebreitete Land, dessen genaue Betrachtung wenigstens einen halben Tag verlangt.

Bei diesem Thurme übersieht man auch die Menge von Ruinen, die auf dem ganzen Berge umher zerstreut liegen. Man sieht, welch einen Umfang, welche Ausdehnung Kyffhausen hatte, und der Begriff von einer Herrschaft und Größe, die eines kaiserlichen Besitzers würdig ist, wird lebhaft erregt.

Der einzige Eingang in die Burg war das noch stehende sogenannte Erfurter Thor. Dieser gewölbte Gang, der jetzt der einzige Zufluchtsort auf dieser Höhe wäre, wenn man vom Regen überrascht würde, hat daher seinen Namen, weil man, wenn man auf seiner Wölbung steht, die Domthürme in Erfurt erkennen kann. Diesem Thore gegenüber ist der Brunnen gewesen, der jetzt aber kaum noch dreißig bis vierzig Fuß Tiefe hat.

Weiterhin steht der Rest eines zweiten Thurms, bei welchem sonst ein Steinbruch war, den man aber verlassen

hat. Die Trümmer, welche hier liegen, sind die eigentlichen Wohngebäude. Sie heißen die Unterburg. Die Ruine der Kirche ist etwas entfernt von der Burg, zwar immer noch auf demselben Bergrücken, aber einige hundert Fuß tiefer auf einem Absatz des Berges. Groß war dieses Gotteshaus eben nicht, aber desto fester verwahrt. Eine sehr starke Mauer umgab es sammt dem Kirchhofe, und den Eingang dazu deckte ein dicker runder Thurm. Die Menge von Spenden, welche dieser Kirche geschahen, machten es freilich den Pfaffen nöthig, sie hinter solchen Bollwerken zu sichern, damit der Unglaube nicht wieder stehlen konnte, was der Aberglaube gebracht hatte. Ihre vier Wände stehen fast noch ganz. Der Fuß jenes runden Thurms ist auch noch sichtbar, so wie die alles umgebende Mauer und ein Thorgewölbe, das auf den mit vielen eingesunkenen Gräbern bezeichneten Kirchhof führt. Das Ganze ist eine wahrhaft schöne Ruine und ein romantisches ideenreiches Bild. Wen nun noch eine etwas rege, schwärmende Phantasie zu begeistern, und vier Jahrhunderte zurückzusetzen vermag; wer im Geiste vor sich herumwandeln sieht die Tausende von Ablaß Holenden; wie sie gebeugt und gedrückt dem Tempel zuschleichen, ihre Sündenlast hier niederzulegen am Altar der Mutter Gottes; wie sie heraustreten, heitern Sinnes, neu gestärkt und rein von aller Schuld; wie dort auf dem Kirchhofe Leichenzüge, von dumpfem Glockengetön begleitet, hinwandeln, Traurige hinterherschwanken, Särge in die Grüfte gesenkt werden, und — plötzlich aus diesem Traume er-

wacht: den wird ein kalter Schauder überlaufen, wenn alles so still, öde und todt um ihn her ist, wenn er aus den Mauern des hohen Chors Ulmen hervortreiben, aus den eingesunkenen Gräbern wildes Gesträuch aufsprießen, und nichts sieht, dem nicht der Stempel der Vergänglichkeit und des Hinsterbens aufgedrückt wäre. Doch nur einen Blick bedarf es hinab in das fruchtbare Land, in die belebte lebendige Aue, und aufgerichtet wird sein Geist sich emporschwingen in jene Zukunft, wo der Gedanke an Hinsterben und Untergehen uns nicht mehr ergreifen wird.

In der frühern Geschichte Thüringens spielte die Burg Kyffhausen keine unbedeutende Rolle. Ursprünglich bestimmt zur Beschirmung des kaiserlichen Pallasts in Tilleda, und zur Abwehrung der in der dortigen Gegend hausenden Sorber-Wenden, wurde sie in der Folge bald ein sicherer Aufenthalt lockerer Raubgesellen, bald ein Wohnplatz der Herrschaft und der Tyrannei über Thüringens Freiheitsvertheidiger, bald wieder für Thüringens Helden selbst eine starke Brustwehr gegen das Beginnen der Kaiser, ihr freies Vaterland ganz zu unterjochen, und endlich eine reiche Fundgrube mönchischer Ablaßkrämerei.

Die alten deutschen Könige und Kaiser hatten bis in das vierzehnte Jahrhundert keine eigentlichen Residenzen. Sie zogen in ihrem ganzen Reiche herum, und wohnten bald hier bald da, wo es ihnen entweder gefiel, oder wo es ihre Geschäfte erheischten. Sie saßen auch selbst zu Gericht, und schlichteten da, ohne große Weitläufigkei-

ten die verwickeltsten Händel. Viel Gutes hatte diese Gewohnheit, und manchem Lande würde es recht wohl thun, wenn sie noch jetzt üblich wäre.

Ein solcher Ort des Aufenthalts deutscher Kaiser war auch, besonders unter denen aus dem sächsischen Hause, das jetzt unbedeutende Dörfchen Tilleda am Fuße des Kyffhäuser Berges. Hier stand ein kaiserlicher Pallast, in welchem Heinrich I. besonders oft und gern Hof hielt, den seine Nachfolger in der Kaiserwürde, bis gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts, noch häufig besuchten, daher man auch eine überaus große Menge von Urkunden von Tilleda ausgestellt findet, und wo auch die Unterwerfung Heinrichs des Löwen, und seine Versöhnung mit Kaiser Heinrich VI. im Jahre 1191 vorfiel. Dieser Pallast, von dem man jetzt nicht einmal den Standort anzugeben, vielweniger Spuren von ihm zu finden vermag, gab wahrscheinlich die Veranlassung zur Erbauung von Kyffhausen. Heinrich I., dieser Besieger der Slaven und Ungarn, dieser für sein Zeitalter vortreffliche Regent, pflegte sich in Tagen des Friedens, in seinen wohlbefestigten thüringischen Pfalzen oder Schlössern zu Merseburg, Wallhausen und Alstedt, jedoch öfter noch in Tilleda, aufzuhalten. Tilleda war aber so wenig als die kaiserliche Wohnung befestigt, folglich allen Anfällen bloßgestellt. Natürlich, daß eine feste Burg auf dem Gipfel des gleich darüber befindlichen hohen Berges das dienlamste Mittel zur Beschützung des Pallastes seyn konnte: und so ent-

stand Kyffhausen *). Wie stark und fest diese Burg gewesen seyn mag, kann man aus den Ruinen noch sehen, besonders an der Abendseite, wo ihre Ersteigung am leichtesten möglich und ihre Befestigung daher am nöthigsten war.

So lange Deutschland von Fürsten aus dem sächsischen Hause beherrscht wurde, war Kyffhausen, seiner Bestimmung gemäß, für die Thüringer eine starke Schutzwehr gegen ihre Feinde. Auch nachher behielt diese Burg noch lange in ihren Augen großen Werth, wenn sie gleich die nachfolgenden Kaiser nicht mehr so achteten, und sie, so wie den Pallast in Tilleda, selten besuchten. Unter Heinrich IV. aber begann Kyffhausens unglückliche Periode.

Wir haben Heinrichen schon bei der Geschichte der Burg Spatenberg **) näher kennen gelernt, und wissen von daher, warum er die Thüringer drückte und drängte, und wozu er sie durch Krieg und Gewalt zwingen wollte. Mit Hinweisung auf das, was ich dort bereits erzählte, fahre ich hier fort.

Im Laufe dieser kriegerischen unglücklichen Epoche für Thüringen, kam Heinrich — es war im Jahre 1069 —

*) Kyffhaus bedeutet ohne Zweifel Streitburg, von dem veralteten Kyff maken, streiten, zanken, das sich noch in keifen erhalten hat. Kyffhausen, ein Haus, eine Burg, die zum Vertheidigen oder zum Streit gegen die Feinde errichtet ist.

**) Im ersten Bande, S. 249.

mit einer starken Heeresmacht nach Thüringen. Die Burgen Beichlingen und Burgscheidungen, welche die Thüringer inne hatten, nahm er ein, und nach ihnen traf die Reihe Kyffhausen, das wahrscheinlich durch Verrätherei auch in seine Hände gerieth. Doch nur einige Jahre blieb er im Besitze. Die verbündeten Sachsen und Thüringer nahmen es ihm 1073 wieder ab. Sie zerstörten es jedoch nicht, welches Schicksal andere Schlösser Heinrichs hatten, sondern befestigten es vielmehr so ansehnlich als möglich.

Drei Jahre lang mochten auch sie es besessen haben: da wendete sich das Kriegsglück, und es gelang endlich Heinrichen, die zu besiegen, welche acht Jahre lang gegen ihn zur Aufrechthaltung ihrer Freiheit gekämpft hatten. Kyffhausen kam hierbei wieder in seine Hände. Schon das erstemal, als er es eingenommen hatte, besetzte er es mit vielen Burgknechten. Diese mißbrauchten die ihnen gegebene Gewalt, und brandschatzten die Gegend umher. Das war jetzt abermals der Fall. Die Besatzung machte Kyffhausen zu einem furchtbaren Raubneste, und verheerte mit Feuer und Schwert das ohnehin schon so ausgezehrte, gedrückte Thüringen, so lange Heinrich IV. noch lebte.

Im Jahre 1112 erlosch das Geschlecht der Grafen von Orlamünde und Weimar. Dieser Todesfall bewirkte eine neue Vereinigung der sächsischen und thüringischen Edeln gegen den Kaiser. Kaiser Heinrich V. wollte nemlich die Orlamünda-Weimarschen Besitzungen, als dem Reiche anheim gefallene Lehen, einziehen, und ließ sie sich

auch, durch die ihm ergebenen Fürsten, in aller Form Rechtens zusprechen. Siegfried, ein rheinischer Pfalzgraf, erklärte aber diesen Ausspruch für ungültig, da er der nächste Blutsverwandte jener Grafen, und also der nächste Erbe ihrer Güter sey. Heinrich suchte daher sein Recht mit dem Schwerte in der Faust geltend zu machen, und überzog den Pfalzgrafen mit Krieg. Siegfried würde gar bald haben unterliegen müssen, wenn er nicht die sächsischen und thüringischen Edeln für sich gewonnen gehabt hätte. Diese aber, welche gern die Gelegenheit ergriffen, gegen Heinrichen zu fechten, schlossen mit Siegfried ein enges Schutz- und Trutzbündniß, und nun begann ein Kampf, blutiger und schrecklicher als der vorhergehende. Ihre Hauptabsicht war auf eine dem Kaiser zu liefernde Hauptschlacht gerichtet, die sie auch erreichten. Bei dem Welfsholze, in der jetzigen Grafschaft Mansfeld, zogen sie ein ansehnliches Heer zusammen, und hier kam es zu einer der schrecklichsten Schlachten jener Jahrhunderte. Die Kaiserlichen wurden gänzlich in die Flucht geschlagen und zerstreut. Heinrich selbst hielt sich nicht eher für sicher, bis er den Rhein erreicht hatte. Was sich von den Geflohenen in Städte und Schlösser geflüchtet hatte, wurde verfolgt. Die Sieger eroberten eine Stadt, eine Burg nach der andern, und vernichteten so die Macht des Kaisers in ganz Sachsen und Thüringen. Dies Schicksal hatte auch Kyffhausen, doch nicht so schnell als man wünschte. Ein seltener Zufall dabei war, daß Graf Ludwig von Thüringen, ein Sohn Ludwigs des Springers, die Belagerer,

und sein Halbbruder, Pfalzgraf Friedrich, die Belagerten kommandirte. Beide wehrten sich tapfer, und erst nach drei Jahren gelang es Ludwigen, die Veste zu erstürmen. Ob er seines Bruders dabei schonte, weiß man nicht, aber daß er die Besatzung niederhauen, die Burg anzünden, alles verheeren und zerstören ließ, das sagen uns alle Chroniken Thüringens. Auf den dampfenden Ruinen der großen Kaiserburg feierten die Sieger die Wiedergeburt ihrer Freiheit im Jahre 1118.

Dennoch konnten sie es nicht hindern, daß sich diese alte Reichsburg wieder aus ihren Ruinen erhob. Bestimmt läßt es sich nicht sagen, wann und von wem dies geschah; unter der Regierung Kaiser Rudolphs von Habsburg aber muß es geschehen seyn. Rudolph brachte sie wenigstens, während seiner Anwesenheit in Thüringen, wieder an das Reich, und bestellte Friedrich IV., Grafen von Beichlingen-Rotenburg, zum Burggrafen darauf. Es scheint zwar, als ob diese Grafen in der Folge ein Eigenthumsrecht auf Kyffhausen erlangt hätten, ehe es nach ihrem Erlöschen an das Haus Schwarzburg kam; aber es muß doch lange noch eine Reichsbesitzung gewesen seyn, denn 1320 und 1348 wurde Fürst Bernhard von Anhalt damit beliehen, ob er gleich nie zum Besitz desselben gelangte, und da wird Kyffhausen in dem Beleihungsbriefe ausdrücklich ein castrum imperiale genannt. Endlich brachten es die Grafen Heinrich und Günther von Schwarzburg im Jahre 1378 käuflich an sich, und seit der Zeit ist es bei diesem Hause geblieben. Gegenwärtig

besitzt es die Schwarzburg-Rudolstädtsche Linie. Als es an Schwarzburg kam, standen noch viele Gebäude, auch war es noch ziemlich fest. Auch 1407 muß es noch im Stande gewesen seyn, wie man aus einem Lehnbriefe dieses Jahrs ersieht. Nachher scheint es verlassen zu seyn, und da verfiel es.

Kyffhausen hatte nun während eines Zeitraums von vierhundert Jahren höchst verschiedenartige Veränderungen erlitten. Es war als die Schutzwehr des Kaiserpallasts in Tilleda berühmt, als ein furchtbares Raubnest berüchtigt worden. Aber die seltsamste Veränderung erlitt die alte Veste im funfzehnten Jahrhundert, wo sich ein Heiligenschein um sie verbreitete. Heinrich der 23ste, Graf von Schwarzburg, baute, um von seiner religiösen Denkart ein öffentliches Bekenntniß abzulegen, und sich eine Stufe im Himmel zu erringen, die oben schon erwähnte Kapelle unterhalb des Schlosses. Nach damaliger Art war sie köstlich ausgeschmückt, und als sie im Jahr 1433 fertig, und nebst dem dabei befindlichen Kirchhofe mit einer Mauer umgeben war, ersuchte er den Erzbischof von Mainz, sie einzuweihen. Dieser beauftragte seinen Vikar, den Bischof Niklas von Wilberg in Erfurt, mit diesem Geschäfte, und erhob den Einweihungstag zu einem allgemeinen Festtage für ganz Thüringen. Die Einweihung geschah in Gegenwart einer Menge Volks. Die Kirche wurde zum heiligen Kreuze getauft, und die zwei darin befindlichen Altäre der Mutter Maria und den Aposteln Peter und Paul gewidmet. Zugleich ertheilte der Erzbi-

schof allen denen, welche diese Kapelle besuchen, dahin wallfahrten, und dabei die geistlichen Herren nicht vergessen würden, einen vierzigtägigen Ablaß. Diese geistliche Spende lockte eine Menge Menschen hinauf in das Gotteshaus, und bald blühte hier der lebhafteste Ablaßhandel auf. Die Begüterten kauften sich für schweres Geld eine Grabstätte bei der Kirche; denn wer hier ruhte, erhielt auch besondern Ablaß: und so konnte es nicht fehlen, daß sich die geistlichen Herren dabei vortrefflich standen.

Aber auch dieser einst so fruchtbare Zweig eines blinden Glaubens, verdorrte schon in den Morgenstunden des sechzehnten Jahrhunderts, als die wohlthätige Sonne der Aufklärung sich in Wittenberg erhob. Von da an wallfahrtete man nicht mehr nach der Kapelle auf Kyffhausen, und so verödete nach und nach auch sie.

Still und schauerlich einsam ist es nun auf dieser Höhe, wo einst die Oberhäupter unsers Vaterlandes kaiserlich prunkten. Schatzgräber durchwühlen beim Scheine der Abenddämmerung nun die Reste ihrer Burg, die Gräber frommer Pilger, und in der Einbildung der Bewohner umliegender Dörfer, wanken und wirken hier oben noch Gestalten und Geister aus entflohenen Jahrhunderten.

Nicht leicht möchte es wohl eine zweite verwüstete Burg geben, von der so mancherlei gefabelt worden ist, als von Kyffhausen. Tief im Hintergrunde der Vorzeit liegt die Entstehung dieser Sagen, aber fortgepflanzt haben sie sich bis auf unsere Tage. Mit heimlichem

Grauen und mit Ernste erzählt noch jetzt sie das alte Mütterchen dem aufmerkenden Kinde, und läßt es sich nicht nehmen, daß Schätze ohne Zahl auf dem Kyffhäuser verborgen liegen, daß verzauberte Kaiser und Prinzessinnen hier spuken, daß diese reichlich beschenken, wer sich ihnen freundlich naht, und züchtigen, wer ihrer spottet.

Die Hauptrolle bei diesen Zauberspielen hat Kaiser Friedrich der Rothbart übernehmen müssen. Ihm hat man seine Residenz im Innern des Berges angewiesen. Dahin ist er verflucht und verbannt mit seinem ganzen verwünschten Hofstaate. Da sitzt er an einem goldenen Tische, umgeben von unsäglichen Schätzen; der Bart ist ihm durch den Tisch hindurch bis auf die Füße gewachsen; er schläft etwas, aber nicht ganz; nickt zuweilen mit dem Kopf und blinzelt mit den Augen, wie einer, der eben erwachen will. Vor Eintritt des jüngsten Tages, wird er aber erlöst werden und hervorkommen, um sein voriges Kaiserthum wieder zu regieren.

Wie der gute Friedrich dazu gekommen ist, hier noch spuken zu müssen, vermag ich nicht ganz zu enträthseln. Möglich ist es aber, daß sein in Italien erfolgter Tod, den man damals in Deutschland nicht sogleich und nicht genau erfuhr, Veranlassung zu der Sage gab, er sey nicht eigentlich todt, und wandele unsichtbar noch umher. Es fanden sich auch nach seinem Tode wirklich mehrere Gauner ein, welche sich für ihn ausgaben, aber wenig Glück machten. Der letzte von ihnen trat im Jahre 1546 auf. Er war seines Standes ein Schneider aus Langen-

Der Mönch betet, hält die Springwurzel, vor da alle bezauberte Riegel aufspringen, an das Schloß, un ruft: Oeffne dich Thür! und mit Donnerkrachen springe alle die eisernen Riegel und Schlösser von selbst auf, un sie sehen vor sich eine runde Kapelle. Der Boden war spiegelglatt wie Eis, und wer nicht keusch und züchtig ge lebt hatte (so sagte nachmals der Mönch zum Bergmann), brach hier beide Beine, und kam nie zurück. Die Deck und die Seitenwände des runden Gewölbes flimmerten und flammten beim Schein der Fackeln. Große Zacken von Krystall und von Diamanten hingen da herab, und zwischen ihnen noch größere Zacken von gediegenem Golde. In der einen Ecke stand ein goldener Altar, in der andern ein goldenes Taufbecken auf silbernem Fuße.

Der Mönch winkte nun seinem Begleiter, gerade in der Mitte stehen zu bleiben, und gab ihm in jede Hand eine Fackel. Er selbst ging zu einer ganz silbernen Thür, klopfte dreimal mit dem Krummstabe an, und die Thür sprang auf. Der Thür gerade gegenüber saß auf einem goldenen Throne der Kaiser Friedrich, nicht etwa aus Stein gehauen, nein! wie er leibte und lebte, mit einer goldenen Krone auf dem Kopfe, mit dem er beständig nickte, indem er die großen Augenbraunen zusammenzog. Sein langer, rother Bart war durch den steinernen Tisch, der vor ihm stand, durchgewachsen, und reichte ihm bis auf die Füße herab. Dem Bergmann verging Hören und Sehen über den Anblick.

Ende

Endlich kam der Mönch zurück und zog seinen Begleiter schweigend fort. Die silberne Pforte schloß sich selbst wieder zu, das eiserne Thor schlug mit schrecklichem Geprassel hinter ihnen zusammen. Als sie den Kreuzgang hindurch wieder in die vordere Höhle kamen, senkte sich langsam der kreisrunde Boden herab. Beide traten darauf, und wurden sanft in die Höhe gehoben.

Oben gab der Mönch dem Bergmann zwei kleine Stangen von einem unbekannten Erz, die er aus der Kapelle mitgebracht hatte, welche seine Urenkel noch jetzt zum Andenken aufbewahren.

Einst stieg auch einmal ein großer Schwarm Knaben aus Kelbra auf den Kyffhäuser, um Nüsse zu pflücken. Sie gingen in die alte Burg, kamen an eine Wendeltreppe, stiegen hinauf, und fanden ein kleines Gemach mit schönen achteckigen rothen und blauen Fenstern. In der einen Ecke lag eine Spindel mit Flachs, in der andern ein Haufen Flachsknoten. Von den letztern nahm jeder der Knaben aus Schäkerei einen Hutkopf voll, sich damit zu werfen, und so liefen sie lustig hinunter, warfen sich, und streueten dabei die Flachsknoten auf dem Wege aus. Als die Knaben nach Kelbra zurückkamen, war es schon Abendbrodszeit. Der ärmste unter ihnen fand gerade seine Eltern beim Tischgebet. Er nahm seinen Hut ab und da fiel klingend etwas Glänzendes auf die Erde, und bald noch ein Stück und noch sieben andere. Die Mutter lief hinzu, und — siehe! es waren goldene Flachsknoten, womit die Prinzessin Tochter dem armen Manne ein Ge-

schenk machte, der seinem Sohne nun dafür ein Handwerk lernen ließ. Das wunderbare Ereigniß wurde noch selbigen Abend in ganz Kelbra kund. Die Nachbarinnen liefen herzu, die seltsamen Flachsknoten zu sehen, und den folgenden Tag zog Jung und Alt auf den Kyffhäuser. Alle suchten, aber keiner fand die rothen und blauen Fensterscheiben, keiner die Spinnstube der Prinzessin, noch die angehäuften Flachsknoten, und alle schlichen verdrießlich wieder heim.

Nur arme und zwar gute Menschen beschenken die kaiserlichen Herrschaften in dem Kyffhäuserberge. Wer schon reich war, hat nie was gesehen noch erhalten.

So meldete auch einmal ein Schäfer aus dem nahen Dörfchen Sittendorf seine Heerde am Fuße des Berges. Er war ein hübscher Mensch, und mit einem guten armen Mädchen verlobt. Doch weder er noch sie hatten ein Hüttchen oder Geld, ihre Wirthschaft einzurichten. So nachdenkend über seine Lage, stieg er den Berg hinan, aber je höher er kam, desto mehr verlor sich seine Traurigkeit. Als er die Höhe des Berges erreicht hatte, fand er eine wunderschöne Blume, dergleichen er noch nie gesehen hatte. Die pflückte er und steckte sie an seinen Hut, um sie seiner Braut zu geben. Oben auf der Burg fand er ein Gewölbe, dessen Eingang nur wenig verschüttet und offen war. Er ging hinein, und fand hier viele kleine glänzende Steine auf der Erde liegen, wovon er so viele beisteckte, als seine Taschen fassen konnten. Nun wollte er wieder ins Freie; da rief ihm eine dumpfe

Stimme zu: „Vergiß das Beste nicht!“ Er wußte nicht, wie ihm geschah, und wie er herauskam aus dem Gewölbe. Kaum sah er wieder die Sonne und seine Heerde, so schlug eine Thür, die er zuvor nicht gesehen hatte, hinter ihm zu. Er faßte nach seinem Hute — und die wunderschöne Blume war fort; sie war ihm beim Stolpern herabgefallen. Urplötzlich stand vor ihm ein Zwerg.

„Wo hast du die Wunderblume, die du fandest?“

„Verloren!“ sagte traurig der Schäfer.

„Dir war sie bestimmt, und sie ist mehr werth als die ganze Rotenburg!“ sprachs und verschwand.

Traurig ging der Schäfer am Abend zu seiner Braut, und erzählte ihr die Geschichte von der verlorenen Wunderblume. Beide weinten, denn Hüttchen und Hochzeit waren wieder verschwunden. Endlich dachte der Schäfer wieder an seine Steine, und warf sie scherzend seiner Braut auf den Schooß. Und — siehe, es waren lauter Goldstücke. Nun kauften sie sich ein Hüttchen und ein Stück Acker dazu, und in einem Monate waren sie Mann und Frau.

„Und die Wunderblume?“ — die ist verschwunden. Bergleute suchen sie noch bis auf den heutigen Tag überall. Bis jetzt soll aber der Glückliche, dem sie bestimmt ist, noch kommen.

Die Schäfer und Hirten der Gegend sind besonders oft die Beglückten gewesen, und die Pagen des Kaisers, die Zwerge, gaben sich immer gern mit ihnen ab. Einem solchen, der, an altes Gemäuer gelehnt, ein lustiges Lied

chen sich pfiff, erschien auf einmal ein Zwerg. Er fragte ihn:

„Willst du Kaiser Friedrichen sehen?"

„O ja!" erwiederte der dreiste Hirt.

Der Zwerg führte ihn nun in den Berg, der sich immer vor ihnen her öffnete, bis sie endlich an eine große weite Grotte kamen. Hier saß die Majestät leibhaftig angethan in glänzendem, hell funkelndem Schmuck. Die Wände der Grotte waren mit flimmernden Sternchen überstreut, und vor dem Kaiser auf einem steinernen Tische brannte ein großes dickes Licht. Der Schäfer machte eine Verbeugung so gut er konnte, war aber gar nicht furchtsam, schaute vielmehr umher, und besah alle die Kostbarkeiten, die hier standen.

Nach einer Weile fragte ihn der Kaiser, ob die Raben noch um den Berg herumflögen?

„O ja!" erwiederte der Hirt.

Da blickte der Kaiser gen Himmel, hob langsam seine dürren braunen Mumienhände auf, und sprach mit weinerlicher Stimme:

„Ach! so muß ich noch hundert Jahre an diesem Orte schlafen!"

Der Zwerg winkte hierauf dem Schäfer. Sie gingen zurück, er erhielt aber nichts. Unwillig wollte er eben den Zwerg darüber zur Rede setzen, aber fort war er.

In seinem verzauberten Zustande liebt die Kyffhäuser Majestät Musik sehr. Mancher Hirt, der hier auf seiner Schalmei blies, wurde schon zu ihm eingeladen, um ihm

etwas vorzublasen, und dann beschenkt. Das war bekannt in der Gegend. Eine Gesellschaft Musikanten beschloß daher, ihm eine vollständige Nachtmusik zu bringen. In einer finstern Mitternachtsstunde machen sie sich auf, und als unten in Tilleda die Glocke zwölf schlug, blasen sie los.

Beim zweiten Murkt kommt die Prinzessin mit Lichtern in der Hand auf sie zu getanzt, und ladet mit Mienen sie ein, ihr zu folgen. Der Berg öffnet sich, die ganze Gesellschaft zieht spielend ein. Essen und Trinken wird reichlich aufgetischt, und die Kapellisten lassen sich's gut schmecken. Das war nun zwar recht gut, aber sie wollen gern auch etwas von den Brillanten haben, die nur so herumlagen. Allein niemand bietet ihnen etwas an. Nicht ganz zufrieden, brechen sie endlich auf, als schon der Morgen graut, meynend, beim Abschiede werde es doch ein Trinkgeld geben. Allein, der Kaiser nickt ihnen, ganz nach großer Herren Art, freundlich zu, und seine erlauchte Tochter giebt jedem Musikanten einen grünen Busch.

Ehren halber nimmt ihn ein jeder an, als sie aber wieder im Freien sind, werfen sie die Büsche weg, und räsonniren und lachen über ein solch kaiserliches Geschenk. Nur Einer behält den Busch, um ihn zum Andenken aufzuheben. Als er nach Hause kommt, und seinem Weibe den Busch aus Scherz überreicht, siehe! da hatten sich alle Blätter in goldene Zehnthalerstücken verwandelt. Flugs liefen die andern alle auf den Berg zurück, wollten ihre Büsche wiederholen, aber — fort waren sie.

Mißtrauen oder Unzufriedenheit bestraften die hohe Herrschaften immer so, Zutrauen und Genügsamkeit aber lohnten sie reichlich. Dies beweiset noch folgendes Geschichtchen.

In Tilleda wohnte ein armer, aber frommer Tagelöhner. Seine Tochter war Braut von einem eben so dürftigen und redlichen Handwerker. Morgen sollte die Hochzeit seyn. Die Gäste waren eingeladen, aber kein Mensch hatte daran gedacht, daß im ganzen Hause nur ein Topf, eine Schüssel und zwei Teller waren. „Was machen wir?" sprachen alle, und keiner wußte Rath. Endlich sagte der Vater, halb im Scherz, halb im Ernst:

„Ei, geht auf den Kyffhäuser, vielleicht leihet euch die Prinzessin alles."

Das Brautpaar geht wirklich hin. Vor der Oeffnung des Berges steht die Prinzessin. Sie nahen sich ihr mit Knicksen und Bücklingen, und bringen ihr Anliegen schüchtern vor. Die kaiserliche Hoheit lächelt, und befiehlt zu folgen, worüber Hans und Grete außer sich vor Freude sind. Die Prinzessin giebt ihnen nun erst zu essen, und dann packt sie ihnen mit ihren höchsteigenen unverwelklichen Händen einen großen Tischkorb voll Teller, Schüsseln, Löffel u. s. w. auf. Hans und Grete bedanken sich schönstens, versprechen, morgen alles unversehrt zurückzuliefern, und auch etwas Reisbrei und Hochzeitkuchen mitzubringen.

Wie eilten sie, nach Tilleda zu kommen, so schwer auch der zugedeckte Tischkorb war. Aber wie wurde ihnen

als sie ein ganz neues Tilleda vor sich sahen. An der Stelle, wo ihres Vaters Hütte stehen mußte, fanden sie einen großen Ackerhof. Kein Nachbarshaus war ihnen mehr kenntlich; kein Baum, kein Garten war mehr da, wo sie sonst dergleichen gesehen hatten. Lauter fremde Menschen, die sich um das Brautpaar versammelten, und es mit eben der Verwunderung und Neugierde ansahen, als dieses die Gaffenden betrachtete.

Sie setzten ihren Korb an die Erde, und überlegten ihr Schicksal. Da kam der Prediger. Grete ging auf ihn zu, klagte, daß sie beide wie verrathen und verkauft unter den Leuten wären, erzählte ihm, daß sie gestern auf den Kyffhäuser gegangen sey, und macht ihm mit dem ganzen Abenteuer bekannt. Der Herr Pastor nahm darauf das Brautpaar mit in sein Haus, schlug das Kirchenbuch nach, und fand, daß Hans und Grete nicht länger als zweihundert Jahre in dem Kyffhäuserberge gewesen waren.

Doch genug des Spuks und der Zauberei. Wollte ich alle Mährchen des Kyffhäusers hier noch mittheilen, die man in jedem Dorfe um ihn her erzählen hört, so müßte ich endlich zu ermüden fürchten. Wem ich schon mit diesem zu viel gab, der betrachte sie von der ernsthaften Seite. Sie werden ihm dann Bruchstücke aus der Sittengeschichte des Mittelalters seyn, und er wird aus ihnen die dunkle Zeitgeschichte und die frühern Kulturperioden des Volks, in einzelnen Charakterzügen, so wie die herrschenden Zeitideen, kennen lernen.

* * *

In den malerischen Skizzen von Deutschland, von Günther und Schlenkert, 1r Heft, 1794, Fol., ist eine Ansicht von den Ruinen von Kyffhausen, von Günther gestochen. Zwei kleinere von Darnstedt sind in den Horstigschen Tageblättern unserer Reise in und um den Harz, Dresden, 1803, 8.; und im Thüringischen Magazin zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse, Frankenhausen, 4., befinden sich auch zwei, jedoch sehr mittelmäßige Ansichten. Alle stellen sie aber nur einzelne Theile der Ruinen dar, und geben vom Ganzen kein deutliches Bild. Freilich möchte es auch eine schwer zu lösende Aufgabe seyn, auf einem Blatte dies leisten zu können, da der Umfang der Ruinen zu groß ist.

Bei der Bearbeitung habe ich genutzt: Schlenkert's vorhin genannte Skizzen, Müldener's Nachrichten von zerstörten Bergschlössern in Thüringen, 1752, 4.; von Rohr's Merkwürdigkeiten des Vor- oder Unterharzes, 1748, 8.; Melißantes erneuertes Alterthum, 1721, 8.; Volkssagen von Ottmar, Bremen, 1800, 8.; und die Winterabende, Halberstadt, 12.

37.

Rotenburg

zwiſchen Nordhauſen und Sangerhauſen.

Sieh! die hoch erhabnen, ſchönen Zinnen
Hat die fluthengleiche Zeit zernagt;
An den Wänden weben Unglücksſpinnen,
Und der Geiſt aus edler Vorzeit klagt.

37.

Rotenburg.

Von den Ruinen des Kyffhäusers senkt sich ein schöner breiter Weg auf dem Rücken des Gebirges hinab auf die Rotenburg. Unvermerkt schwindet er unter des Wanderers Tritten, den ein dichtes Laubdach gegen Sonnenhitze schirmt, und höchst überrascht wird er plötzlich auf einer Stelle, wo der Weg sich krümmt, und man die Ruine der Rotenburg mit Einemmale vor sich erblickt. Nach meinem Gefühle kann die lebendigste Phantasie keine reizendere Landschaft erfinden, als sie hier die Natur dem entzückten Auge hingebildet hat. Im Vordergrunde den steilen Berglegel, mit den hohen, mit Fensteröffnungen durchbrochenen Mauern, und dem geborstenen Thurm, alles von Bäumen malerisch durchwachsen, daneben auf beiden Seiten das tiefe Thal der Aue, worin Ort an Ort sich reiht, und im Hintergrunde den Harz, worüber sich der Brocken hoch erhebt: — das sind mit wenigen Worten die Grundzüge dieses Gemäldes, welchem einige weidende Kühe und ein Knabe, der dabei sein Spiel mit einer Ziege

trieb, zur passendsten Staffage dienten. Ich konnte mich nicht losreißen von diesem Bilde, das des Grabstichels eines großen Künstlers wohl würdiger wäre, als manche zehnmal wiederholte Parthie Italiens.

Wenn man unmittelbar vom Kyffhäuser auf die Rotenburg kommt, nach jener großen weitläufigen Ruine, diese sieht, welche nur die Oberfläche eines kleinen Berges deckt, so dringt sich, auch ohne beider Geschichte zu kennen, von selbst die Bemerkung auf, daß jene Burg der Sitz eines Mächtigen gewesen seyn müsse, diese hingegen nur einem Vasallen gehört haben könne. Höchstens vierhundert Schritte beträgt der ganze Umfang der Rotenburg. Dafür geben aber ihre Ruinen ein schönores Bild. Das lange Hauptgebäude steht in seinen Mauern noch ganz und mit noch erhaltenen verzierten Fensterbogen da, und in einem von Säulen getragenen Gewölbe, das vielleicht die Kapelle gewesen ist, könnte man allenfalls übernachten. Ein runder Thurm von ungefähr achtzig Fuß Höhe ist fast bis herunter geborsten, und man fürchtet jeden Augenblick seinen Einsturz; aber seine Masse ist zu fest, er wird gewiß noch lange so stehen. Recht genau kann man an ihm die Art zu mauern beobachten, deren sich die Alten bedienten. Inwendig und auswendig ist er mit Quadern bekleidet, und der Raum zwischen ihnen mit kleinen Bruchsteinen und einem Kalkgusse ausgefüllt. Diese Masse ist durch die Länge der Zeit, oder durch die bindende Kraft des Kalks, so fest geworden, daß sie da, wo die äußern Quader auch nicht mehr da sind, nicht

nachgefallen ist, sondern noch fest steht, wie ein ganzes Stück. Es hat dieser Thurm auch eine seltene Stärke. Ich umging ihn nur mit einundsechzig Schritten.

Da die Rotenburg viel tiefer als der Kyffhäuser liegt, so ist natürlich die Aussicht von hier nicht so ausgebreitet, als von dort. Sie ist aber immer sehr anziehend und schön. Man blickt ebenfalls in die lachende Aue, übersieht sie nach Nordhausen zu ganz, und weiter hinauf bis an das Gebirge des Eichfeldes. Unterwärts tritt der Kyffhäuserberg in den Weg, und im Rücken stehen hohe waldige Berge.

Auch diese alte Veste theilt mit so mancher andern das Schicksal, daß ihr Geburtsjahr durch die Länge der Zeit verdunkelt wurde. So kennt man auch das Geschlecht nicht, das sie hervorsteigen ließ. Unwahrscheinlich ist es nicht, das Grafen von Rotenburg sie im elften Jahrhunderte wider die Wenden und Slaven, welche in diesen Gegenden noch hauseten, erbauten; aber die Gewißheit fehlt. Erst vom Jahre 1103 an kann man mit Sicherheit von ihrem Daseyn reden, denn damals besaßen sie die eben genannten Grafen. Ihnen fiel durch Erbschaft nach dem Tode ihres Vetters, des Grafen Heinrich von Nordheim des Fetten, ein großer Theil von Thüringen, und namentlich auch diese Gegend zu. Ob diese Grafen aber damals schon von Rotenburg hießen, ist sehr zu bezweifeln. Vielmehr scheinen es Grafen von Beichlingen gewesen zu seyn, die ihren Namen aber veränderten, als sie das

Schloß gebauet hätten, das sie vielleicht, wegen des ro
then Sandsteins, woraus es gebauet ist, rothe Burg
nannten. Solche Namensveränderungen waren in den
Familien jener Zeiten etwas Gewöhnliches, und oft findet
man, daß z. B. vier Söhne eines Vaters vier verschie
dene Namen führten, ohne den ihres Vaters zur Bezeich
nung ihres Ursprungs mit beizufügen, wie wir es jetzt ge
wohnt sind. Der Genealogist wird dadurch freilich sehr
oft in Labyrinthe geführt, aus denen keine Erlösung ist,
und dem Ahnenfreunde ist eine solche Lauheit gegen einen
klaren Rückblick auf die Ahnenreihe und gegen die Erhal
tung des Urnamens unbegreiflich. Daß die Rotenburger
von den Beichlingern abstammten, scheint auch der Um
stand noch zu beweisen, daß nach ihrem Aussterben die
Besitzungen an die Beichlinger fielen.

Der erste bekannte Graf von Rotenburg hieß Chri
stian. Er lebte in den Jahren 1103 bis 1144. Ein
hundert Jahren schon erlosch aber sein Geschlecht. Graf
Friedrich, der letzte Rotenburger, starb 1210 ohne Leibes
erben, und da fiel das Schloß Rotenburg nebst Zube
an den Grafen Friedrich III. von Beichlingen. Die neue
Besitzung muß diesem sehr gefallen haben, denn er hielt
sich mehr hier als in Beichlingen auf. Um so mehr
schmerzte es ihn aber, zwei Jahre später schon erleben zu
müssen, daß die Rotenburg ganz zerstört und ausgeplün
dert wurde, welches Schicksal er ihr freilich selbst durch
seine Anhänglichkeit an den Landgrafen Herrmann von
Thüringen zuzog. Herrmann war nemlich, als Kaiser

daher in dieser Hinsicht nichts anders, als ein figurirter papinianischer Topf. Indessen möchte es wohl möglich seyn, Feuerflammen aus ihm herausteigen zu lassen, wenn man ihn mit brennbaren und geistigen Materien anfüllte, z. B. mit Oel, das dann wohl, durch die durch seine Zersetzung erzeugte Menge brennbarer elastischer Flüssigkeiten, bei ihrem ungestümen Austritt, einen heftig flammenden Feuerstrom darstellen würde. Und, wenn jemals seine Diener dies Spiel zum Schrecken seiner Verehrer und zum Eintreiben neuer Kontributionen mit ihm trieben, so werden sie auch gewiß dergleichen dazu genommen haben.

Zur Untersuchung seiner Masse stellte der Hr. Prof. M. H. Klaproth vor einigen Jahren Versuche an, wozu ihm ein vom Götzenbilde abgeschnittenes Stückchen mitgetheilt wurde. Das Resultat davon war: daß tausend Theile der Masse aus 916 Kupfer, 75 Zinn und 9 Blei bestehen *).

Der Name Püstrich ist übrigens deutsch, und kommt wahrscheinlich von pusten, blasen, her, weil seine Backen aufgeblasen sind. Die Niedersachsen nennen jetzt noch einen Blasebalg einen Püster.

*) s. Journ. für Chemie und Physik, von Schweigger, 1ster B. 1811. S. 509.

* * *

38. 39. 40.

Rauhenstein, Rauheneck, und Scharfeneck.

Unter Oesterreichs schönern Gegenden gebührt der bei Wien gelegenen Stadt Baaden und ihren Umgebungen eine vorzügliche Stelle. Reich ausgestattet, durch eine Fülle natürlicher Reize, wo jede Nachhülfe von Seiten der Kunst unnöthig war, bleibt man lange zweifelhaft, welchem Theile derselben man den Vorzug zugestehen soll. Doch bald wird man sich bestimmen können, wenn man das Sankt Helenenthal kennen lernte. Mit ganz vorzüglichen Reizen ist dieses schöne Thal geschmückt, dessen Eingang sich eine Viertelstunde südwestwärts von Baaden öffnet. Bei Heiligenkreuz beginnt es, und von der Schwechat wird es bewässert.

Nur wenige Gegenden sind so ganz zur Heimath romantischer Schwärmerei geschaffen, als diese bezaubernde Bergschlucht. Drei alte Schlösser — Rauhenstein, Rauheneck und Scharfeneck — jedes in einem verschiedenen Grade der Zerstörung der Zeit preisgegeben, thronen im

engen Umkreise einer halben Stunde, auf den Zinnen bewaldeter Felsenberge umher. Selbst in ihren Trümmern noch drohend und schauerlich, scheinen sie zur Stunde die furchtbaren Wächter und Tyrannen der Gegend zu seyn. Doch, die Täuschung schwindet bald. Friedliche Hütten ruhen im Busen des Thals umher gestreut, sonder Furcht vor Bedrückung von Seiten ihrer trotzigen Nachbarn, denn die Sitze der Gewaltigen liegen in Trümmern, und ihre Namen und Thaten sind untergegangen im Strome der Jahrhunderte. Statt des Waffengetümmels ihrer zur Befehdung des Nachbarn ausgesandten Söldner, vernimmt der Wanderer nur das Knarren des Pflugs und den Hammerschlag friedlicher Gewerbe; statt des Wieherns kampflustiger Rosse wiederhallt aus den Wäldern das Muhen weidender Kühe; statt der Trompete des Herolden, das Jauchzen fröhlicher Hirtenknaben.

Die brüderliche Vereinigung jener drei Burgen, in einem so kleinen Triangel, und ihre eng verbundenen Schicksale mit einander, veranlassen mich, sie hier auch vereint vorzuführen. Zuerst

Rauhenstein,

das an der Nordseite des Thals auf den grotesken Vorsprüngen einer Klippe von verhärtetem Kalktuff liegt. Seine Ueberreste sind unter den übrigen am besten erhalten; denn noch steht der Wartthurm, das ganze Haupt- und mehrere Nebengebäude; nur der Dachstuhl ist abge-

stürzt, und hat die Decke der Gemächer zerschmettert. Es scheint aber auch, als ob diese Ruinen nicht gar zu alt, als ob die Burg in neuern Zeiten umgebauet wäre; denn es hat zwei Stockwerk, und überhaupt gleicht seine Bauart nicht der gewöhnlichen alten. Schwarz und gräßlich aber, als hätte ein Brand vor wenig Tagen erst die Verheerung vollendet, verschmelzt das rußige Gemäuer mit den, vom Thale aus, unersteiglichen Felszacken seiner unvergänglichen Fundamente. Vom Rücken allein angreifbar, wo ein höherer Waldberg das Schloß überragt, bedurfte es nur dort zu Vertheidigung des Zuganges bedeutender Außenwerke, die auch größtentheils noch bestehen, obgleich seit länger vielleicht als einem Jahrhunderte, dicke Föhren und Gesträuch aus ihrem geborstenen Gemäuer emporwuchern.

Wer Rauhenstein erbauet hat, und bei welcher Gelegenheit es erbauet wurde, davon findet sich keine Spur in der österreichischen Geschichte. Ein Heinrich von Rauhenstein kommt schon im Jahre 1178 in Urkunden vor. Auch 1231 stößt man noch auf einen Otto von Rauhenstein. In der Folge scheint dieses Schloß dem Stifte der regulirten Chorherren zu Klosterneuburg geschenkt worden zu seyn; denn diese verkauften es 1347 Dietrichen von Enzersdorf. Ob diese Mönche hier Weingärten pflanzten, wissen wir nicht: wir wissen aber, daß im Jahre 1314 um Rauhenstein, wo jetzt Wald ist, Weingärten gewesen sind.

Ob die von Enzersdorf Rauhenstein durch die letzte Hälfte des 14ten und das ganze 15te Jahrhundert besessen haben, weiß man auch nicht. Man findet wenigstens keine Erwähnung des Schlosses in diesen Zeiten.

Unter den wechselnden Besitzern des Rauhensteins ist besonders Wilhelm von Puchhaim durch die Freveltat seiner Leute bekannt geworden, welche 1499 den Kammerwagen der Gemahlin Kaiser Maximilians I., als sie sich nach geendigtem Wochenbette aus den Bädern von Baaden nach dem Kloster Heiligenkreuz im Walde, und von da wieder zurück nach Neustädt begeben wollte, plünderten. Diesen Frevel zu bestrafen, schickte der Kaiser Kriegsvolk von Wien, und bot auch die Leute am Gebirge zur Eroberung dieser Bergveste auf. Es wurde schweres Belagerungszeug vor selbige geführt, und sie nach starker Gegenwehr endlich auch mit Sturm eingenommen. Puchhaim führte man mit seinen räuberischen Knechten so lange nach Neustadt in gefängliche Haft, bis die Sache zwischen ihm und dem Kaiser wieder ausgeglichen war. Daß aber Puchhaim bei dieser Ausgleichung nicht ungestraft wegkam, läßt sich daraus schließen, daß im Jahre 1501, sichern Urkunden zu Folge, Rauhenstein an Heinrich Prüschenckh, Grafen zu Hardeck, pfandweise verliehen wurde.

Im 16ten Jahrhundert ging diese Burg wieder durch die Hände verschiedener Besitzer. Im Jahre 1624 besaß sie, zugleich mit Rauheneck, der Ritter Helmhard Bayr, der 1635 in den Freiherrnstand erhoben wurde. Durch

seine Tochter kamen diese Besitzungen an die Grafen von Hochkirchen, und da diese wegen Religionsunruhen das Land verlassen mußten, in Rauhenstein aber alle Einwohner Protestanten waren, so kam es an den kaiserlichen Gesandten in der Türkei, dem von Quarient und Raal. Durch dessen Tochter kam es wieder an den Freiherrn von Piazzone, und nach dessen Tode, 1741, an deren zweiten Mann, dem von Dobblhof, bei welcher Familie auch seit dieser Zeit sowohl Rauhenstein als Rauheneck und Scharfeneck geblieben sind.

Vielleicht ist es jener Gesandte in der Türkei, der die Corylus arborea pflanzen ließ, die man noch gegenwärtig als hunderjährige Bäume in den Ruinen dieser Schlösser findet. Um das Jahr 1749 war Rauhenstein noch völlig bewohnbar. Jetzt wohnt ein Mann da, der für seine pittoreske Wohnung jährlich zehn Gulden bezahlt, und dabei den stillen Vortheil genießt, mehrere hundert Gulden aus dem Peche der Nadelwälder zu ziehen, die er um Tausende verdirbt und in Kienruß verwandelt.

Für die Badegäste in Baaden sind Rauhensteins Ruinen ein höchst angenehmer und ein sehr besuchter Punkt. Ein bequemer Weg führt hinauf, und den Thurm ersteigt man auf 160 theils steinernen, theils hölzernen festen Stufen. Oben auf seiner Zinne, die ringsum mit starkem Geländer versehen ist, genießt man der herrlichsten Aussicht in das rechts sich verengende, links sich freundlich eröffnende Helenenthal und hinüber auf die Burgen Rau-

Aber in Rauhenecks Ruinen spukt es gar sehr. Ein Geist, dem das Schicksal herumzuwandeln gebot, schleicht hier aus und ein, und ächzt und klagt ob seiner Erlösung. Diese aber hängt von dem Bäumchen ab, das jetzt nur noch als Staude aus der Mauer des hohen Thurms emporwächst. Wenn dieses zu einem solchen Stamme gediehen ist, daß eine Wiege daraus wird gemacht werden können, so wird ein Kind darin geschaukelt werden, das als Priester den Geist erlösen kann. Täglich schleicht nun der arme Geist um den Thurm herum, schaut hinauf nach dem Bäumchen, ob es auch noch da sey, zittert, wenn ein Sturmwind saust, der es entwurzeln, oder wenn Blitze die Luft zerschneiden, die es zerschmettern könnten. Denn, verdorrt das Bäumchen, so muß das geplagte Wesen warten, bis wieder ein Bäumchen dort oben aufsprießt und jene Stärke erreicht.

Rauheneck scheint nicht nur eben so alt zu seyn wie Rauhenstein, sondern noch älter. Schon im Jahre 1136 kommt ein Hartung von Ruheneke vor. Um das Jahr 1231 trieben die Rauhenecker vielen Spuk an den Geistlichen in der Nachbarschaft. Das war aber auch die Veranlassung, daß es, mit Bewilligung des Herzogs Rudolph, von den Wienern ums Jahr 1358 gänzlich zerstört wurde. Es gehörte damals einem jungen Pillichdorfer, der die Schuld seiner Verheerungen auf seinen Burggrafen zu schieben wußte, und so die Erlaubniß erhielt, sie wieder aufzubauen. Im Jahre 1409 ging es durch Verrätherei an die Parthei des Herzogs Leopold IV. über, und

scheint

scheint bis 1463 in landesherrlichem Besitze gewesen zu seyn. Um diese Zeit nahm es Franz von Haag, ein am Hofe Kaiser Friedrichs IV. erzogener Böhme, mit List ein. Man war ihm Sold schuldig, und um diesen herauszupressen, setzte er sich in den Besitz der Burg, und behielt sie auch so lange, bis er bezahlt war. Nach der Hand kam es durch unbekannte Veranlassung wieder in den Besitz des Rauheneckschen Geschlechts, denn einer der letzten Bewohner desselben, Christoph von Rauheneck, verkaufte ein Stück seiner Waldungen an die Stadt Baaden, um sich dafür eine, einem Ritter angemessene Rüstung anschaffen zu können, da er unter dem Panier Kaiser Karls V. gegen die Osmanen mit zu Felde ziehen wollte.

Die Zerstörungszeit von Rauheneck ist eben so unbekannt, als die seiner Entstehung. Nach einer hundert und acht und dreißig Jahre alten Abbildung hatte es damals schon kein Dach mehr. Jetzt gehört es auch dem Freiherrn von Dobblhof.

Scharfeneck.

Dieser Burg, seit ein Paar Jahrhunderten schon in Schutt und Trümmern liegendes, unförmliches Mauergestein, gewahrt man, von Wald und Gebüschen überwachsen, in einiger Entfernung gegen Westen, auf gleicher Seite mit Rauheneck, von welchem es durch ein waldiges Nebenthal getrennt ist. Es scheint ein Nebenwerk von Rauhenstein gewesen zu seyn. Seine Geschichte ist

sehr dürftig. Zuverlässige Nachrichten davon findet man erst im Jahre 1456, wo es die Grafen von St. Görgen und Bazin zugleich mit Berchtoldsdorf bis 1460 besaßen. Das ist aber auch alles, denn wann es zerstört wurde, und warum? das sind Fragen, deren Beantwortung auch keine einzige der vielen Chroniken Oesterreichs beantwortet. Man sollte hieraus fast auf seine wenige Bedeutsamkeit schließen können, da doch die Schicksale des nachbarlichen Rauhensteins und Rauhenecks nicht unaufgezeichnet blieben.

* * *

Es giebt von diesen drei Burgen oder ihren Ruinen mehrere Abbildungen; doch kenne ich sie nicht genau. Bekannt sind mir nur die von Rauhenstein und Rauheneck, welche von Haldenwang gestochen, in Hoser's Naturschönheiten und Kunstanlagen der Stadt Baaden in Oesterreich, Wien 1811, quer Oktav, sich befinden. Dieses elegante Taschenbuch, die Ausflüge nach dem Schneeberge in Unteröstterreich, von Schultes, 2te Auflage, 2ter Band, Wien 1807, und der 4te Band der Länder- und Völkermerkwürdigkeiten des österreichischen Kaiserthums, von Sartori, Wien 1809, sind für mich die Quellen gewesen, die ich hier benutzte.

41.

Mansfeld.

Tief verschüttete Basteien mahnen
An der Vorzeit kriegerische Pracht;
Um den Thurm, wo Schwerdter blitzten,
Kreis't der Dohlen reger Schwarm;
Längs dem Wall, wo Stärkre Starke schützten,
Breitet Epheu seinen kalten Arm.

F. Krug von Nidda.

41.

Mansfeld.

Kaiser Heinrich, wahrscheinlich der vierte oder fünfte, hielt sich einst in seinem Pallaste zu Wallhausen in der goldenen Aue auf. Da trat einer seiner Mannen zu ihm, und sprach:

„Herr! schenkt mir ein Stück Feldes zum Eigenthum, das an die goldene Aue grenzt, und so groß ist, daß ich es mit einem Scheffel Gerste umsäen kann."

Der Kaiser lächelte ob der seltsamen Bitte, bewilligte sie aber ohne Anstand. Er würde dem Ritter das Doppelte bewilligt haben, hätte er darum gebeten, denn er liebte ihn persönlich als einen guten Gesellschafter, und als braver Soldat war er ihm viel werth und brauchbar.

Der Ritter — sein Name ist verloren gegangen — nahm nun einen Scheffel Gerste, und umsäete damit die Grenzen der nachherigen Grafschaft Mansfeld. Neidisch sahen dies die übrigen Mannen oder Lehnsträger des Kaisers mit an, und da sie auch meynten, er habe die Erlaubniß ihres Herrn durch eine unerlaubte Deutung ge-

Ob die von Enzersdorf Rauhenstein durch die letzte Hälfte des 14ten und das ganze 15te Jahrhundert besessen haben, weiß man auch nicht. Man findet wenigstens keine Erwähnung des Schlosses in diesen Zeiten.

Unter den wechselnden Besitzern des Rauhensteins ist besonders Wilhelm von Puchhaim durch die Frevelthat seiner Leute bekannt geworden, welche 1499 den Kammerwagen der Gemahlin Kaiser Maximilians I., als sie sich nach geendigtem Wochenbette aus den Bädern von Baaden nach dem Kloster Heiligenkreuz im Walde, und von da wieder zurück nach Neustädt begeben wollte, plünderten. Diesen Frevel zu bestrafen, schickte der Kaiser Kriegsvolk von Wien, und bot auch die Leute am Gebirge zur Eroberung dieser Bergveste auf. Es wurde schweres Belagerungszeug vor selbige geführt, und sie nach starker Gegenwehr endlich auch mit Sturm eingenommen. Puchhaim führte man mit seinen räuberischen Knechten so lange nach Neustadt in gefängliche Haft, bis die Sache zwischen ihm und dem Kaiser wieder ausgeglichen war. Daß aber Puchhaim bei dieser Ausgleichung nicht ungestraft wegkam, läßt sich daraus schließen, daß im Jahre 1501, sichern Urkunden zu Folge, Rauhenstein an Heinrich Prüschenckh, Grafen zu Hardeck, pfandweise verliehen wurde.

Im 16ten Jahrhundert ging diese Burg wieder durch die Hände verschiedener Besitzer. Im Jahre 1624 besaß sie, zugleich mit Rauheneck, der Ritter Helmhard Bayr, der 1635 in den Freiherrnstand erhoben wurde. Durch

seine Tochter kamen diese Besitzungen an die Grafen von Hochkirchen, und da diese wegen Religionsunruhen das Land verlassen mußten, in Rauhenstein aber alle Einwohner Protestanten waren, so kam es an den kaiserlichen Gesandten in der Türkei, dem von Quarient und Raal. Durch dessen Tochter kam es wieder an den Freiherrn von Piazzone, und nach dessen Tode, 1741, an deren zweiten Mann, dem von Dobblhof, bei welcher Familie auch seit dieser Zeit sowohl Rauhenstein als Rauheneck und Scharfeneck geblieben sind.

Vielleicht ist es jener Gesandte in der Türkei, der die Corylus arborea pflanzen ließ, die man noch gegenwärtig als hunderjährige Bäume in den Ruinen dieser Schlösser findet. Um das Jahr 1749 war Rauhenstein noch völlig bewohnbar. Jetzt wohnt ein Mann da, der für seine pittoreske Wohnung jährlich zehn Gulden bezahlt, und dabei den stillen Vortheil genießt, mehrere hundert Gulden aus dem Peche der Nadelwälder zu ziehen, die er um Tausende verdirbt und in Kienruß verwandelt.

Für die Badegäste in Baaden sind Rauhensteins Ruinen ein höchst angenehmer und ein sehr besuchter Punkt. Ein bequemer Weg führt hinauf, und den Thurm ersteigt man auf 160 theils steinernen, theils hölzernen festen Stufen. Oben auf seiner Zinne, die ringsum mit starkem Geländer versehen ist, genießt man der herrlichsten Aussicht in das rechts sich verengende, links sich freundlich eröffnende Helenenthal und hinüber auf die Burgen Rau-

sehr dürftig. Zuverlässige Nachrichten davon findet man erst im Jahre 1456, wo es die Grafen von St. Görgen und Bazin zugleich mit Berchtoldsdorf bis 1460 besaßen. Das ist aber auch alles, denn wann es zerstört wurde, und warum? das sind Fragen, deren Beantwortung auch keine einzige der vielen Chroniken Oesterreichs beantwortet. Man sollte hieraus fast auf seine wenige Bedeutsamkeit schließen können, da doch die Schicksale des nachbarlichen Rauhensteins und Rauhenecks nicht unaufgezeichnet blieben.

* * *

Es giebt von diesen drei Burgen oder ihren Ruinen mehrere Abbildungen; doch kenne ich sie nicht genau. Bekannt sind mir nur die von Rauhenstein und Rauheneck, welche von Haldenwang gestochen, in Hofer's Naturschönheiten und Kunstanlagen der Stadt Baaden in Oesterreich, Wien 1811, quer Oktav, sich befinden. Dieses elegante Taschenbuch, die Ausflüge nach dem Schneeberge in Unterösterreich, von Schultes, 2te Auflage, 2ter Band, Wien 1807, und der 4te Band der Länder- und Völkermerkwürdigkeiten des österreichischen Kaiserthums, von Sartori, Wien 1809, sind für mich die Quellen gewesen, die ich hier benutzte.

41.

Mansfeld.

Tief verschüttete Basteien mahnen
An der Vorzeit kriegerische Pracht;
Um den Thurm, wo Schwerdter blitzten,
Kreis't der Dohlen reger Schwarm;
Längs dem Wall, wo Stärkre Starke schützten,
Breitet Epheu seinen kalten Arm.

F. Krug von Nidda.

41.

Mansfeld.

Kaiser Heinrich, wahrscheinlich der vierte oder fünfte, hielt sich einst in seinem Pallaste zu Wallhausen in der goldenen Aue auf. Da trat einer seiner Mannen zu ihm, und sprach:

„Herr! schenkt mir ein Stück Feldes zum Eigenthum, das an die goldene Aue grenzt, und so groß ist, daß ich es mit einem Scheffel Gerste umsäen kann."

Der Kaiser lächelte ob der seltsamen Bitte, bewilligte sie aber ohne Anstand. Er würde dem Ritter das Doppelte bewilligt haben, hätte er darum gebeten, denn er liebte ihn persönlich als einen guten Gesellschafter, und als braver Soldat war er ihm viel werth und brauchbar.

Der Ritter — sein Name ist verloren gegangen — nahm nun einen Scheffel Gerste, und umsäete damit die Grenzen der nachherigen Grafschaft Mansfeld. Neidisch sahen dies die übrigen Mannen oder Lehnsträger des Kaisers mit an, und da sie auch meynten, er habe die Erlaubniß ihres Herrn durch eine unerlaubte Deutung ge-

mißbraucht, so eilten sie, dem Kaiser es sogleich zu hinterbringen. Aber der Kaiser sprach:

„Gesagt ist gesagt. Das ist und bleibt nun des Mannes Feld!“

Mannes-Feld, Mansfeld; da hätten wir ja einmal die Entstehungsgeschichte eines Ländernamens aus der frühesten Zeit, so klar, als es nur möglich seyn kann, abgeleitet! Doch, wenn auch dieses Histörchen nichts anders ist, als eine liebliche Dichtung des Volks, so bleibt es doch immer ein sonderbarer Zufall, daß sich im gräflich Mansfeldschen Wappen Gerstenkörner befinden. Die Heraldiker haben zwar Wecken daraus gemacht, allein es sind Gerstenkörner. Wie diese aber da hineingekommen, wie lange sie schon darin sind, und ob sie auf Veranlassung jener altdeutschen Mythe hineinkamen, das sind freilich Fragen, deren Beantwortung schwer seyn möchte, uns jedoch hier nicht weiter aufhalten soll. Wappenforscher mögen das untersuchen und darüber entscheiden.

So viel bleibt gewiß, daß die Grafen von Mansfeld ein sehr altes Geschlecht waren. Peccenstein, ein alter Chronist, erzählt in seinem „Sächsischen Theater“, daß schon im Jahre 542 ein Graf von Mansfeld, Hoier der Rothe genannt, am Hofe König Arturs von England, und einer aus der Tafelrunde gewesen sey. Und Rixner in seinem Turnierbuche — worin freilich oft über die Grenzen der Wahrheit hinaus turnirt wird, — berichtet, daß Graf Otto von Mansfeld im Jahre 930, auf einem

Turnier in Magdeburg den besten Dank im Balgerennen verdient habe.

Es möchte nun beiden Herren zwar etwas schwer werden, den Beweis über diese Angaben zu führen, denn auch das uralteste Geschlecht wird es nicht vermögen, seine Abstammung aus dem Zeitalter Karls des Großen, mit Urkunden beglaubigt, ableiten zu können; aber eins der ältesten deutschen Geschlechter, eins der angesehensten, reichsten und ausgebreitetsten, bleibt ganz unbezweifelt das der Mansfelder Grafen. Es wurde immer mit unter den edeln Geschlechtern aufgeführt, aus welchen die Sachsen ihre zwölf Vierherren und aus diesen in Kriegszeiten ihren Heerführer, ihren König oder vielmehr ihren Kriegsfürsten erwählten.

Ueber die Grafschaft Mansfeld, deren Namen die politische Geographie unserer Tage nicht mehr kennt, herrschte diese Familie. In viele Zweige zersplitterte sie sich, und auf mehrern Bergen dieses Ländchens sehen wir noch jetzt die Trümmer ihrer Wohnsitze. Nach und nach werden wir diese alle kennen lernen. Jetzt wollen wir mit ihrer Stammburg den Anfang machen.

Mansfeld, über dem Städtchen gleiches Namens, war einst eine weitläuftige, prächtige Burg, deren stolze Zinnen weit umher den Reichthum ihrer Besitzer verkündigten, und deren Festigkeit manches Heer anerkennen mußte. Jetzt ist sie eine schöne Ruine, und nur ein kleiner Theil des Ganzen wird, unter völlig veränderter Gestalt, noch erhalten und bewohnt.

.... Ich bestieg im Sommer 1811, vom Städtchen aus, den steilen, auf der andern Seite aber ganz flach ablaufenden Berg, der sie trägt. In der Mitte desselben schützen Anpflanzungen gegen die Sonnenhitze, und geleiten bis vor das äußere Thor, das seine Form, aus den Zeiten der gothischen oder altdeutschen Bauart, mit der unsers heutigen Geschmackes vertauschen mußte. Eine jetzt feststehende, sonst eine Zugbrücke, führt über den Wallgraben durch ein zweites Thorgewölbe, aus dem man auf den sehr großen Burghof tritt. Gerade vor sich sieht man ein neues bewohntes Gebäude, sonst aber umgeben den ganzen Schloßhof Ruinen — ein Kontrast, der dem Auge nicht wohlthut. Jenes bewohnte Gebäude errichtete im Jahre 1795 der nun verstorbene Oberbergrath Bückling. Er hatte das ganze Schloß nebst einiger Ländereyen für 800 Rthlr. und gegen Erlegung eines jährlichen Kanons von 126 Rthlr. erkauft, und von ihm rühren alle Veränderungen mit der Burg, so wie alle Anlagen um dieselbe, her. Jetzt ist sie in andern Händen, und ein Saal nebst einigen Zimmern, sind zu einem öffentlichen Vergnügungsorte eingerichtet.

Unter ihnen sind noch die vortrefflichsten Keller. Wenn man die Menge und die Größe aller noch vorhandenen brauchbaren und nicht mehr brauchbaren Keller sieht, so findet man die Sage, daß auf dieser Burg sonst ganz vorzüglich wacker gezecht worden sey, gar nicht unwahrscheinlich. Die Verzierungen über einigen Eingängen dieser Bachustempel belegen es nicht minder, wie

sehr man sie ehrte und solcher Dekorationen werth hielt. Ueber dem einen ist folgendes in Stein gearbeitetes Basrelief: Zwei männliche Figuren, vielleicht Knappen, trinken aus großen Krügen, eine dritte schenkt ein, und eine vierte giebt das Genossene von sich, welches ein Hund wieder zu sich nimmt. Darüber stehen die Worte: Quid est, bapsi! *) Liebe zum Trunk, Rohheit des Geschmacks in der Verzierung und der Denkart jenes Zeitalters lesen wir verfeinerte Enkel deutlich in dieser Darstellung. Welcher Fürst, und wenn er es auch mit den Grafen von Mansfeld im Trinken aufnehmen könnte, möchte jetzt wohl seinen Weinkeller mit einem solchen offenen Bekenntnisse seiner Schwachheit schmücken lassen! — Ueber einem andern Keller thront der Weingott — der gräfliche Lare — auf einem Fasse, und schwingt fröhlich den Becher. Ueber ihm schwebt sein Titel: „Bachus deus vini." Luther, der sehr oft in Mansfeld war, dessen Eltern hier ein Haus hatten, über dessen Thür man auch die Buchstaben M. L. findet, und der von den Grafen zur Ausgleichung mancher Dissonanz in der Familie gebraucht wurde, machte ihnen einst einen Besuch. Da kam ihm auf der Wendeltreppe der Wein entgegengeflossen. „Nun, nun", rief er mit prophetischem Geiste und mit Unwillen den taumelnden Zechern zu: „ihr Herren düngt schön, da wird einmal brav Gras darnach wachsen!" Und — es wuchs Gras darnach!

*) Was ist's, ich habe getrinkt!

Alles, was den Schloßhof umgiebt, ist, wie gesagt, außer dem bewohnten Theile, Ruine. Davon ist jetzt noch das merkwürdigste Stück die Kirche. Ehe der Oberbergrath Bückling das Ganze umstaltete, war sie noch völlig brauchbar zu gottesdienstlichen Verrichtungen. Er aber ließ das Dach abnehmen, um auf dem Gewölbe der Kirche einen Garten anzulegen. Das eigenthümliche Unternehmen ist aber nicht ausgeführt worden, wirkte indessen sehr nachtheilig auf das Gebäude, und wird seinen Untergang beschleunigen. Im Innern ist fast alles zerstört. Durch die zerbrochenen Fenster saust der Wind, durch die Decke dringt schon die Nässe ein, und wenn nicht bald diesem Vernichten der Elemente entgegengearbeitet wird, wozu es leider! den Anschein nicht hat, so möchte diese Kirche bald auch das Schicksal ihrer Umgebungen theilen. Noch ist dem Zerstören die Darstellung einer biblischen Geschichte entgangen, welche ein Gefangener in seinem Kerker mit dem Taschenmesser in eine große hölzerne Tafel schnitt. Sie soll ihm die Freiheit wieder verschafft haben. Um den Altar herum sind auch noch einige Grabsteine, von welchen der des Grafen Günther IV. besonders schön ausgearbeitet ist, und über ihm hänge ein Gemälde, die Kreuzigung, das Begräbniß und die Himmelfahrt Christi, das von Lukas Kranach seyn soll. Ist es wirklich von ihm, so verdient es eine bessere Stelle, denn hier möchte es bald ein Spiel der Winde werden.

Hinter dem sogenannten Kavalierstande ist ein Behältniß mit einem eisernen Gitter, in welchem ein hölzernes Marienbild steht, das einen vergoldeten Zettel mit der Inschrift: ave gratia plena hält. Ueber demselben steht von außen, Hoyer G. u. H. Z. M. 1519. Hier befand sich auch ehedem ein Meßaltar, auf welchem das von fein polirtem Alabaster gearbeitete Bild Christi mit der Dornenkrone stand, welches Maria mit thränenden Augen in den Armen hielt. An diesem Altar waren auch Seitenflügel mit alabasterten Figuren geziert. Alles wurde aber vom Grafen Franz Maximilian, der sich einige Zeit auf diesem Schlosse aufhielt, seiner Schönheit und Seltenheit wegen mit nach Wien genommen.

Wenn die katholischen Grafen von der Bornstedtschen Linie sich auf dem Schlosse Mansfeld aufhielten, so versuchten sie es wohl, nach dem Gebrauche ihrer Kirche hier Gottesdienst halten zu lassen. Graf Karl Adam, als er 1658 etliche Wochen hier gewesen war, ließ Sonntags das Schloßthor verschließen, so daß weder Prediger noch Zuhörer aus der Stadt in die Kirche kommen konnten, ja er nahm sogar den Kirchenschlüssel an sich. Einstens ließ er Sonntags, als die Predigt angehen sollte, die Kirche für sich öffnen, und von seinem Pater öffentlich Messe lesen, und der mansfeldsche evangelische Prediger mußte so lange warten, bis die Messe vorüber war. Da er dies öfter that, so beschwerte sich das Konsistorium beim Senior des Hauses, und da hatte es ein Ende. Als einige Zeit nachher Graf Franz Maximilian aus Wien sich hier aufhielt,

ließ dieser sogar durch einen Jesuiten, der zuvor die Kanzel und die Stufen des Altars mit Ruthen gestrichen hatte, hier katholischen Gottesdienst halten. Früher hatten die Grafen ihren eigenen Hofdiakonus, der vor dem Schloßthore wohnte. Nachher wurde aber der Gottesdienst von den beiden Predigern der Stadt Mansfeld versehen, bis auch dies vor ungefähr dreißig Jahren aufhörte.

Ewig Schade bleibt es, daß man diesen Tempel, in welchem Luthers kräftige Stimme oft wiederhallte, verfallen läßt. Noch wäre es möglich, ihn mit nicht allzu großen Kosten wieder herzustellen, oder doch gegen den Andrang der Zerstörung zu schützen. Außerdem möchte er wohl in zehn Jahren nicht mehr zu erkennen seyn.

Im Schloßhofe findet man über der Thür eines Treppenthürmchens des Grafen Albrechts VII. von Mansfeld Bild, in Stein. Es ist eigentlich sein Grabstein gewesen, der in der Mansfelder Stadtkirche auf seinem Grabe lag, von Bückling aber hier aufrecht stehend eingemauert wurde. An den vier Ecken desselben sieht man das Beichlingsche, Hohensteinsche, Altenborksche und Mansfeldsche Wappen.

Ein tiefer Brunnen liefert noch immer das vortrefflichste Wasser.

Wenn man vom Gewölbe der Kirche herab die ganze Ruine betrachtet, so kann man mit einem Blicke die alte Größe aus der Größe der Zerstörung lesen. Welch ein Umfang, welch eine Menge sich durchkreuzender Mauern, welche Masse von Steinen! Verirren könnte man sich

zwischen ihnen, wie in einem Labyrinthe — so weitumfassend, so ansehnlich war diese feste Burg eines Geschlechts, dessen ausgebreitete zahlreiche Aeste, eben so wenig ein gänzliches Absterben ihres Stammes erwarten ließen, als daß die festen Zinnen Mansfelds sich je unterm Joche der Auflösung beugen würden.

Die Aussicht von dem Schlosse ist unbedeutend. Man sieht unter sich im Thale das Städtchen Mansfeld, von hohen schwarzen Schlackenbergen sonstiger Schmelzwerke, wie von Wällen umgeben, und ringsum eine Fläche kahler Hügel, in welche der Bergmann gleich dem Maulwurf alles unwühlte und große Halden tauben Gesteins zurückließ. Etwas freundlicher ist die Gegend im Thale der Wippra entlang, wovon man einen kleinen Theil sieht.

Des Schlosses Mansfeld erwähnt Helmbold, ein alter Historiker, schon im Jahre 981, indem er erzählt, daß das Land umher in des Kaisers Otto II. Ungnade gefallen sey, weil es die Hunnen geduldet und verproviantirt habe. Die Entschuldigung, daß diese Lieferung von Lebensmitteln mit Gewalt eingefordert worden sey, wäre nicht für hinreichend gehalten, sondern das Land verwüstet und in die Acht erklärt worden. Bei dieser Gelegenheit wäre auch das Schloß zerstört. Spangenberg erwähnt in seiner Mansfeldschen Chronik, des Schlosses zuerst im Jahre 1082. Man wird hierüber zu keiner Gewißheit mehr kommen, wahrscheinlich ist es aber, daß es sehr früh da war, aber erst im zehnten und elften Jahrhundert, wegen der öftern Einfälle der Wenden, stärker befestigt

wurde. Die Gestalt einer eigentlichen Festung erhielt Mansfeld späterhin, wahrscheinlich zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts. Um diese Zeit fingen die Grafen an, viele Kosten auf die Befestigung ihrer Stammburg zu wenden, und sich der damals berühmtesten Baumeister zu bedienen. Im Jahre 1517 ernannten sie deshalb eine förmliche Baukommission, und jeder der regierenden Grafen machte sich verbindlich, jährlich 200 Gulden gutes Geld zum Festungsbau herzugeben. Als Kaiser Karl V. 1547 das Schloß belagern ließ, und es auch endlich, jedoch durch Kapitulation, bekam, wurden zwei Jahre darauf die Festungswerke noch mehr verstärkt. Ein damals berühmter Baumeister, Christoph Stieler aus Magdeburg, leitete den Bau, wofür er guten Sold, ein neues Kleid, und freie Kost bekam."

Man sieht hieraus, daß die meisten Befestigungen im sechzehnten Jahrhundert geschahen. Es war auch in der That für die damaligen Zeiten eine ausgezeichnete Festung. Ringsum liefen doppelte sehr tiefe Graben, hohe Wälle, starke Mauern, und weitläufige Außenwerke, die nach Eisleben zu, auf der platten Seite, am stärksten waren. Es hatte Pulvermagazine, Lärmplätze, ein Zeughaus, doppelt befestigte Thore u. s. f.

In der Streitigkeit, welche Graf Albrecht VII. von Mansfeld mit seinen Vettern hatte, und während des Feldzugs, den er mit dem Kurfürsten von Sachsen, Johann Friedrich, machte, ließ er das Schloß wohl besetzt halten, und da er die gewöhnliche Besatzung desselben im

Felde brauchte, so mußten Bürger von Eisleben ihre Stelle vertreten. Als dieser Graf 1545 vom Kaiser Karl V. in die Acht erklärt, und sein Antheil an der Grafschaft seinen Vettern zugesprochen wurde, so baten diese den Kaiser, der eben in Halle war, um Militair, um sich in den Besitz der ihnen zugetheilten Güter zu setzen. Dieser, dem selbst viel daran lag, diese Festung in seine Gewalt zu bekommen, willigte gern ein, und sendete ein Heer zur Eroberung. Nach vielen vergeblichen Versuchen, es zu erstürmen, kam es zu einer förmlichen Belagerung. Oft wurde die feste Burg zur Uebergabe aufgefordert, aber die Besatzung schlug es immer aus. Erst, als sie sich zu schwach fühlte, längern Widerstand zu leisten, und alle Hoffnung zum Entsatz verschwand, ergab sie sich, wie oben erwähnt, auf ehrenvolle und vortheilhafte Bedingungen.

Im Jahre 1575 wurde Mansfeld auch wieder belagert und eingenommen. Die Veranlassung dazu war folgende: Unter den Theologen damaliger Zeit herrschte ein höchst polemischer Geist. Man konnte sich nicht darüber vereinigen, ob man den Katholiken in einigen Nebendingen nachgeben, oder auf den Lutherischen Grundsätzen beharren sollte. Melanchthon war zum Nachgeben geneigt. Ihn und seine Anhänger nannte man Interimisten und Adiaphoristen. Diesen widersetzte sich aber Flacius Illyricus, der noch nebenbei die eigene Meinung von der Erbsünde hatte, daß sie als das moralische Erbübel im Menschen mit zum Wesen und zum Grundstoff der mensch-

lichen Natur gehöre, Christus daher, der die menschliche Natur an sich genommen, nicht wahrhaftig unser Fleisch und Blut an sich genommen haben könne. Unter seine Anhänger zählte er auch den Magister Cyriacus Spangenberg, den mansfeldischen Historiographen.

Die Eislebensche Geistlichkeit, die das strenge Lutherthum behauptete; focht ihn deshalb sehr an, die Grafen von Mansfeld, die ihn als einen brauchbaren Mann schätzten, nahmen ihn aber immer in Schutz. Auf einer Synode, die 1554 in Eisleben gehalten wurde, war Spangenberg auch. Hier ließ er es sich zu deutlich merken, daß er über die Erbsünde Flacianische Grundsätze hege. Man warnte ihn deshalb, es half aber nicht. Er vertheidigte sogar auf der Kanzel diese Grundsätze. Als sich nun gerade um diese Zeit unter den Grafen von Mansfeld eine Uneinigkeit entspann, wobei Spangenberg beiden Theilen nicht zugleich beipflichten konnte; so wurde die theologische Meinung Spangenbergs zum Vorwande genommen, ihn seines Amts zu entsetzen, und ihn des Landes zu verweisen. Um dies zu bewerkstelligen, ließ der Administrator von Magdeburg, Joachim Friedrich, am Neujahrsabende 1575 wirklich einige hundert bewaffnete Bürger aus Halle entbieten, um Mansfeld zu besetzen, und Spangenberg nebst seinen Anhängern zu arretiren. Es geschah; das Schloß, wo Spangenberg war, wurde eingenommen, aber dieser war schon in Weibskleidern geflüchtet, und glücklich entkommen.

Im dreißigjährigen Kriege sah man vorzüglich die Wichtigkeit des Schlosses Mansfeld ein, und jede von den kriegführenden Partheien suchte sich desselben zu bemeistern. Dies zog dem Lande die größten Gefahren und die schrecklichsten Kriegsübel zu. Während dieses Kriegs ist es siebenmal eingenommen worden, aber nie mit stürmender Hand, sondern entweder durch List, oder durch Kapitulation. Im Jahre 1630 nahmen es die Soldaten des Bischofs in Halle, der Administrator in Magdeburg war, durch folgende List ein. Am 7ten September zogen sie, unter Anführung des Obersten Bock, eines Halloren Sohn aus Halle, des Nachts von Querfurt, von sechs leeren Wagen begleitet, aus. Als sie nicht fern mehr von Mansfeld waren, legten sich Soldaten auf die Wagen, und ringsherum bedeckte man sie mit Spreusäcken. Unter den Schloßwächtern war kein Laokoon, der diese Nachbildung des trojanischen Pferdes erst näher zu untersuchen vorgeschlagen hätte, und da sie auf die Frage, was man bringe, die zuverlässige Antwort erhielten: Hafer vom Kloster Mansfeld, so passirten die Wagen auch ein. Kaum aber, daß die Hälfte auf dem Schloßhofe war, als die verborgenen Soldaten hervorsprangen, sich der Thore bemächtigten, bis die Reiterei nachkam, und das ganze Schloß mit Fußvolk und Reitern besetzt wurde.

Im Jahre 1631, nach der Eroberung Magdeburgs, lagerte sich die kaiserliche Armee auf ihrem Rückzuge in dem Wiesenthale bei Burgörner, und der Generalstab

war auf dem Schlosse Mansfeld. Der kaiserliche Kommandant des Schlosses hieß Hartmann. Er war zuvor Trompeter gewesen, hatte sich durch tollkühne Streiche, was man oft Tapferkeit nennt, emporgehoben, verläugnete aber auch den Charakter solcher aus der Tiefe heraufgeklimmter Personen nicht. Er war barsch und stolz gegen Untergebene, anmaßend und herrschsüchtig gegen jedermann. Bei solchen Eigenschaften, die noch obenein das Kriegsglück begleitete, ließ sich freilich kaum ein erträgliches Schicksal für Schloß und Stadt Mansfeld erwarten. Und so war es auch. Die Bürger der Stadt mußten ungeheure Lieferungen thun. Bei der Schloßkirche ließ er ein großes Stück Mauer aufführen, wozu die Einwohner der Gegend umher die Materialien liefern und fröhnen mußten. Was nicht gutwillig gegeben wurde, ließ er mit Gewalt nehmen. Getreide, Lebensmittel, Betten, Tischzeug, Kessel, Geräthe aller Art, alles ließ er nehmen, auf das Schloß bringen, und kein Mensch erhielt jemals etwas davon wieder zurück. Kurz, es ging eben so zu, wie wir es in unsern Tagen sattsam erlebt und gefühlt haben. Der Graf Wolfgang von Mansfeld, kaiserlicher Generalmajor und Kriegsrath, war auch auf dem Schlosse, und mußte allen diesen Unbilden Hartmann's ruhig mit zusehen. Ob ers gern that? — wir wollen's glauben, aber freilich stimmt sein übriges Benehmen nicht damit überein. Er ließ nemlich nach der Eroberung Magdeburgs alle Kanonen um das Schloß dreimal abfeuern, und auch von der Garnison Freudensalven geben.

Er ließ ferner einen großen Vorrath Kriegsmunition hinaufschaffen, und sogar Kanonen daselbst gießen. Seine große Zuneigung zum österreichischen Hause bewirkte dies alles. Er schmeichelte sich, wenn die Schlacht bei Leipzig, der man damals entgegensah, für des Kaisers Armee glücklich ablaufe, er mit der Erhebung in den Fürstenstand belohnt werden würde. Allein er täuschte sich. Nach der Leipziger Schlacht besetzten die Schweden sein Schloß. Im folgenden Jahre, 1632, überließen diese es den kursächsischen Truppen, mittelst Kapitulation. Die Wichtigkeit des Postens war aber zu einleuchtend, als daß sie sich nicht hätten alle Mühe zu seiner Wiedererlangung geben sollen. 1636 schon machten sie den ersten Versuch dazu, aber umsonst. Drei Jahre nachher aber belagerten sie es ernstlich, und beschossen es elf Wochen lang. Der sächsische Hauptmann von Schaller, der Kommandant davon war, verheidigte sich aber so tapfer, daß sie nichts ausrichten konnten. Der schwedische General Wrangel, welcher die Belagerung geführt haben soll, und der Oberste, Erich Hanssohn, legten an drei verschiedenen Orten Minen an, ließen unter andern die große Bästei, der Stadt gegenüber, auf funfzehn Ellen untergraben, Pulver darunter bringen, und sprengen. Ungeachtet nun dadurch eine große Oeffnung entstand, so wurde doch nichts ausgerichtet, denn die Garnison wurde immer durch Landvolk verstärkt, und vertheidigte sich aufs tapferste. Darauf legten die Schweden eine neue Mine an, wodurch sie dem Schloßbrunnen so nahe kamen, daß man den Versuch machen

wollte, durch einen mit Gift gefüllten Sack das Wasser zu vergiften, und auf diese Art die Besatzung zu tödten. Aber dieses schändliche Vorhaben wurde durch eine Gegenmine entdeckt, und der Giftsack gefunden. Man hat ihn eine lange Zeit zum Andenken auf dem Zeughause im Schlosse aufbewahrt. Als endlich Torstensohn von Halberstadt aus über Mansfeld zog, mußte Schaller der Uebermacht weichen. Er übergab das Schloß auf eine ehrenvolle Kapitulation. Der schwedische Oberst Weiße wurde nun Kommandant darauf, der die ganze Gegend umher entsetzlich drückte, und unerschwingliche Brandschatzungen erhob.

Im Jahre 1642 belagerten es die Kaiserlichen wieder. Ein Italiener, Don Matthäus, Freiherr von Moncado, kommandirte die Belagerung, konnte aber nichts ausrichten. Weiße spottete seiner auf alle Art. Er ließ seine Soldaten am hellen Tage am Schloßberge um die Festung spatzieren. So oft eine feindliche Kugel auf die Mauern traf, ließ er den getroffenen Ort im Angesichte des Feindes mit einem Federwisch abkehren. Und, dem Italiener zum Hohn, ließ er eine Ziege in Seidenzeug nach italienischer Art kleiden, mit Bändern schmücken, und den Schloßberg hinabgehen, um sich den Belagerern zu zeigen. Moncado war darüber äußerst aufgebracht. Er ließ in der folgenden Nacht, unweit der hintersten Bastei, auf dem sogenannten Coventsberge, einen Schnellgalgen aufrichten, und die Ziege in ihrem

Schmucke daran hängen. Als dies Weiße am andern Morgen gewahr wurde, ließ er den Galgen umhauen, und sammt der Ziege den Berg hinabstürzen. Hierauf zog Moncado beschämt mit seinen Truppen ab. Er wiederholte zwar kurz nachher ein Oberst Koch mit seinem neugeworbenen Regimente, in Verbindung mit dem sächsischen Oberstwachtmeister Rinkard, die Versuche, das Schloß einzunehmen, Weiße war aber auf seiner Hut, und da er von dem schwedischen General Königsmark Verstärkung erhielt, so mußten auch diese Feinde wieder abziehen.

So war die Burg und Veste Mansfeld während des langwierigen dreißigjährigen Kriegs ein steter Zankapfel aller Partheien, und für das Land eine wahre Geißel.

Als am 14ten Oktober 1648 der westphälische Friede geschlossen war, ließ der damalige Kommandant des Schlosses, Georg Wendler, ein geborner Schottländer, alle Kanonen um die Festung zu drei verschiedenen Malen abfeuern, und die Garnison Freudensalven geben. Sein Nachfolger im Amte, der Oberst Otto Welseky, räumte am 12ten August 1650 dem Grafen Christian Friedrich von Mansfeld das Schloß wieder förmlich ein, und übergab ihm die Schlüssel dazu. Die Spuren der vielfachen Belagerungen waren da überall in den Ruinen mancher Gebäude sehr stark zu sehen.

Im Jahre 1663 ließen die Grafen von Mansfeld eine Kompagnie Soldaten zu Fuß, als ein Reichskontingent, gegen die Türken werben, welche der Sohn des Obersten Hötensleben auf dem Schlosse in den Waffen übte. Wegen besorglicher Kriegsunruhen wurde dieses auch damals, auf Anordnung des Administrators des Erzstifts Magdeburg, als Lehnsherrn der Grafen, mit Mannschaft, Proviant und sonstigen Kriegsbedürfnissen versehen, die Festungswerke wurden größtentheils wieder hergestellt, und eine magdeburgsche Besatzung blieb hier bis zur Zerstörung derselben im Jahre 1674.

Als nemlich im Jahre 1672 in Leipzig ein obersächsischer Kreistag gehalten wurde, trugen die mansfeldschen Stände selbst auf die gänzliche Vernichtung der Festungswerke von Mansfeld an. Als Bewegungsgründe hierzu führten sie an, daß das Land die Kosten ihrer Erhaltung und der Besatzung nicht mehr aufzubringen im Stande, und bei neuen kriegerischen Ereignissen das Land abermaligen Verheerungen durch diese Festung ausgesetzt sey. Der Erzbischof von Magdeburg fand, so wie der Kurfürst von Sachsen, nichts Bedenkliches bei der Gewährung dieser Bitte; und da auch die Grafen selbst einwilligten, die Stände sich, die Kosten zu tragen, erboten und gleich 4500 Rthlr. zusammenbrachten, so wurde die Schleifung der Werke beschlossen.

Der Anfang wurde am 1sten Junius 1674, durch 400 Bauern und dreißig Bergleute gemacht. Sie riffen

zuerst das vor dem Schloßthore angelegte starke Ravelin, dann die Mauern an den Graben der vordersten Bastei, der Stern genannt, nieder, wozu sie sich, wegen der Stärke und Festigkeit der Mauern, des Pulvers bedienen mußten. An der großen Bastei gegen Eisleben zu, die Katze genannt, fand man eine zugemauerte Thür, und nach Eröffnung derselben noch eine starke eiserne Thür mit fünf größern Schlössern. Man öffnete auch diese, und fand in einem Gewölbe verschiedene Todtengerippe. Es ist sehr zu bedauern, daß man bei dieser Schleifung keine Aufmerksamkeit auf die sehr wahrscheinlich an mehrern Orten angebrachten Jahrzahlen und Inschriften gewendet hat, wodurch man gewiß mehr Aufschlüsse über die Erbauung des Schlosses und der Festungswerke erhalten haben würde. Man sieht noch jetzt Spuren der gewaltsamen Zerstörung, besonders an der hintern Seite, wo ganze Wände der gesprengten Mauern in dem um das Schloß laufenden Graben liegen, welche weder Gewalt noch die Zeit zerbröckelt haben. Wenn man bedenkt, daß diese Veste nicht auszuhungern war, da sich die Besatzung das nöthige Getreide selbst in den Ringmauern derselben bauen konnte, da ihr in dem sehr tiefen und noch gangbaren Brunnen das reinste Wasser quoll, und sie sich durch die nach Eisleben und nach der Stadt Mansfeld unter der Erde weg laufenden fahrbaren Gänge, von welchen nur die Eingänge noch zu sehen sind, alle Lebensmittel verschaffen konnte; so war es freilich in damaligen Zeiten nicht unbillig, wenn man so nachdrücklich

auf ihre Zerstörung drang. Bei unserer jetzigen Kriegsverfassung würden freilich nur wenige Stunden erforderlich seyn, um das Schicksal einer solchen Festung entschieden zu sehen.

Vor der Demolition war diese Festung mit mehrern Kanonen besetzt, welche alle das mansfeldsche Wappen führten. So soll auch auf der Bastei, die Katze genannt, ein großes Stück Geschütz gestanden und den Namen: die wilde Katze, geführt haben. Auf der andern Bastei, gegen Leimbach hin, stand aber das größte Stück Geschütz, welches durch seine Ablösung das ganze Wipperthal mit Schrecken erfüllte, und gleich der Bastei, der Fuchs genannt wurde.

Die Grafen von Mansfeld hatten mehrentheils auf diesem Schlosse neben den fremden Besatzungen und Kommandanten auch ihre eigenen Burggrafen und Kommandanten. Diese hatten der großen Tafelstube gegenüber ihre Wohnung auf dem Vorderorte, welche auch daher noch, so lange dieses Gebäude stand, die Kommandantenstube hieß. Jene, die Burggrafen, wohnten meistentheils über dem äußersten Thore.

Mansfeld war das vorzüglichste Schloß unter sechzehn Schlössern der Grafen. Es hatte in alten Zeiten viele, nach damaliger Art prächtige Gebäude, und die ganze weitläufige Burg war im Dreieck erbauet. Die Faßaden desselben hießen Vorder-, Mittel- und Hinter-

ort, und die Linien der Bewohner nannten sich hiernach die Vorder-, Mittel- und Hinterortsche Linie. Als die Grafschaft durch den Ankauf mehrerer Herrschaften und Güter und durch Erbschaften sich immer mehr erweiterte, wurden auch die sonst so geliebten Theilungen immer häufiger. Im Jahre 1475 entstanden die Vorder- und Hinterortschen Linien, wovon die letztere sich wieder in die Mittelortsche oder Schraplauische und Hinterortsche theilte, und die erstere sogar in sechs verschiedene Zweige sich ausbreitete. Graf Ernst II. hatte unter zwei und zwanzig Kindern elf Söhne, wovon sechs die Bornstedtsche, die Eislebensche, die Friedeburgsche, die Arnsteinsche, die Arternsche, und die Heldrungensche stifteten. Ungeachtet dieser vielen Linien und der starken Anzahl Köpfe — im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts bestand die ganze Familie aus 73 Seelen — waren sie doch im Jahre 1710 schon, bis auf die Bornstedtsche, sämmtlich wieder ausgestorben.

Mit dem Entstehen dieser Linien gingen auch die vielen Schlösser in der ganzen Grafschaft hervor, welche sonst die Residenzen waren, und jetzt theils in ihren Ruinen liegen, theils in Brauhäuser und Kornmagazine umgewandelt sind. In Eisleben, Mansfeld, Querfurt, Heldrungen, Arnstein, Schraplau, Friedeburg, Seeburg, Artern, Bornstedt und Leimbach findet man noch die Reste eines sonstigen Schlosses, mehr oder weniger verfallen.

Jene drei gräflichen Residenzen im Mansfelder Schlosse unterschieden sich auch durch die Farbe. Der Vorderort war roth, der Mittelort gelb, und der Hinterort blau angestrichen. Es hat sich von diesen drei Sitzen der Vorderort am längsten erhalten, von dem Mittel- und Hinterorte war nur das Mauerwerk übrig geblieben. Durch den ehemaligen Verfall der Grafen, durch die Zerrüttung ihrer Finanzen, und durch die Verwüstungen, welche dieses Schloß im 30jährigen Kriege erlitt, war es fast unmöglich geworden, diese Gebäude wieder herzustellen und im Stande zu erhalten. Der Graf Hans Georg der dritte, welcher der letzte von der Eislebenschen oder Lutherischen Linie und auch der letzte Graf war, der hier wohnte, starb 1710 auf dem Vorderorte. Er ließ vorsätzlich die übrigen Wohnungen vollends eingehen. Auf dem Mittelorte befand sich ein großer Saal, welcher der goldene Saal genannt wurde, und im Hinterorte waren nach der Aussage alter Mansfelder Bürger (die im Jahr 1726 noch lebten) die Zimmer mit wohlriechendem, wahrscheinlich Zedernholze, ausgetäfelt, welches durch das ganze Schloß einen sehr angenehmen Geruch verbreitete. Der Vorderort enthielt sehr ansehnliche Gebäude. Dieser Sitz wurde vom Grafen Hoyer VI., Kaiser Karls V. geheimen Rath und Ritter des goldenen Vließes, 1518 erneuert und verschönert. Sein Wappen, in Stein gehauen und mit durchbrochener Arbeit geziert, ehemals stark vergoldet, steht noch über dem Eingange desselben zu beiden Seiten mit der Um-

schrift: Hoyer G. u. H. z. M. 1518. Er ließ damals auch den Thurm über dem Eingange bauen, das Dach desselben mit Kupfer belegen, und den Knopf auf demselben mit einem vergoldeten Greifen zieren. Das Seitengebäude über dem innersten Thore, welches aber nicht mehr vorhanden ist, hat Johann Gebhard, Kurfürst von Cölln und Graf zu Mansfeld, inne gehabt. Ueber dessen Eingange stand sonst der Name und Titel dieses Grafen. Jetzt ist an die Stelle der, oben schon erwähnte, Grabstein Albrechts VII. eingemauert worden.

Für das Wahrzeichen des Schlosses hält man einen Mönchs- und einen Nonnenkopf, wovon der erste unweit des Thors, wenn man nach der sogenannten Mine zu geht, unter dem Erker der ehemaligen Kommandantenstube in der Mauer, der andere aber bei der Kirchthüre in der Höhe an einer Ecke befindlich war. Man erzählt davon, daß eine Nonne mit einem Mönche vornehmen Geschlechts in unerlaubtem Umgange betroffen und auf dieses Schloß in Verwahrung gebracht wären; der Mönch habe sich vom Schlosse hinabgestürzt, die Nonne aber in der sogenannten dunkeln Kammer erhenkt, wo man den Ort und den Strick noch lange gezeigt. Ihre Bildnisse wären darauf zum Gedächtniß in Stein gehauen und an benannten Orten aufgestellt worden. Außer dieser Sage haftet auch die noch auf der Mansfelder Burg: daß der Ritter St. Georg ein Graf von Mansfeld gewesen sey, und am Burgberge den Lind-

wurm erlegt habe, daher dieser noch der Lindberg heiße. Wahrscheinlicher möchte es aber wohl seyn, daß Linden, welche hier stehen und vielleicht immer da standen, zu diesem Namen die Veranlassung gaben. Der St. Georgs-Ritter galt aber früherhin für den Schutzpatron der Grafschaft Mansfeld, daher ihm auch die Stadtkirche in Mansfeld geweihet war.

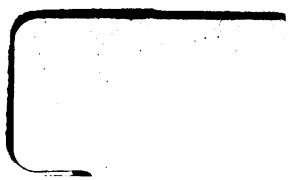
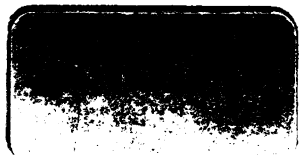
Die Grafschaft Mansfeld, zur Zeit des Flors der besitzenden Familie, war leicht noch einmal so groß, als sie beim Erlöschen derselben war und noch jetzt ist, wo sie 14½ Quadratmeilen Flächeninhalt enthält. Sie gehörte zum obersächsischen Kreise, war ursprünglich reichsunmittelbar, dann preußisches und sächsisches Lehen, welche beide Häuser, nach dem Erlöschen der Grafen, davon Besitz nahmen. Sachsen erhielt den größern, Preußen den kleinern Theil. Letzteres kam aber im Jahre 1815, mit dem von Sachsen abgerissenen Theile, ganz in den Besitz derselben. Der Flor des kleinen Landes war in frühern Zeiten, besonders durch die Kupferbergwerke höchst blühend. Es gab eine Zeit, wo siebenzehn Schmelzhütten im Gange waren, und in einem Jahre wurden einmal 18000 Centner Kupfer geseigert. Dennoch reichten die Einkünfte der Grafen nie zu. Die zu große Familienvermehrung, die daraus entspringende Zerstückelung des Landes, der Verlust der Reichsunmittelbarkeit, die mit vielem Aufwande verknüpften Ehrenstellen, welche sie an kaiserlichen und königlichen Höfen bekleideten, und endlich

die

die vielen Kriege, und besonders der dreißigjährige, während dessen sie selbst ein großes Korps unterhielten, stürzten die Grafen nach und nach in ein Labyrinth von Schulden, aus denen sie sich nie wieder herausgefunden haben. Schon im Jahre 1570 fing die Sequestration über einen Theil des Landes an, und 1690 war sie über das ganze, durch Preußen und Sachsen, angeordnet, während welcher jedes Familienglied, zu seinem Unterhalt, nur 1000 Fl. erhielt. Die ganze Schuldenlast belief sich so hoch, daß die jährlichen Interessen allein 123,285 Fl. betrugen. Zwar bekam Graf Heinrich Franz I. von der Bordstedtschen Linie in demselben Jahre das Fürstenthum Fondi im Neapolitanischen vom Könige Karl II. von Spanien geschenkt, was ihm auch die deutsche reichsfürstliche Würde verschaffte; allein es war, als ob ein widriges Geschick über diesem Geschlechte waltete; denn auch um diese Besitzung wurden sie betrogen. Fürst Heinrich Paul verkaufte sie nemlich 1751, der Entlegenheit wegen, an das neapolitanische Haus Sangro für 200,000 Dukaten, hat aber nie einen Pfennig von der Kaufsumme ausgezahlt erhalten.

Von den beiden letzten Linien starb die eine 1710, die andere 1780 aus. Die Zweige der letztern, der Bornstedtschen, lebten schon lange im Oesterreichischen, wo sie auch Besitzungen hatten. Der letzte Graf und Fürst von Mansfeld, Joseph Wenzel, starb auf eine schmähliche Art. Er wurde im Wagen eine jähe Tiefe hinabgestürzt und zerschmettert. Man hat lange Zeit diese Todes-

JUN 7 1963



JUN 7 1963